

**Tag für Denkmalpflege
und Heimatschutz**

Breslau 1926



BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ

Antoni Mierquint
453



Breslau: Kreuzkirche, Dom und Sandkirche
von der Universitätsbrücke aus
Phot. Konwiarz

TAG FÜR DENKMALPFLEGE UND HEIMATSCHUTZ

BRESLAU 1926

Tagungsbericht nebst Beiträgen zur
Heimat- und Kunstgeschichte
Breslaus und des schlesischen Landes

Mit 105 Abbildungen

Anton Mergent
453 B



VERLAG GUIDO HACKEBEIL A.-G. IN BERLIN

1927



224 136/1

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten
Druck: Guido Hackebeil A.-G., Berlin.

Akk. 829/12/80

Vorbemerkung.

Der vorliegende Band dieser Reihe, der den Bericht über den Breslauer Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz bringt, möchte darüber hinaus zugleich etwas wie ein Heimatbuch für das schlesische Land sein. Wie die Verhandlungen über die wichtigen Fragen jener Tagung in der Provinzialhauptstadt eingerahmt waren durch Besichtigungen und Studium der heimatlichen Schönheiten und Kunstschatze, so ist die Wiedergabe der Vorträge und Aussprachen hier begleitet durch einen Bericht, der von einigen der schönsten, geschichtlich bedeutsamsten und durch die hervorragendsten Denkmäler ausgezeichneten Teile des schlesischen Landes zu erzählen weiß. Eine Einführung in die Kunstschatze der Stadt Breslau bildet den Auftakt. Durch zahlreiche Bildbeigaben sollen auch die einzelnen Abschnitte ihrer Bedeutung entsprechend und sinngemäß gehoben werden. — Den Teilnehmern sei dieser Band nicht nur eine dauernde Erinnerung an die Tagung, sondern auch an das ganze Land, dem sie galt.

Der Druck des Berichtes in der erweiterten Form und die Aufnahme jener Beiträge zur Heimat- und Kunstgeschichte Schlesiens wären nicht möglich gewesen ohne die verständnisvolle Hilfe der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der auch an dieser Stelle ehrerbietigst gedankt sei. Unser besonderer Dank gilt ferner dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, das in ungewöhnlichem Ausmaß die Sache der Denkmalpflege und der Heimatkunde, der unser Tag dient, im Voraus gefördert hatte. Es ermöglichte die einzigartige Schau „Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters“ und „Siedlung und Stadtplanung in Schlesien“, deren Besichtigung nachhaltig dazu beitrug, die wichtigsten Verhandlungsgegenstände zu veranschaulichen und sachlich zu klären. Ferner besicherte es den Teilnehmern an der Tagung den Band über „Die Kunst in Schlesien“ als Angebinde (geschildert von August Grisebach, Günther Grundmann, Franz Landsberger, Manfred Laubert, Karl Masner, Hans Seger, Erich Wiese; erschienen im Deutschen Kunstverlag zu Berlin), eine vorbildliche Form der Wiedergabe der künstlerischen Entwicklung eines Landes, zugleich das wertvollste Geschenk an die deutsche Kunstgeschichte wie an das ganze schlesische Land. —

Dem Verfasser der Einführung, Herrn Dr. Erich Wiese, Kustos am Schlesischen Museum der bildenden Künste in Breslau, und dem des zusammenhängenden Berichtes über die schlesischen Städte, Herrn Museumsdirektor Dr. Erwin Hensler (Dresden), ist der Vorstand zu besonderem Dank verpflichtet. Die Gesamtedaktion lag wieder in den Händen unseres Geschäftsführers Dr.-Ing. Werner Lindner.

Clemen.

Freiherr von Stein.

Für die Tagung war folgendes Programm ausgegeben:

Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz **Breslau 1926**

vom 20. bis 25. September.

Montag, den 20. September.

Vorabend im Remter des Rathauses, Beginn 8 Uhr.

Begrüßungen, anschließend geselliges Beisammensein mit einfacher Bewirtung durch die Stadt Breslau.

Dienstag, den 21. September.

Erste Sitzung in der Aula Leopoldina der Universität. Beginn pünktlich 9 Uhr.

Tagesordnung:

1. Geschäftliches und Allgemeines.
2. „Denkmalpflege und kirchliche Holzskulptur.“ Berichterstatter: Museumsdirektor Dr. Demmler, Berlin. Mitberichterstatter: Professor Dr. Schmuderer, München.
3. „Die Orgel als Kunstdenkmal“.
 - a) „Der Orgelprospekt, seine Einfügung in den Kirchenraum und seine Erhaltung.“ Berichterstatter: Provinzialkonservator Landesbaurat Dr. Burgemeister, Breslau.
 - b) „Der musikalische Denkmalwert der alten Musikinstrumente, insbesondere der Orgeln.“ Berichterstatter: Prof. Dr. Willibald Gurlitt, Freiburg i. Br.
 - c) „Die Orgel und die Denkmalpflege.“ Berichterstatter: Kirchenmusikdirektor Prof. Biehle, Bautzen-Berlin.

Schluß der Sitzung 1⁴⁵ Uhr.

Gemeinsame Fahrt nach dem Ausstellungsgelände in bereitgestellten Autos.
Pünktlich 2 Uhr: Gemeinsames Frühstück im Terrassengasthaus an der Jahrhunderthalle Scheitnig.

Nachmittags von 3³⁰ Uhr ab: Besichtigung der zu Ehren des Tages veranstalteten Ausstellungen unter sachkundiger Führung, und zwar:

- a) der „Ausstellung schlesischer Malerei und Plastik des Mittelalters“,
- b) der „Ausstellung über Siedlung und Stadtplanung in Schlesien“.

6³⁰ Uhr: Besichtigung der Jahrhunderthalle mit Vorführung der großen Orgel und kurzen Erläuterungen durch Oberorganist Burkert.

Mittwoch, den 22. September.

Zweite Sitzung in der Aula Leopoldina der Universität. Beginn pünktlich 9 Uhr.

Tagesordnung:

1. „Siedlung und Stadtplanung im deutschen Osten.“ Berichterstatter: Prof. Dr. Kloepfel, Danzig. Mitberichterstatter: Stadtbaudirektor Behrendt, Breslau.
2. Wahl des Ortes für die nächste Tagung.

Schluß 1³⁰ Uhr.

Gemeinsames Frühstück im Savoy-Hotel, Tauentzienplatz 12/13.

3³⁰ Uhr bis 6 Uhr: Besichtigung der Stadt, ihrer Kirchen und sonstigen Baudenkmäler sowie der Siedlungen.

Abends 8³⁰ Uhr: Gemeinsames festliches Essen im Savoy-Hotel zugleich als Abschluß für die Teilnehmer, die die Studienfahrt nicht mitmachen.

Donnerstag, den 23. September.

Vormittags von 9 Uhr ab: Besichtigung der Museen *) mit Führungen, und zwar:

1. des Museums der bildenden Künste, Museumplatz;
2. des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, Graupenstraße 14. Dortselbst aus Anlaß des Tages: Handschriften-Ausstellung;
3. des neueröffneten Schloßmuseums, Karlstraße 34;
4. des Fürstbischöflichen Diözesanmuseums, Göppertstraße 12—14, beim Domplatz.

Nachmittags 1²⁰ Uhr: Abfahrt Breslau Hauptbahnhof nach Neiße. Besichtigung der Stadt mit Führungen. Abends 6³⁰ Uhr: einfache Bewirtung durch die Stadt im Stadthaus. Rückfahrt nach Breslau 9 Uhr.

Freitag, den 24. September.

Studienfahrt. Abfahrt Breslau Hauptbahnhof vorm. 7¹² Uhr mit Sonderzug nach Schweidnitz. Besichtigung der Stadt in mehreren Gruppen. Darauf einfache Bewirtung durch die Stadt. Weiterfahrt 11³⁰ Uhr nach Grüssau. Begrüßung durch den Herrn Abt und Ansprache „Von der Wesensart des Benediktinischen Mönchtums“. 2³⁰ Uhr: Liturgische Vesper. Ab 3 Uhr: Besichtigung der Kirchen und der Fürstengruft, der Bibliothek und der nahegelegenen Erholungsstätte Bethlehem. Weiterfahrt 6⁰⁰ Uhr nach Hirschberg.

Abends 8³⁰ Uhr in Hirschberg: Empfang und einfache Bewirtung durch die Stadt.

*) Die Museen werden schon am Montag offengehalten.

Sonnabend, den 25. September.

Morgens Besichtigung von Hirschberg (Gnadenkirche, Kath. Pfarrkirche, Riesengebirgsmuseum).

Abfahrt Hirschberg 9³⁰ Uhr nach Görlitz. Ankunft 11⁴⁰ Uhr. Einfache Bewirtung durch die Stadt in der Stadthalle. Lichtbildvortrag von Prof. Feyerabend, Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums in Görlitz, über „Die künstlerische Bedeutung der Altstadt und ihrer Bauten“, danach Führung durch die Stadt *)

Der Ausschuß des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz.

Vorsitzende:

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. und Dr.-Ing. e. h. Clemen, Bonn.

Wirkl. Geh. Rat Staatssekretär a. D. Freiherr von Stein, Berlin.

Stellvertretende Vorsitzende:

Prof. Dr. Fuchs, Tübingen; Prof. Dr. Sauer, Freiburg i. Br.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Bestelmeyer, München; Geh. Hofrat Prof. Dr. Beyerle, München; Geh. Rat Dr. von Bezold, Bernried; Hessischer Gesandter Dr.-Ing. e. h. Freiherr von Biegeleben, Berlin; Oberamtsrichter Bogenhard, Weimar; Graf Degenfeld, Stuttgart; Prof. Dr. D. und Dr.-Ing. e. h. Dehio, Tübingen; Ministerialrat Dr. Donnevert, Berlin; Architekt Effenberger, Breslau; Prof. Dr. D. Ficker, Halle; Prof. Dr. E. Fischer, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. Th. Fischer, München; Geh. Legationsrat Frisch, Berlin; Ministerialrat Dr. Gall, Berlin; Landeskonservator Dr. Goebler, Stuttgart; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Goldschmidt, Berlin; Geh. Hofrat Prof. Dr. und Dr.-Ing. e. h. D. Gurlitt, Dresden; Provinzialkonservator Pfarrer Hadel, Alt-Wette; Generalkonservator Dr. Hager, München; Generaldirektor Prof. Dr. Halm, München; Prof. Dr. Hensel, Bonn; Museumsdirektor Dr. Hensler, Dresden; Konservator der Kunstdenkmäler Preußens Ministerialrat Hiecke, Berlin; Geh. Oberbaurat Prof. Hofmann, Darmstadt; Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Freiburg i. Br.; Geh. Justizrat Dr. D. Kahl, M. d. R., Berlin; Staatsrat Dr.-Ing. e. h. Ritter von Kahr, München; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Kautzsch, Frankfurt a. M.; Reg.- und Volkswirtschaftsrat Dr. Keller, Berlin-Lankwitz; Reichsfreiherr von Kerkerinck zur Borg, Rinke-rode; Reg.-Rat Koch, Weimar; Museumsdirektor Prof. Dr. Koetschau, Düsseldorf; Dr.-Ing. Lindner, Berlin; Prof. Dr. Pinder, Leipzig; Reichskunstwart Dr. Redslob, Berlin; Provinzialkonservator Prof. Dr. Renard, Bonn; Museumsdirektor, Provinzialkonservator Dr. Sauer-mann, Kiel; Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, Berlin; Prof. Dr. Schoenichen, Berlin; Vorstand des österreichischen Staatsdenkmal-amts Hofrat Dr. v. Schubert-Soldern, Wien; Oberbaudirektor Prof.

*) Die für den 24. September vorgesehene Fahrt einer zweiten Gruppe nach Leubus—Liegnitz und am 25. September nach Schmiedeberg mußte wegen verhältnismäßig schwacher Beteiligung der Tagungsteilnehmer an den Ausflügen leider ausfallen.

Dr.-Ing. e. h. Schumacher, Hamburg; Prof. Dr. h. c. Schultze-Naumburg, Saaleck; Prof. Dr. Schumann, Dresden-Blasewitz; Hofrat Prof. Seyffert, Dresden; Prof. Dr. Stettiner, Hamburg; Geh. Oberbaurat Dr.-Ing. e. h. Stübben, Münster i. W.; Geh. Justizrat Prof. Dr. Stutz, Berlin; Hofrat Prof. Dr. Tietze, Wien; Ministerialrat Wagner, Darmstadt; Geh. Baurat Prof. Walbe, Darmstadt; Staatsminister Dr. Wallraf, M. d. R., Berlin; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wiegand, Berlin; Freiherr von Wilnowski, Eckartsberga.

Der Orts- und Landesausschuß.

Bandmann, Rechtsanwalt, Vors. des Niederschlesischen Provinzial-Ausschusses, Breslau; Bednorz, Prof., Bildhauer, Breslau; Bender Konsistorialpräsident, Breslau; Berger, Magistrats-Oberbaurat, Breslau; Dr. Bertram, Kardinal, Fürstbischof, Breslau; Blaeschke, Prälat Domprobst, Breslau; Borowski, Oberreg. und Baurat, Neiße; Braune, Prof., Direktor der Baugewerkschule, Breslau; Burmann, Erster Bürgermeister, Bunzlau; Clemenz, Rektor, Liegnitz; Dr. Dittrich, Geh. Justizrat, Neiße; v. Dobschütz, Superintendent, Oppeln; Eckert, Bergrat, Präsident der Handelskammer, Schweidnitz; Erbe, Gartenbaudirektor, Breslau; Feyerabend, Prof., Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums, Görlitz; Fischer, Geh. Baurat, Schreiberhau; Dr. Franke, Oberbürgermeister, Neiße; Dr. Friedrich, Rechtsanwalt, Stadtverordneten-Vorsteher, Breslau; Graf Garnier, M. d. L., Turawa O.-S.; Giese, Leiter des Kreiswohlfahrtsamtes, Sprottau; Glaeser, Hütten-direktor, Neusalz a. O.; v. Gosen, Prof., Bildhauer, Breslau; v. Göb-ler, Landrat a. D., Schätz, Kreis Guhrau; Dr. v. Gröning, Universitäts-Kurator, Reg.-Präsident i. e. R., Breslau; Greiff, Wirkl. Geh. Ober-justizrat, Oberlandesgerichtspräsident, Breslau; Dr. Grund, Handels-kammerpräsident, Breslau; Dr. Grundmann, Direktor des Hausfleißes, Warmbrunn; Dr. Dr. v. Guenther, Oberpräsident a. D., Wirkl. Geh. Rat, Breslau; Fürst v. Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg, Vorsitzender des Niederschlesischen Provinzialausschusses, Trachenberg; Dr. Heine-vetter, Museumsdirektor, Gleiwitz; Heyer, Prof., Direktor der Hand-werker- und Kunstgewerbeschule, Breslau; Herrmann, Oberregierungs- und Geh. Forstrat, Geschäftsführer des Komitees für Naturdenkmalpflege, Breslau; Dr. Herschel, Bürgermeister, Breslau; Dr. Jaenicke, Regierungspräsident, Breslau; Dr. Dr. jur. h. c. Jecht, Ratsarchivar und Sekretär der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, Görlitz; Irmer, Vizepräsident des Prov.-Schulkollegiums, Breslau; Dr. Kirchner, Landrat, Münsterberg; Dr. Knötel, Prof., Breslau; Kuhnert, Domkapitular, Breslau; Dr.-Ing. Küster, Stadtbaurat, Görlitz; Dr.-Ing. e. h. Malcher, Hütten-direktor, Gleiwitz; Dr. Manigk, Prof., Geh. Justizrat, Rektor der Universität, Breslau; Dr. Masner, Prof., Direktor des Museums für Kunstgewerbe und Altertümer a. D., Breslau; Masur, Ober-Reg.- und Baurat, Liegnitz; Maurer, Stadtbaurat, Oppeln; Dr. Milch, Justizrat, Breslau; v. Miquel, Reg.-Präsident z. D., Collm b. Niesky; Moll, Prof., Maler, Direktor der Akademie für Kunst und Kunstgewerbe, Breslau; v. Moltke, Staatsminister a. D., Kl. Bresa, Kr. Strehlen; Müller, Curt, Architekt BDA, Breslau; Oehlmann, Stadtbaurat, Liegnitz; Poppel, Oberbürgermeister, Brieg; Dr. Peucker, Landrat, Glatz; Hans Heinrich Fürst von Pleß, Fürstenstein;

Dr. Poeschel, Regierungspräsident, Liegnitz; Graf Praschma, Vorsitzender des Oberschlesischen Prov.-Landtages, Falkenberg O.-S.; Dr. Prezykowski, Amtsgerichtsrat a. D., Direktor der Schles. Siedlungs- und Wohnungsfürsorgegesellschaft, Oppeln; Dr. Proske, Oberpräsident von Oberschlesien, Oppeln; Rading, Prof., Architekt BDA, Breslau; Freiherr v. Richthofen, Landrat a. D., Mertschütz, Bezirk Liegnitz; Dr. Rickelt, Oberbürgermeister, Hirschberg; Schabik, Stadtbaurat, Gleiwitz; Dr. D. Schian, Generalsuperintendent, Breslau, Schierer, Oberreg.- und Baurat, Breslau; Schiller, Geh. Justizrat, Bunzlau; Dr. Schmeidler, Prof., Rektor d. Techn. Hochschule, Breslau; Albert Schmitt, Abt von Grüssau; Dr. Schube, Prof., Studienrat, Breslau; Dr. Siebs, Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat, Breslau; Slawik, OBERINGENIEUR, Breslau; Snay, Oberbürgermeister, Görlitz; Stein, Direktor, Breslau; Dr. Steinbeck, Univ.-Prof., Konsistorialrat, Breslau; v. Stoephasius, Handelskammersyndikus, Oppeln; Szodrok, Rektor, Schriftleiter des „Oberschlesier“, Colonnowska; Dr. v. Thaer, Landeshauptmann von Niederschlesien, Breslau; Dr. Freiherr von Tschammer, Staatssekretär a. D., Brunzelwaldau, Kr. Freystadt; Dr. B. Wagner, Regierungsdirektor, Breslau; Dr. O. Wagner, Oberbürgermeister, Breslau; Wahlich, Architekt BDA, Breslau; Dr. Wahner, Studiendirektor, Glogau; Dr. Dr. jur. h. c. Wendt, Prof., Direktor d. Stadtarchivs, Breslau; Dr. Wutke, Geh. Archivrat, Direktor des Staatsarchivs, Breslau; D. Zänker, Generalsuperintendent, Breslau; Zimmer, Oberpräsident von Niederschlesien, Breslau; Zum Winkel, Prof., Stadtarchivar, Liegnitz.

Der Arbeitsausschuß.

Vorsitzender: Dr. Burgemeister, Landesbaurat, Provinzial-Konservator von Niederschlesien, Breslau.

Geschäftsführer: Stephan, Kunsthistoriker, Breslau.

Behrendt, Stadtbaudirektor, Breslau; Dr. Braune, Prof., Direktor des Schlesischen Museums der bildenden Künste, Breslau; Effenberger, Architekt BDA, Breslau; Dr. Friedel, Stadtkämmerer, Breslau; Dr. Grisebach, Univers.-Professor, Breslau; Hadel, Pfarrer, Provinzial-Konservator von Oberschlesien, Alt-Wette; Hallama, Verkehrsdirektor, Breslau; Dr. Hintze, Prof., Kustos am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau; Dr. Hippe, Prof., Direktor der Stadtbibliothek, Breslau; Konwiarz, Magistratsbaurat, Breslau; Dr. Malten, Univers.-Professor, Breslau; Niemeyer, Reg.-Baumeister, Direktor der Oberschlesischen Heimstätte, Oppeln; Dr. Nowak, Prof., Fürstbischof. Archivdirektor, Breslau; Redlich, Konsistorialrat, Breslau; Dr. Reincke-Bloch, Univers.-Prof., Breslau; Dr. Seger, Prof., Direktor des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau; Dr. Wiese, Kustos am Schlesischen Museum der bildenden Künste, Breslau.

Zur Einführung in die Bau- und Kunstgeschichte Breslaus.

Weit, undeutlich, drohend und lockend zwingt der Osten heut wieder die Blickrichtung Westeuropas. Schlesien liegt als eine Art erste Schanze in der Bahn und kann nicht mehr übersehen werden. Hat es eine Hauptstadt? — Breslau! — Von Bedeutung? — Ob heute, mag strittig bleiben. Für das Gestern und Vorgestern hat man sie eben wieder festgestellt, und die Anerkennung marschiert.¹⁾

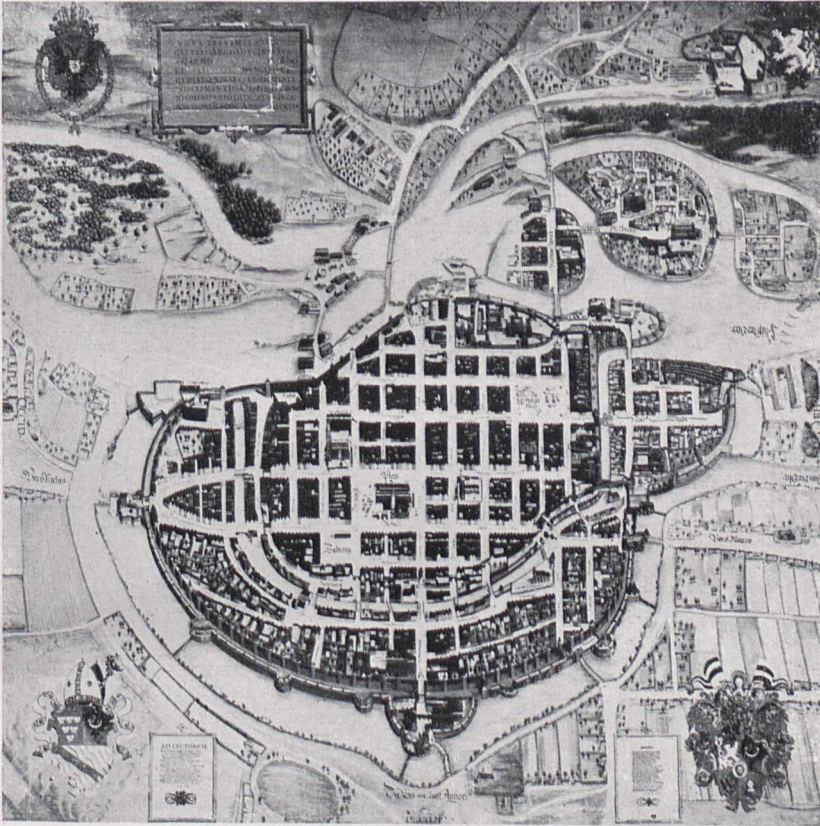


Abb 1. Plan der Stadt Breslau von Barthel Weyhner (1562), in der Breslauer Stadtbibliothek

¹⁾ Die Teilnehmer des Breslauer Tages haben das Buch „Die Kunst in Schlesien“ erhalten. Dort und in dem trefflichen Bändchen von Franz Landsberger „Breslau“ (Berühmte Kunststätten) sind die Zugänge zur Literatur leicht auffindbar. Eine handliche Zusammenfassung der Baudenkmäler bis in die Neuzeit bietet auch „Die Baukunst Breslaus“ von Konwiarz und Stephan, Breslau 1926. — Die vorliegenden Ausführungen können und wollen nur Streiflichter werfen, zur Erinnerung und Anregung.

Wir nähern uns der Stadt von Südwesten her. Bis zur Schleifung der Befestigungen (1807) entrollte sich hier die Schauseite der Stadt, wie sie in ihren Hauptakzenten schon die Ansicht in Schedels Weltchronik gibt. Die Kaiser-Wilhelmstraße leitet uns durch die moderne Südstadt. Sie stößt kurz vor dem Tauentzienplatz in sehr stumpfem Winkel auf die Schweidnitzer Straße, deren Name die Richtung des alten Handelsweges gibt. Wir sind auf der Achse der Stadt. Sie führt nahezu lotrecht auf die nördliche Begrenzung der alten Stadt, den Oderlauf. Vom Tauentzienplatz her schneidet sie zunächst den Stadtgraben, die Linie der erweiterten Stadtbefestigung aus dem 14. Jahrhundert, die halbkreisförmig auf die Oder stößt; etwa 300 m weiter kreuzen die „Ohlen“, Straßen, deren Verlauf den ursprünglichen Stadtumfang innerhalb des herumgeleiteten Ohleflusses bezeichnen. Und nach kaum weiteren 300 Metern tangiert die Mitte der Stadtachse den Ring auf seiner Ostseite. Allenthalben laufen zu ihr Straßenzüge nahezu parallel und in rechtem Winkel. Es bietet sich uns das Schema einer Stadt nach einheitlichem Gründungsplan (Abb. 1).²⁾ Breslau wurde nach dem Rückzug der Mongolen, 1242, als deutsche Kolonistenstadt angelegt.

Kaufleute waren in erster Linie an der Gründung beteiligt, und so erscheint es nur natürlich, daß im Mittelpunkt des Bauinteresses, örtlich im Mittelpunkt der Stadt, also auf dem Ring, das Kaufhaus und spätere Rathaus steht. Es ist noch heut der bedeutendste Bau der Stadt, ein in Jahrhunderten gewachsener Organismus, umwuchert von den sogen. Ringbauten, hölzernen Verkaufsbuden mit uralten Platzrechten (sie werden jetzt systematisch von der Stadt zwecks Abbruches aufgekauft). Die Baugeschichte des Rathauses ist keineswegs in allen Punkten geklärt (vgl. den übersichtlichen Grundriß bei Grisebach, Kunst in Schlesien). Die Neudeckung mit farbigen Ziegeln im alten Schachbrettmuster brachte Schuttatragungen auf dem Boden mit sich, die Stellen von baugeschichtlicher Bedeutung bloßlegten. Noch sind umfangreichere Resultate nicht bekannt geworden. Doch scheint es, u. a. nach vermäuerten Fenstern im südlichen Dachgeschoß zu schließen, daß der schlichte, viel vornehmer und nicht weniger reich dekorierte Südgiebel neben dem üppigen späteren Erkerbau den Abschluß eines um 1450 errichteten kurzen Traktes war, der auch nach Westen Fenster zeigte. Die Plastik — zwei prachtvoll herausgeschraubte Köpfe an einer Fensterbank nach Osten und fünf Standfiguren am Südgiebel — stützt die Ansetzung. Daß man sich schon kaum eine Generation später, freilich unter Schonung des Vorhandenen, zu stilistisch nun ganz modernen, repräsentativen Erweiterungsbauten entschloß, bietet ein besonders gutes Beispiel für den beweglichen Geist, der Breslaus Bevölkerung beseelte. Er hatte diese Geschmeidigkeit in den zahlreichen politischen und wirtschaftlichen Wechselfällen, die in dem vorgeschobenen Posten an der Tagesordnung waren, erworben; eine gewisse Mischung mit slawischen Elementen — sie wurden sicher z. T. schon aus dem mitteldeutschen Auswanderungsgebiet mitgebracht — half weiter dazu. Diese Elastizität äußerte sich nicht nur in einer erstaunlichen Wandlungs-, Aufnahme-, Anpassungsfähigkeit. Sie begabte und zwang dieses Gemeinwesen, jegliches Ding bis zum äußersten zu treiben. Die großen Kirchenbauten des 14. Jahrhunderts bezeugen es, vorab die Chöre: schlank und doch stämmig, nicht aufgehalten von zierlichem Beiwerk, steigen sie

²⁾ Der Weyhnorsche Plan von 1562 korrigiert übrigens selbst die wenigen Krümmungen einiger Hauptstraßen; auch ein Zeichen des Stolzes auf die regelmäßige Anlage der Stadt.

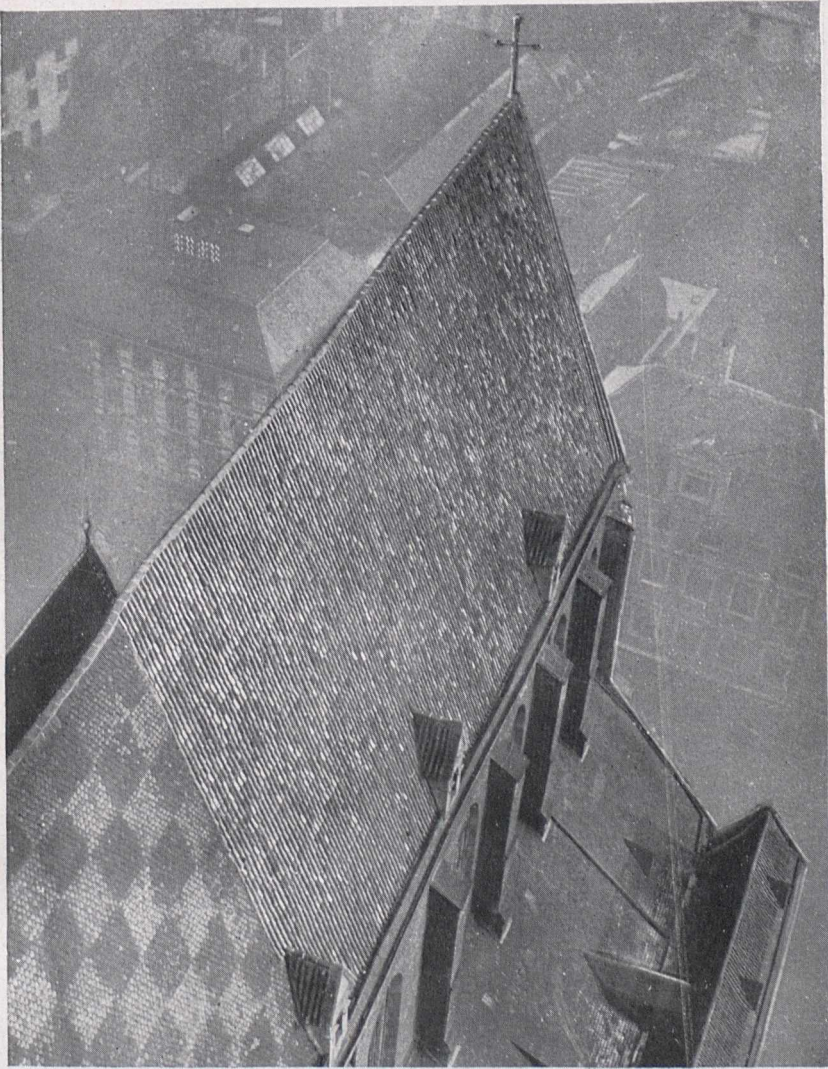


Abb. 2. Breslau, Dach der Elisabethkirche
Phot.: Wiese



Abb. 3. Breslau, ehemalige St.-Anna-Kapelle
Phot.: Rud. Eder

wo steht sonst eine Kapelle von ähnlichen Verhältnissen wie die zu Sankt Anna auf dem Sande: kurz, schmal, ungegliedert, alle Kräfte konzentriert auf die Stimmung nach oben, die, gewissermaßen mit neuem Atemzug nach der beträchtlichen Leistung im Chor, im Langhaus zu triumphierender Höhe aufstößt? (Abb. 3.) Mußten unter solchen Neigungen die Türme nicht wie Nadeln aufsteigen: — Vinzenz, Kreuzkirche, Adalbert, Elisabeth — vielfach einzeln bleiben, auch wenn sie paarweis geplant waren und ihre allzusteilen gotischen Spitzen in Kürze wieder verlieren? Die luftigen Renaissance-Hauben waren ein gewisser Ersatz, aber der Zwang des Wollens ist bei ihnen zum Spiel des Könnens geworden. St. Elisabeth trotzte: sein strebender Unterbau hätte eine Renaissance-Haube mit vielen Durchbrüchen gefordert; und so wurde er ein Kümmerfinger, aber als solcher noch überragend und das Wahrzeichen der Stadt. (Abb. 4.)

Bei der Absteckung der Plätze hatten die Gründer wahrhaft kaufmännische Großzügigkeit gezeigt; sie war keine schöne Geste, sondern Weitblick und praktischer Sinn. Die Plätze waren damals nicht nur die Märkte, sie waren die Bahnhöfe der Stadt, die Zielpunkte des Fuhrverkehrs, damit die Herzen des Handels und also des Gemeinwesens. An den Hauptring, den großen Empfangssaal der Stadt mit dem Rathaus, schließt sich nach Südwesten der Stapelplatz des polnischen Salzes, der Salzring (heut Blücherplatz). Ein dritter prachtvoller Handelsplan kam früh hinzu, der Neumarkt. Welch' ein Vergnügen, die Weite dieser Plätze schreitend zu genießen! Im Mittelalter kannte man dies Gefühl kaum,

unbeirrt zu pfeilspitzen Dächern auf: Elisabeth, Vinzenz, Adalbert, Dorothea, Kreuzkirche. Und wo Chor und Langschiff unter gleichem Dach stehen, schneidet die Firstlinie wie ein Schwertstreich in die Luft. Bei Elisabeth führte dieser Drang nach schlanker Höhe bis zur technischen Gewagtheit, doch wiederholte Einstürze warnten umsonst: ein Zittern faßt einen noch heute — in der Zeit aller technischen Möglichkeiten — sieht man bei Wind vom Elisabethturm auf die Schneide des Langhauses (Abb. 2). Oder



Abb. 4. Breslau, Elisabethkirche vom Ring aus
Phot.: Staatl. Bildstelle



Abb. 5. Breslau, Burgfeld
Rest der Befestigung und Renaissance-Brunnen
Phot.: Wiese

häuser, die schlauchartigen Durchgangshöfe entsprachen gewiß dieser Absicht: man mußte seine Schäflein zusammenhalten, seine Hürde eng ziehen in diesem gefährlichen Winkel, den es allzuoft zu verteidigen galt. Heut, unter den veränderten Verhältnissen einer nach Hygiene und Schnellverkehr strebenden Großstadt, droht diese Enge oft verhängnisvoll zu werden.³⁾

Von dem doppelten Befestigungsring mit seinen zahlreichen Türmen und Bastionen steht über der Erde fast nichts mehr. Das Wenige auf dem Burgfeld ist schwer zugänglich, da es noch heut fiskalischen Zwecken dient und der ganze Gebäudekomplex sein Gesicht nach innen kehrt, einem großen Hof zu. Dennoch liegt hier ein Stück Alt-Breslau voller Geheimnisse, von denen ihm gewiß noch manches abzuringen ist. Schon im Mittelalter scheint der Boden eine größere Anlage getragen zu haben. Vielleicht war es von Anbeginn das Zeughaus, das auf dem Weyhnerschen Plane von 1562 (s. Abb. 1) an jener Stelle eingezeichnet ist. Für drei Flügel des Baues sind noch heute die Benennungen nach Adler, Löwe und Jungfrau lebendig. Daß sie nach Teilen des Stadtwappens gewählt

³⁾ Vgl. die lehrreichen Gegenüberstellungen der Flächengebiete verschiedener Großstädte in „Siedlung und Stadtplanung in Schlesien“, I, S. 10 (Herausgegeben vom Magistrat. 1926). — Ueber das Bürgerhaus in Breslau vgl. Burgemeister, Das Bürgerhaus in Schlesien. Berlin 1921.

kannte man die Plätze eben nicht leer. Das allein erklärt die schroffen Gegensätze, die zwischen der Weiträumigkeit der Plätze und der Enge der Wohnviertel bestehen. Der Kolonist war großzügig, wo es etwas einbrachte und wo es die Allgemeinheit zu vertreten galt. Aber er war karg gegen sich selbst und letzten Endes immer praktisch. Ob die Absicht, Raum zu sparen, die Schlankheit der Kirchenbauten mitbestimmte, ist zweifelhaft: zu edel ist ihre Tugend, als daß sie aus solcher Not geboren worden wäre. Aber die Enge der Gassen, die schmale Höhe der Wohn-

wurden (Menzel, Topographische Chronik von Breslau, S. 160), ist problematisch. Ohne weiteres als Reste der Befestigung erkennbar sind zunächst zwei Türme, ein runder und ein zinnenbekrönter viereckiger, der recht gut erhalten ist. (Abb. 5.) Die übrigen, den Hof umfassenden Baulichkeiten müssen mittelalterliche Reste in beträchtlichem Umfang einschließen. Im Engelflügel ist u. a. die Steinfigur eines Diakons (?) in flacher spätgotischer Maßwerknische erhalten. Es sieht aus, als stünde er an ursprünglicher Stelle. Von einem dort vorhanden gewesenem Gotteshaus scheint aber keine Nachricht zu bestehen. Ganz isoliert sind drei Fragmente von romanischen Löwen im Hof. Zwei, von erheblichen Ausmaßen, sind in den Sockel des Nordtraktes vermauert, der eine ist nahezu unkenntlich durch Abbrüche. Der dritte, wesentlich kleinere, liegt lose auf der Südseite. Der besterhaltene (Abb. 6) ist von beinahe unromanischer Freiheit der Bewegung. Geschmeidig und hoch aufrichtet dreht er das Haupt zur Seite. Die Mähne, in lebendigen Flammenformen züngelnd, bestätigt den Spätstil. Die Stücke sind aus einem weichen Sandstein gearbeitet. Mit den granitenen „Zobtenlöwen“ haben sie auch stilistisch nichts zu tun. Ueber ihre Herkunft schweigen sie sich vor der Hand aus. Sie stammen möglicherweise aus dem „romanischen“ Breslau rechts der Oder, von wo ja die sonst bekannten Reste der Stiftungen Peter Wlasts herübergenommen wurden (Vinzenz-Portal an St. Maria-Magdalena); an Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Annahme dadurch, daß andere romanische Bauteile, von denen ein Tympanon in den Größenverhältnissen gut zu dem genannten Portal paßt (von Buchwald diesem zugeordnet), 1536 ganz in



Abb. 6. Breslau, romanischer Löwe im Burgfeld

Phot.: Wiese

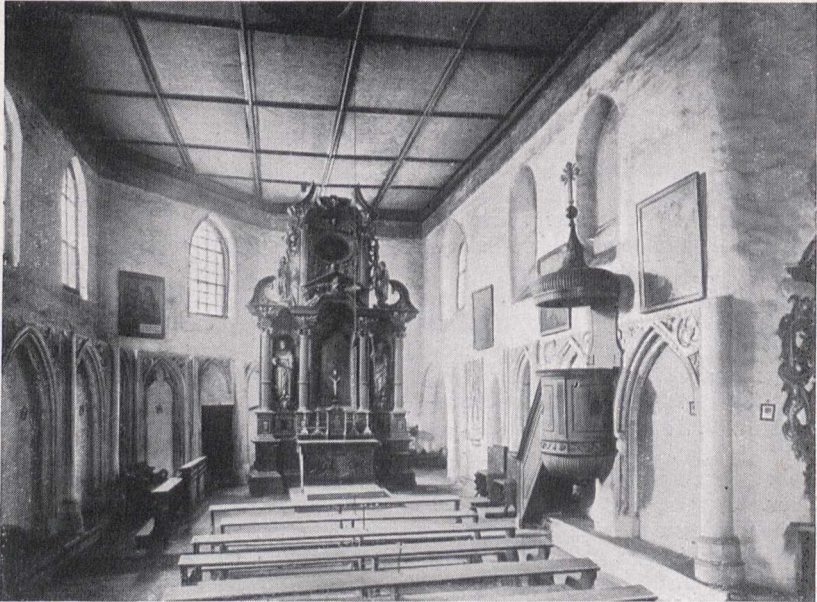


Abb. 7. Breslau, Martinikirche innen, Blick nach dem Altar
Phot.: Staatl. Bildstelle

der Nähe des Burgfeldes, nämlich am Allerheiligenhospital, eingemauert wurden. Wie dem auch sei, die Löwen im Burgfeld sind nach dem Verschwinden der Löwen am Vinzenzportal (1890!) die einzigen Vertreter ihrer Art im Breslau links der Oder. Die zwei an der Domvorhalle haben einen gänzlich anderen, einen heraldischen Charakter. Er läßt nicht ausgeschlossen erscheinen, daß die Stücke schon der frühen Gotik angehören. Sie dürften auch keine Säulen getragen, eher auf solchen gegessen haben.

Eines anderen Breslauer „Unikums“, das ebenfalls im Burgfeldhof steht und diesmal an ursprünglicher Stelle, sei hier im Vorübergehen gedacht: des kraftvollen Spätrenaissance-Bogens über einem Ziehbrunnen (s. Abb. 5). Die runde, steinerne Fassung des Brunnens ist leider verloren.

Von anderen, noch zu wenig erforschten und gewürdigten Breslauer Bauwerken des Mittelalters sei neben der schon erwähnten St. Annenkapelle auf dem Sande die Martini-Kapelle auf der Dominsel — in der Nähe der Kreuzkirche — genannt.⁴⁾ Abgesehen davon, daß sie seit kurzem den ältesten Breslauer Kruzifixus von „1322“ birgt, ein stilles, klassisches Werk, ist sie vom Grundriß bis zum Dachstuhl voller baulicher Eigenheiten und Rätsel. Das Äußere ist unscheinbar, auffällig hier schon die „Formlosigkeit“, die wahrscheinlich auf eine ursprüngliche Zentralbauanlage zurückzuführen ist. (Salzmann, in Festschr. f. d. Museum schles. Altert. 1883.) Der heutige Bestand ist wohl im wesentlichen Arbeit des

⁴⁾ Für die allgemein bekannten Bauwerke — besonders die rechts der Oder — sei auf die oben angeführte neue Literatur verwiesen; das darf mit Fug auch geschehen für die Gebiete der Malerei und Plastik, die neuerdings mehrfach im Zusammenhang, wenn auch noch lange nicht endgültig, behandelt worden sind.

14. Jahrhunderts. Etwas in Schlesien Seltenes sind die schönen Reste strenger Blendarkaden im Chor. (Abb. 7.) Bei dem geringen Umfang des Bauwerks, das innerhalb des Gebiets der alten herzoglichen Burg liegt, ist diese Auszeichnung auch eine gewisse Stütze für die Annahme, daß St. Martin Hofkapelle gewesen ist.

Es wurde oben versucht anzudeuten, welches Wollen und welche Kräfte hinter den Bauten des mittelalterlichen Breslau wirksam waren. Nur zwei Werke der Plastik jener Zeit seien in diesem Zusammenhange genannt als Zeugen dafür, daß die „dekorativen“ Künste mit der Architektur in einer Linie standen: schmal aufgebaut, karg im Umriß und in der Binnenform, mehr Flächen- als Raumgebilde, reckten sich im 14. Jahrhundert die großen Apostel im Chor von Maria-Magdalena an den Pfeilern hoch, echte Kinder eines unsentimentalen, stoßkräftigen Stammes. (Abb. 10.) Und nicht weniger zielstrebig, mit ungewöhnlicher architektonischer Treppung im Aufbau, nur ein wenig lauter schon, fast prunkend, stieg in Sankt Elisabeth der Altar Mariae mit dem Einhorn am ungliederten Pfeiler aufwärts. Auch die Dimensionen dieser Werke sind in ihrer Umgebung natürlich, gehorchen dem großen Zug. Selbst ein auswärtiger Künstler wie Pleydenwurff mußte sich ihnen fügen. Die Kreuzabnahme von seinem Altar für St. Elisabeth (1462, kürzlich ins Germanische Museum gelangt) ist etwa 3 Meter hoch. Im übrigen ist diese Vergebung eines großen Auftrags nach auswärts vereinzelt geblieben, die Hinwendung nach Nürnberg freilich wie ein Symbol für die folgende Entwicklung in der Breslauer Malerei. Als krönenden Schlußstein darf man heut ans Ende ihrer großen Epoche, die böhmisch-schlesische, mit Fug den Altar aus St. Barbara von 1447 (jetzt Kunstgewerbemuseum) setzen. Glückliche Funde der letzten Zeit schließen einen Import aus und verknüpfen ihn aufs engste unserer Provinz.



Abb. 8. Breslau, alter Zwinger der Kaufleute (von Langhans)

Phot.: van Delden



Abb. 9. Breslau, Weißgerbergasse. Haus „Schwarzer Adler“
Phot.: Staatl. Bildstelle

Taten von ähnlichem Umfang und gleicher Spannung wie in den beiden großen Jahrhunderten der Gotik hat Breslau in der Folgezeit nicht mehr zuwege gebracht. Es fehlt ihm keineswegs an Renaissancekunstwerken, aber sie sind fast alle Proben einer Kultur, die hier nicht als neue Notwendigkeit, eher als neue Mode, als eine moderne Dekoration eindrang. Daß sie es gerade hier erstaunlich früh tat, zeugt wieder für den beweglichen Geist der „ostdeutschen Handelsmetropole“.

In dem Maße, wie sie diesen Ehrentitel verlor, scheint sich aber auch der Sinn ihrer Bewohner gewandelt und geschwächt zu haben. Die Initiative zu dem großen Anlauf des Barock ging nicht mehr vom Kaufmann, vom Bürger aus; die Kirche ergriff sie allein. Und dennoch zeigt gerade der bedeutendste Barockbau Breslaus, die Universität, die unverkennbar lokale Note: Sammlung auf einen großen Klang unter Hintansetzung reicher Modulationen. Man kennt den Meister nicht, aber ich glaube mit Grisebach an einen „überragenden Kopf“, nicht an eine „Kollektivarbeit“. Und dieser Meister kannte schlesische Art. Sie ist ebenso offensichtlich am Universitätskonvikt und noch deutlich spürbar an einem späteren, bisher zu wenig beachteten Gebäude, dem „Schwarzen Adler“ in der Weißberggasse. (Abb. 9.)⁵⁾ Von hier führt die Linie unmittelbar zum preußischen Rokoko Friedrichs des Großen, das in Breslau seinen Niederschlag in dem Erweiterungsbau des Schlosses fand. Dieser „preußische Stil“ traf in Schlesien auf Wesensverwandschaft. Keinen besseren Beweis gibt es dafür, als daß Langhans in Schlesien begann, ihn konsequent nach der strengen Seite fortzubilden (Abb. 8), und daß eben dieser Langhans in Berlin seine Bahn vollendete. Die Barockbauten der Süddeutschen und Italiener mit ihrer größeren Freude am „Malerischen“ bleiben in Breslau (und all das gilt meist für die Provinz auch) neben den Werken mit lokaler Eigenart ebenso fremde Gäste wie die Renaissanceformen vorher.

Und wie steht es heut um Breslause Art? Nicht schlecht! Man hat sich seiner selbst gerade hier wieder (nach Gründer- und anderen Zeiten) sehr rasch besonnen, mit seltenem Instinkt der heute am weitesten vorschreitenden Kunst, der Architektur, schon vor dem Kriege Raum und Mittel zur Ausbreitung gegeben und tut es weiter. Manchem Besucher des Breslauer Tages wird sich der Eindruck unseres Ausstellungsgeländes in Scheitnig vielleicht ganz natürlich in die übrigen Eindrücke vom Wesen der Stadt eingeordnet haben: Jedenfalls hätte er recht damit getan. Wenn auch Poelzigs Bauten, freilich irgendwie umgemodelt durch die zähe Luft dieses Landes, vornehme Fremdlinge innerhalb der Gesamtlage⁶⁾ bleiben, diese selbst, sowie Bergs Jahrhunderthalle und sein Messehof im besonderen, sie sind echte Zeugen südostdeutschen Geistes.

Erich Wiese.

⁵⁾ Die Abbildung gibt die Fassade zu hart, mit zu tiefen Schatten. Sie wirkt in der wenig sonnigen Stadt und der engen Gasse weit zurückhaltender und flächiger.

⁶⁾ Vgl. die klassische Aufnahme des Ausstellungsgeländes vom Aerokartographischen Institut, Breslau (u. a. bei Landsberger, a. a. O. Abb. 155). — Ueber den sehr regen modernen Siedlungsbau unterrichtet am besten Konwiarz und Stephan und das unter Anm. 3 genannte Heft.



Abb. 10. Großer Apostel aus St. Maria Magdalena, Breslau
(jetzt Kunstgewerbemuseum)

Phot.: Wiese

Begrüßungsabend.

Montag, den 20. September, im Remter des Rathauses.

Vorsitzender, Wirkl. Geh. Rat Staatssekretär a. D. Freiherr v. Stein-Berlin: Werte Gönner und Freunde des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz! Im Namen des Ausschusses des Tags habe ich die Ehre, Sie beim Eintritt in unsere Tagung hier in Breslau zu begrüßen, Sie alle herzlich willkommen zu heißen. Ich begrüße insonderheit die Vertreter höchster und hoher Staatsbehörden, kirchlicher Behörden, Gemeindebehörden, die Vertreter gelehrter und gemeinnütziger Körperschaften, Vereinigungen, Verbände und Gesellschaften, die uns befreundet sind. Ich begrüße als Gast und Gastgeber den Herrn Oberbürgermeister, der uns im Namen der Stadt Breslau in diesem schönen Raum den Willkommen-gruß bieten will, und bitte den Herrn Oberbürgermeister, als erster unter denen, die uns durch Ansprachen erfreuen wollen, das Wort zu ergreifen. (Beifall.)

Oberbürgermeister Dr. Wagner-Breslau: Meine sehr geehrten Damen und Herren! Namens der Stadt Breslau heiße ich alle unsere Gäste, besonders aber die Teilnehmer an dem Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz, auf das herzlichste willkommen. Es gereicht uns zu ganz besonderer Genugtuung, daß der Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz diesmal Breslau zu seinem Sitz ausgewählt hat. Voriges Jahr war er in Freiburg im Breisgau. Es erscheint beinahe als ein kühnes Unterfangen, wenn wir hier den Versuch machen wollen, meine sehr geehrten Herrschaften, die Konkurrenz mit dieser Stadt aufzunehmen. Es ist gesagt worden von sehr autoritativer Seite, wir würden uns sehr anstrengen müssen, um dem ausgezeichneten Eindruck, den Sie in Freiburg gehabt haben, auch nur einigermaßen gleichzukommen. Nun, wir haben uns vorgenommen, zu tun, was in unseren Kräften steht. Wenn Sie in Freiburg gewesen sind, so sind Sie an einem Platze gewesen, der von der Natur außerordentlich begünstigt worden ist. Wir können uns einer solchen Gunst an sich nicht rühmen; wir liegen im flachen Odertal, und an landschaftlichen Schönheiten kann die Stadt, kann ihre Umgebung Ihnen nicht allzuviel bieten. Aber wir befinden uns hier an einer Stätte alter deutscher Kultur, und wir sind besser, als zurzeit noch unser Ruf ist. Unser hochverehrter Mitbürger, Professor Franz Landsberger, hat in seinem ausgezeichneten Werk über Breslau, das in der Sammlung berühmter Kunststätten als 75. Band bei Speemann erschienen ist, dargetan, wie der Ruf der Stadt gewechselt hat. In der Einleitung teilt er mit, daß im Mittelalter, in der Blütezeit der Stadt, der Ruf der Stadt als einer Stätte hoher Kultur allgemein in der ganzen Welt verbreitet war, und daß leider zu Beginn des 19. Jahrhunderts in dieser Beziehung ein starker Wandel eingetreten ist, ein Wandel, der schon früher auch dazu geführt hat, daß ein Mann wie Goethe, auf den ich sehr viel gegeben hätte (Heiterkeit), gerade über Breslau ein sehr schlechtes Urteil gefällt hat. So müssen wir uns damit abfinden, wir müssen nun aber auch, nachdem eine gewisse Stagnation tatsächlich eingetreten war, den Versuch machen, dieses Vorurteil — denn ein solches ist es — zu bekämpfen. Es ist ein Vorurteil, wenn man sich einbildet.

hier sei sozusagen nichts los, man sei schon so halb in Asien. (Heiterkeit.) Ein anderes und ein noch schlimmeres Vorurteil ist es, wenn man glaubt, es gäbe hier gar keine berühmten Kunststätten, und gerade Sie, meine verehrten Damen und Herren, die Sie als Kenner und Fachleute den Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz hier abhalten, gerade Sie sind uns deshalb so außerordentlich wertvoll, weil Ihr Urteil das von Fachleuten und Kennern ist. Ich bin fest überzeugt, bei der Besichtigung der Stadt wird es Ihnen klar werden, was für große Kulturwerte in dieser Stadt aufgespeichert sind, und ich bin ganz sicher, daß wir in dieser Beziehung auch mit Freiburg im Breisgau konkurrieren können —, in dieser Beziehung ganz bestimmt, und ich möchte daran die Hoffnung knüpfen, daß Sie, meine verehrten Damen und Herren, daraufhin auch starke Propagandisten für uns sein werden, und daß Sie, wenn Sie wieder zurückkommen in Ihre Heimat, den Ruf Breslaus als einer Stadt hoher Kultur überall verbreiten werden. Und es ist ja nicht nur die alte Kunst des Mittelalters, die Sie hier in den Kirchen und nicht zuletzt auch in diesem wundervollen Rathaus sehen und bewundern können —, wir haben in neuerer Zeit auch versucht, unseren Stadtplan nunmehr so zu gestalten, daß aus diesem ziemlich formlosen Gebilde, wie Breslau es augenblicklich darstellt, eine wirkliche Großstadt wird, die nach den Gesichtspunkten modernen Städtebaus ausgebaut und gebildet wird. Meine sehr verehrten Herrschaften, Sie kommen gerade an der Schwelle einer neuen Zeit zu uns; wir sind im Begriff, eine großzügige Eingemeindung vorzunehmen; die preußische Staatsregierung hat sich in dankenswerter Weise bereit gezeigt, uns in dieser Beziehung zu helfen, und wir sind jetzt bald so weit, daß wir ein Gesetz bekommen werden, das uns hilft, den Ring zu sprengen, der um uns gelegt ist. Augenblicklich können wir Ihnen allerdings, was die Siedlung und die Planung von Breslau anlangt, nur das zeigen, was das Mittelalter weitläufig geschaffen hat, und was wir in den Nachkriegsjahren Neues dazugebracht haben; das kann aber naturgemäß noch nicht den Umfang haben, den es haben muß. Aber wenn Sie nach einigen Jahren wieder zu uns kommen werden, dann hoffe ich, Sie in einen Kranz neuer Siedlungen führen zu können, der dann Breslau umgeben wird, durchschnitten von Grünanlagen und besiedelt von einer Bevölkerung, die dann wirkliches Heimatgefühl haben kann; denn das Schlimme ist ja in dieser Stadt, daß wir Hunderttausende von Mitbürgern haben, die gar kein Heimatgefühl haben können, weil sie so untergebracht sind, daß jedes Heimatgefühl ersticken muß. Das ist eine schwere Anklage gegen die Vorzeit; wir wollen sehen, daß wir das wieder gutmachen, daß wir diese Massen hinausführen in Licht und Luft und Sonne und ihnen Wohngelegenheiten schaffen, die es ihnen ermöglichen, ein sittlich einwandfreies Familienleben zu führen und so ein wahres Heimatgefühl zu gewinnen. Ich glaube, gerade Sie vom Heimatschutz werden das mit besonderer Freude vernehmen, und ich hoffe, daß Sie uns in unseren Bestrebungen auf diesem Gebiete stark unterstützen werden. Die Vorträge, die Sie hören werden, werden Ihnen zeigen, wie die Dinge in dieser Beziehung hier bei uns liegen. Ich spreche die Hoffnung aus, daß diese Tagung einen Sie nach allen Richtungen hin befriedigenden Verlauf nehmen möge. Für heute wünsche ich Ihnen, daß Sie in diesen festlich geschmückten Räumen, an dieser historischen Stätte, Stunden erleben mögen, an die Sie eine gute Erinnerung mit nach Hause nehmen. Ich wünsche Ihnen also, daß Sie sich hier recht wohlfühlen mögen und heiße Sie im Namen der Bürgerschaft der Stadt nochmals auf das herzlichste willkommen. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Hochverehrter Herr Oberbürgermeister! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen im Namen des Tags und aller Gäste, die hierher geladen sind, für Ihre schönen Worte herzlich danke. Sie haben allzu bescheiden gesagt, Breslau schein sich nicht eines besonderen Rufes bei uns zu erfreuen. O nein, Herr Oberbürgermeister — wir wissen sehr wohl, was wir hier in Breslau finden, aber wir wußten freilich nicht, daß wir so herzlich hier aufgenommen werden würden, noch ehe Sie Gelegenheit gehabt haben, unseren Ruf zu prüfen, den Sie ja nur aus Schriften und vom Hörensagen kennen, denn wir durften Sie ja bisher nicht zu den unseren zählen. Daß Sie uns trotzdem, sozusagen auf Vorschub hin, sofort beim Eintritt in Ihre Stadt so herzlich willkommen geheißen haben, dafür danken wir Ihnen, hochverehrter Herr Oberbürgermeister, danken wir der Bürgerschaft von Breslau, danken wir der ganzen Stadt, und wenn unsere Verhandlungen dazu beitragen könnten, die schönen — die menschlich schönen und wohlgemeinten Pläne zu fördern, die Sie für die Verbesserung der Lage der Aermsten hier in Stadt und Land verfolgen, so soll das uns eine herzliche Genugtuung sein. Nochmals unseren allerwärmsten Dank, Herr Oberbürgermeister.

Das Wort hat als Vertreter des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Herr Ministerialdirektor Nentwig.

Ministerialdirektor Nentwig - Berlin: Meine Damen und Herren! Was dem einen ein Uhl, ist bekanntlich dem anderen ein Nachtigall. Sie haben natürlich gewünscht und gehofft, den Herrn Minister selbst heute hier zu sehen, wie das auch der Herr Minister selbst gewünscht hätte; zu seinem lebhaften Bedauern ist er anderweitig in Anspruch genommen und wird erst am Mittwoch in der Lage sein, an den Verhandlungen teilzunehmen. Und so, meine Damen und Herren, habe ich die hohe Ehre und die besondere Freude, Sie in meiner Heimatprovinz und zugleich in meiner Vaterstadt im Namen der preußischen Staatsregierung und der Reichsregierung zu begrüßen. Die Regierung hat es mit besonderer Freude und mit großem Dank aufgenommen, als Sie im vorigen Jahre in Freiburg beschlossen haben, im Jahre 1926 wieder einmal, nach langer Zeit, im Osten und speziell in Schlesiens Hauptstadt zu tagen. Der Osten, der in dieser Beziehung früher manchmal etwas stiefmütterlich behandelt worden ist, braucht solche Veranstaltungen, und er braucht sie in der jetzigen Zeit unter den so erschwerten kulturellen Daseinsbedingungen, denen er sich gegenüber sieht, mehr als je. Ich erhoffe deshalb, meine Damen und Herren, von Ihrer Tagung eine Förderung der Interessen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes Schlesiens wie des ganzen Ostens überhaupt. Ich glaube, viele von Ihnen werden hier eine Ueberraschung erleben. Schlesien ist für viele eine terra incognita, und man macht sich, wie das ja der Herr Oberbürgermeister schon angedeutet hat, außerhalb Schlesiens oft ganz falsche und unzulängliche Vorstellungen vom deutschen Osten und von Breslau speziell; es ist ja bezeichnend, daß das kleine Buch über Breslau in der Speemannschen Sammlung berühmter Kunststätten, das der Herr Oberbürgermeister erwähnte, erst in diesem Jahre als Nummer 75 erscheint. Ich habe mich aufrichtig gefreut, daß es in diesem Jahre erschienen ist, und ich begrüße es mit ganz besonderer Freude, daß es gelungen ist, das vortreffliche kleine Buch „Schlesische Kunst“, das Ihnen zu Ihrer Tagung überreicht worden ist, fertigzustellen. Es war dem Herrn Minister eine ganz besonders angenehme Pflicht, dieses Unternehmen zu fördern. Ich hoffe, daß dieses Büchlein dazu beitragen wird, viele von

Ihnen und die weitesten Kreise draußen im Lande vertraut zu machen mit der schlesischen Geschichte von ihren ersten Anfängen an, mit ihrer kulturellen und künstlerischen Entwicklung, aufs beste dabei unterstützt durch die ausgezeichnete Ausstellung, die wir vor sechs Wochen eröffnet haben und die, wie ich damals ausführen durfte, den unwiderleglichen Beweis führt für den einheitlichen deutschen Kulturwillen, der Nieder-, Mittel- und Oberschlesien in gleicher Weise in früheren Jahrhunderten schon erfüllt hat. Ich glaube, Sie werden in der Ausstellung manches Werk sehen, das, wenn es sich in dem Verkehr mehr erschlossenen Gegenden unseres Vaterlandes, im Westen oder im Süden, befinden würde, sicherlich seinen Stern im Baedeker haben würde, und das hier unbekannt und bisher auch häufig unerkant in einem stillen, entlegenen Orte seinen Stand hatte. Und Sie, meine Damen und Herren vom Bunde für Heimatschutz, Sie werden in Schlesien ein klassisches Beispiel finden für eine glücklich und erfolgreich durchgeführte Besiedlung. Dieses Land, das in den Stürmen der Völkerwanderung dem Deutschtum verloren gegangen war, ist ja durchweg durch eine friedliche Besiedlung wiedergewonnen worden, und mit welcher Umsicht und mit welchem Weitblick die Männer, denen dieses Werk oblag — ich weiß nicht, ob ihre Namen überliefert sind —, dabei zu Werke gegangen sind, dafür ist ein schlagender Beweis diese schöne Altstadt, der Mittelpunkt dieser neuen deutschen Siedlung; der Ring, und der ihm anschließende Salzring, sie sind damals schon in Abmessungen angelegt worden, daß sie noch jetzt nach mehr als 600 Jahren den Bedürfnissen einer modernen Großstadt mit einer halben Million Einwohnern genügen.

Meine Damen und Herren, die Ausstellung, die ich eben erwähnte, umfaßt auch eine Abteilung von österreichischer und schlesischer Kunst als Dokumentierung der unauflösbaren kulturellen Zusammengehörigkeit von Oesterreich und Schlesien und damit von Deutschland. In diesem Sinne begrüße ich es ganz besonders, daß es gerade für Ihre Tagung gelungen ist, ein neues, gemeinschaftliches Unternehmen auf diesem Gebiete ins Leben zu rufen, die neue Zeitschrift für Denkmalpflege. Diese Gründung geht zurück auf einen Wunsch Ihres Ausschusses nach einem Organ, das auf Grund wissenschaftlicher Forschungen praktischen Zwecken dienen soll. Das Bedürfnis nach einem solchen Organ kann, glaube ich, so wenig verkannt werden, daß der Herr Minister sich entschlossen hat, auch seinerseits die Herausgabe dieses Werks zu fördern. Ich möchte dabei ausdrücklich betonen, daß dieses Werk nicht gedacht sein soll als ein Konkurrenzunternehmen zu dem in Verbindung mit dem von der preußischen staatlichen Bauverwaltung herausgegebenen Zentralblatt der Bauverwaltung erscheinenden Blatt „Denkmalpflege und Heimatschutz“, das auch in Zukunft seine besonderen Aufgaben behalten wird. Ich wünsche und hoffe, meine Damen und Herren, daß diese neue Zeitschrift die Erfolge haben wird und die Entwicklung nehmen wird, die wir alle wünschen, daß Ihre Tagung für den Osten und insbesondere für Breslau und Schlesien sich würdig anreihen möge den früheren Tagungen unter der alten bewährten Leitung, und daß sie für Schlesien reichen Gewinn bringen möge. (Lebhaftes Bravo!)

Vorsitzender: Herr Ministerialdirektor, nehmen Sie für Ihre freundlichen Begrüßungsworte unseren verbindlichsten Dank entgegen. Wir verehren in Ihnen einen alten treuen Besucher der Tage für Denkmalpflege und Heimatschutz, wir verehren in Ihnen den Vertreter der höchsten preußi-

schen Staatsbehörde, und wir danken Ihnen für den Gruß des Herrn Ministers und für den Gruß der Reichsregierung. Ich möchte aber diesen Moment nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen weiter zu danken für die überaus reiche Unterstützung, die die preußische Regierung gerade dieser Tagung hat zuteil werden lassen. Es ist ja nicht nur das Werkchen, das Sie erwähnt haben, wofür wir Ihnen zu danken haben, wir verdanken es auch Ihrer persönlichen Hilfe bei den vorbereitenden Arbeiten für unsere Tagung, daß wir hier tagen können. Ich bekenne offen — Sie haben vollständig recht: wenn ein Versäumnis in früheren Jahren vorliegen sollte, so liegt es auf unserer Seite. Weder der alte Tag für Denkmalpflege noch der Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz haben den Osten in gleicher Weise bedacht wie das mittlere Land und den Westen; das hat seinen Grund in natürlichen Dingen, in geographischen und Verkehrsbeziehungen, aber wir haben es nicht nur als eine Pflicht empfunden, sondern wir sehen eine Ehre darin, daß wir jetzt in den Zeiten der schweren Bedrängnis, in der sich die östlichen Lande befinden, durch unseren Besuch bekunden dürfen, daß wir deutschen Herzens mit deutschem Lande fühlen; um das zu bekunden, sind wir hierher in dieses schöne Land gekommen. (Bravo!) Ich bitte Sie, Herr Ministerialdirektor, dem Herrn Minister und der Reichsregierung unseren besten Dank zu übermitteln.

Fürstbischof Kardinal Bertram-Breslau: Was die staatliche Denkmalpflege heute schafft, dürfen wir getrost in hervorragendem Maße als ein Erbstück der Kirche bezeichnen. Es ist eine Blüte jener Kultur, die im Schatten des Kreuzes, im Lichte des Christentums so lebensvoll sich entwickelt hat. Wohl war es die Kirche nicht allein, die den Denkschatz der Jahrhunderte hütete und pflegte; aber ihr Anteil an dieser Kulturaufgabe ist doch als der tiefste und verständnisvollste zu bezeichnen. Denkmalpflege und kirchliche Kunst, Denkmalliebe und Kirchengeschichte sind untrennbar verbunden.

Wie lag es der Kirche stets am Herzen, die größten aller Gedanken, die religiösen, in edelsten Formen zum Ausdruck zu bringen, die entscheidendsten aller Tatsachen, die Heilstatsachen, der gläubigen Menschheit in würdigsten Gestalten vor Augen zu stellen und des Herzens tiefstes Verlangen, die Sehnsucht nach dem Göttlichen, auf edelsten Wegen und in begeisterndem Fluge zu leiten. So im Ritus und in der Ausstattung der Liturgie, so im Gange, so in allen Zweigen der gestaltenden Kunst. Der konservative Zug der Kirche einerseits und die Ehrfurcht vor dem Heiligen andererseits wirkten dann zusammen, um der pietätvollen Hut und Pflege der Denkmäler den Weg zu bereiten. Pietät ist der Grundzug der Denkmalpflege. Was ich damit ausspreche, ist Selbsterlebtes. Wer hat in mir die Liebe zur Denkmalpflege geweckt? Mein Vater und meine Mutter, als ich noch im zarten Kindesalter stand. Geboren in einer Stadt, deren Denkmäler als Großtaten schaffender Kunsttätigkeit bis ins Jahr 1000 zurückreichen, wurden wir Kinder schon an der Hand der Eltern zum Bernwardkreuze, zu Bernwards Christussäule, zu Bernwards bilderreichen Erztüren hingeführt. Mit dem Selbstbewußtsein eines edlen Lokalpatriotismus wurde ihre Entstehung im Anbeginn des 11. Jahrhunderts und ihre Bedeutung gepriesen und so Ehrfurcht vor den Werken der Vorzeit leise ins Herz gesenkt. Damit berühre ich ein Werbemittel der Denkmalpflege: Elternhaus und Schule. Populär werden wird die Denkmalpflege nur dann, wenn die Jugend von früh an lernt, Ehrfurcht vor den Werken unserer Vorfahren zu haben und der Pflicht sich bewußt zu sein, mit der Gewissenhaftigkeit einer zarten Liebe dieses heilige Erbe zu hüten.

Nicht die staatlichen Schutzmaßnahmen sind das beste Mittel der Denkmalthut, sondern die Vertiefung des Verständnisses für die Werke der Vorfahren in der Volksseele. Dazu hilft die Einführung in das feinsinnige kulturelle Empfinden, dem die Werke der Vorzeit ihr Entstehen verdanken. Schon die Jugend kann mitfühlen, welch mannhafter Bürgerstolz ein Werk wie das Breslauer Rathaus geschaffen hat, welche Liebe zu Haus und Herd, zum trauten Heim sich kundgibt in dem Feinsinn, mit dem die Gegenstände des täglichen Gebrauchs in gefällige, anmutende Formen gekleidet wurden: angefangen vom Türklopper an der Haustür bis zum Pokal in der Truhe, — mitfühlen, was unsere Ahnen durch die inhaltreichen Bildwerke der alten Zeit an religiösem Wahrheitsgut gewonnen haben, — mitempfinden, welch unvergleichlich religiöse Innigkeit und welcher Zartsinn, wie im Hymnus Ave maris stella und im schlichten Volkslied, so in Gesichtsausdruck und Haltung der heiligen Gestalten sich ausprägt, — mitempfinden, wie die verschiedenen Stilarten am Breslauer Dom zusammenklingen zu einem Hymnus aller Jahrhunderte zum Lobe des Ewigen. Ist das erreicht, dann ist die Denkmalpflege nicht etwas Erzwungenes und Erlerntes, sondern ein spontaner Erguß des Volksempfindens. Es würde ein trauriges Zeichen sein, wenn Geldstrafen und Androhung von Gefängnis unvermeidlich wären, um die Denkmäler zu schützen.

Um dieses Empfinden im Volke zu nähren, hat die Denkmalpflege es als einen ihrer Grundsätze betrachtet, die Werke der Vorzeit nicht der Stätte zu entreißen, mit der sie durch Entstehung und Vergangenheit engst verbunden sind. Unsere Museen sind doch nur ein Notbehelf, zu dem man seine Zuflucht nimmt, wenn das Denkmal sonst gefährdet sein würde. Einen seelischen Kontakt des Volkes zum Denkmal fördern sie nicht so, wie man es vom Verwachsensein des Volkes mit den Werken der engeren Heimat erhoffen darf.

Mit Freude habe ich es jedesmal begrüßt, wenn die Denkmalpflege auch der bescheidenen, aber überaus anmutenden kleinen Werke der Vorzeit sich annimmt, die in Feld und Flur, am Waldessaum und an Heerstraßen uns begegnen, und wenn Mittel beschafft werden, um ein altersgraues schlichtes Eingangstor in der Kirchhofsmauer eines weltentlegenen Dörfleins oder eine dem Einsturz nahe Schrotholzkapelle vor dem Verfall zu bewahren. Auch das ist Denkmalpflege, wenn man nachfühlt, wie jahrhundertlang Geschlecht auf Geschlecht in Sorge und Leid, nach harter Arbeit und in stiller Herzensfreude Trost und Lichtgedanken fanden, wenn der schlichte Bauersmann den Bildstock am Wege grüßte, wenn fromme Hand die halbverwitterte Statue an der Brücke zum Feiertag mit Blumen schmückte. Denkmalpflege und Seelenleben hängen eng zusammen. Man reißt dem Volke ein Stück vom Herzen weg, wenn man ihm die weihetvollen Zeugen der Vergangenheit nimmt oder verkümmern läßt, wenn man ihre Stimme verstummen läßt.

Weihestunden im Schulunterrichte können die Stunden werden, in denen man die Jugend an Hand eines Denkmals einführt in das Sinnen und in die Geistesgeschichte der Vorzeit: Weihestunden, deren Erinnerung eine tiefe bleiben wird, besonders dann, wenn es sich um Denkmale der Vorzeit im eigenen Lande handelt. Was unsere Ahnen in ihren Denkmälern hatten, ihr Hochgefühl, ihre Freude, ihre Bildung, ihre Belehrung, auch ihren Gemeinsinn: sollte das der Jugend unserer Zeit ein verschlossenes Buch sein? Hat das romanische Tympanon in der Sandkirche

zu Breslau unserem Volke nicht ebensoviele zu erzählen wie der Formen-
glanz der Matthiaskirche?

Was die in der diesjährigen Ausstellung vereinigten Werke uns be-
richten von religiöser Innigkeit, von Zartsinn, von Liebe zum religiös
durchwehten Familienleben, dazu von Mannhaftigkeit und Frauenwürde,
ist nicht das alles, wenn wir es dem Volksempfinden näher bringen, die
beste Erziehung zu Denkmalliebe? Durch Verstehen und Mitempfinden
erreichen wir, daß der Aufruf zur Pietät gegen Denkmäler sicher lautes
Echo findet.

In der Aufgabe, das Volk mit den Denkmälern der Vorzeit auch durch
Abbildungen vertraut zu machen, geschieht schon recht viel an zahlreichen
Orten. Aber auch manche schlesischen Orte können noch mehr darin tun.
Ein Beispiel aus jüngsten Tagen darf ich erwähnen. Ich war freudig über-
rascht, als vor wenigen Tagen der Pfarrer von Münsterberg mir ein Erst-
kommunion-Andenken sandte, in dem die herrliche Pfarrkirche von
Münsterberg in ihrer hoheitsvollen Gestaltung dem Jugendlichen dar-
geboten wird als ein kostbarer Zimmerschmuck, der ihm für sein ganzes
Leben die Stätte vor Augen stellt, an der er die wehevollsten Stunden
seines Daseins durchlebt hat.

Auf die Gefahr hin, etwas abzuirren von der Aufgabe dieser Begrü-
ßungsstunde, möchte ich noch ein Hilfsmittel der Denkmäl-
vertrautheit nennen; das ist ein Bekanntwerden mit der Technik
der Entstehung der Kunstwerke. Von dem größten meiner Amtsvorgänger
auf dem Hildesheimer Bischofsthule, vom Altmeister St. Bernward, wissen
wir, wie er als Schulknabe in die Werkstätten der Goldschmiede und
Maler am Bischofshofe sich schlich, um den Künstlern Grabstichel und
Pinsel aus der Hand zu nehmen und sich selbst in kindlichen Versuchen
zu üben. Eine Arbeitsschule, in der der Kleine mit dem Denkmalschatze
seiner Zeit von selbst vertraut wurde, ehe er die Pläne zu den Großtaten
seiner eigenen Amtszeit entwerfen konnte.

Ein Sprichwort sagt: so viel Sprachen man spricht, so viel Leben
lebt man. Hat die Kenntnis der Sprachen denn wirklich solche Bedeutung?
Nun, jede Sprache entstammt einem ganz bestimmten besonderen Kultur-
quell, ist ein Lebensquell. Das gilt nicht nur von der Sprache des Mundes,
sondern ebenso von der Sprache der schaffenden Hand. Darum unser aller
Bitte: Lassen wir die stillste, aber eindringlichste aller Sprachen recht
anmutvoll und hoheitsvoll zum Herzen unseres Volkes reden: die Sprache
der Denkmäler. Das ist der Wunsch, mit dem ich diese Tagung begrüße.
(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Euer Eminenz bitte ich, unsern tiefgefühlten Dank
für die Worte entgegenzunehmen, die Sie die Güte hatten, an uns zu
richten. Wir sind ihnen mit tiefer Bewegung gefolgt. Wir wissen sehr
gut, was wir seit den ältesten Zeiten der Kirche zu danken haben; wir
wissen, daß wir auch heutigentags nicht Denkmalpflege und nicht Heimats-
schutz treiben und pflegen könnten ohne die Hilfe der Kirche, nicht nur,
weil die wertvollsten Zeugen der Vorzeit im Besitz der Kirche sind,
sondern weil auch, wie Euer Eminenz so beredt ausgeführt haben, Denkmal-
pflege und Heimatschutz nicht eine Frage gelehrten Wissens ist, sondern
in allererster Linie eine Frage der Gesinnung. Diese Gesinnung zu pflegen,
die Ehrfurcht vor allem Hohen und Schönen, ist eine der edelsten Auf-
gaben der Kirche. Und so empfinden wir es mit tiefstem Danke, mit
tiefster Ehrerbietung, daß Euer Eminenz geruht haben, heute zu uns zu

kommen, daß Euer Eminenz auch die Veranstaltungen, die zu Ehren des Tags unternommen worden sind, so wirksam gefördert haben, da wir doch in erster Linie Ihrer Einwirkung zu verdanken haben, wenn die Kirchen dieses Landes in so reichem Maße ihre Schätze zu der Ausstellung hergegeben haben, die wir hier bewundern können. Nehmen Euer Eminenz den tiefgefühlten Dank für Ihr Erscheinen, für Ihre Worte und für die Fürsorge, die Sie unseren Bestrebungen widmen, entgegen.

Oberpräsident der Provinz Niederschlesien Zimmer-Breslau:
 Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist mir eine ganz besondere Ehre, Ihre Tagung hier zu begrüßen und ihr vollen Erfolg zu wünschen. Gibt es doch in unserem deutschen Vaterlande kaum ein Eckchen, das so wie Schlesien des Heimatschutzes bedürfte. Es ist leider draußen im deutschen Vaterlande vielfach nicht bekannt, daß unsere schlesische Heimat zu drei Vierteln von slawischen Grenzen umzogen ist und daß nur ein Viertel unserer schlesischen Landesgrenzen sich unmittelbar an unser deutsches Vaterland anschließt. Meine Damen und Herren, das bedeutet ohne weiteres, daß hier in Schlesien mehr als irgendwo in Deutschland Heimatschutz getrieben werden muß, um unsere deutsche Kultur, die hier in Schlesien in so reichem Maße sich manifestiert, zu erhalten und zu fördern. Meine sehr verehrten Damen und Herren, der Herr Oberbürgermeister hat schon darauf hingewiesen, daß unser Schlesien — nicht nur Breslau — leider in unserem deutschen Vaterlande zu wenig bekannt ist, und es wäre gar nicht verwunderlich, wenn mancher zu dieser Tagung gekommen wäre mit der Befürchtung, daß man in Breslau und in Schlesien Polnisch sprechen müsse, um vorwärts zu kommen. (Heiterkeit.) Meine Damen und Herren, nach Abschluß Ihrer Reise zu dieser Tagung werden Sie das Gefühl haben, daß diese Befürchtung, soweit sie vorhanden gewesen sein sollte, nicht berechtigt war, daß in Schlesien ein kerndeutsches Volk lebt, dem es augenblicklich allerdings nicht gut geht, dem es jedenfalls schlechter geht als vielen anderen deutschen Brüdern und Schwestern, und zwar hauptsächlich durch die Grenzföhrung, die wir bekommen haben. Unsere Industrie und unser Handel gravitierten von jeher nach dem Osten; diese Grenze ist uns jetzt fast verschlossen, Industrie und Handel liegen darnieder, und der Landwirtschaft geht es ebenfalls nicht gut. Deshalb ist es hier doppelt und dreifach nötig, Heimatschutz zu treiben, denn die Gefahr liegt nur zu nahe, daß mancher sonst in diesen schweren Tagen seine Heimat verläßt, und daß gewisse Einflüsse von anderer Seite her vielleicht dazu beitragen könnten, noch mehr sprachliche Inseln zu schaffen, als wir sie jetzt schon in Schlesien haben. Ich darf feststellen, daß die preußische Staatsregierung, soweit sie irgendwie konnte, die Bestrebungen des Heimatschutzes in Schlesien jederzeit unterstützt hat; ich bin fest überzeugt, die Bestrebungen der Heimatpflege werden durch die nunmehr beginnende Tagung, zu der Sachverständige aus allen Teilen des Deutschen Reiches erschienen sind, eine starke Förderung erfahren. Und so, meine Damen und Herren, heiße ich Sie recht herzlich willkommen, und ich bitte Sie, nehmen Sie ein recht gutes Andenken mit nicht nur an unsere alte Vaterstadt Breslau, sondern auch an unser liebes, altes, schönes Schlesien. (Lebhaftes Bravo!)

Vorsitzender: Nehmen Sie, sehr geehrter Herr Oberpräsident, unseren verbindlichsten Dank entgegen für die warmen Worte, die Sie gefunden haben zu unserer Begrüßung. Wir können es nur mit Freuden begrüßen, daß der erste Staatsbeamte der Provinz von so warmen Gefühlen

für seine Heimat beseelt ist. Das ist ja an sich natürlich, aber es erfreut uns doch, daß dies natürliche Gefühl so warmen Ausdruck gefunden hat. Wir können nur wünschen, daß Ihnen in Ihrem amtlichen Wirken beschieden sein möge, die Gefühle und die Wünsche, die Sie eben zum Ausdruck gebracht haben, in die Tat umzusetzen.

Generalsuperintendent D. Dr. Schian-Breslau: Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich habe Ihnen die Grüße der evangelischen Provinzialkirche Schlesiens zu überbringen. Gestatten Sie, daß ich diesen Gruß in wenige kurze Sätze fasse.

Der erste Satz ist der: Sie kommen als Freunde der Geschichte. Denkmal und Geschichte gehören zusammen. Das Denkmal hat nur Wert als Zeugnis der Geschichte; aus ihm wird die Geschichte lebendig. Auch wir von der evangelischen Kirche lieben die Geschichte; auch wir wollen sie pflegen; denn wir kennen die Kräfte innersten Lebens, die aus der Geschichte herauswachsen und in die Herzen hineinfließen. Die Denkmäler dieser Geschichte wollen wir, soweit sie sich in unseren Händen befinden, von Herzen gern nach besten Kräften hegen und pflegen.

Wir begrüßen Sie als Freunde der Geschichte; wir begrüßen Sie aber auch als Freunde der Kunst. Denkmal und Kunst müssen verbunden sein, sonst stünde es schlimm um beide. Wie Sie zur Kunst stehen, so wollen auch wir zu ihr stehen. Es mag früher hier und da eine Strömung oder eine Gruppe in der evangelischen Kirche gegeben haben, die mit der Kunst nichts anzufangen wußte. Solche Strömungen sind, das darf ich wohl sagen, längst überwunden. In wachsendem Maße widmen wir uns der Pflege der religiösen Kunst, weil wir die Meinung vertreten, daß Religion und Kunst zusammengehören und einander stützen. So haben wir denn vor einiger Zeit hier in Schlesien einen „Verein für religiöse Kunst“ ins Leben gerufen, der seine Aufgabe mit uns in der Pflege der Kunstdenkmäler erblickt.

Wir begrüßen Sie zuletzt als Freunde der Heimat. Heimat und Religion sind untrennbar. Entwurzelung des Heimatbewußtseins bedeutet in unzähligen Fällen auch eine Entwurzelung oder wenigstens eine Gefährdung des kirchlichen Bewußtseins. Je kräftiger aber das Heimatbewußtsein ist, um so lebendiger ist auch der innere Zusammenhang mit der Geschichte der Väter, mit der Scholle, auf der einer wohnt, mit der Heimat, der er angehört. Wir haben gerade in der letzten Zeit in unserer Mitte eine Bewegung entstehen und sich kräftig entwickeln sehen, die recht eigentlich das Heimatbewußtsein pflegen will: die Dorfkirchenbewegung. An sie muß ich zuerst erinnern. Aber wir wollen auch darüber hinaus Heimatbewußtsein pflegen, wo es auch sei!

Als Freunde der Geschichte mit ihren gewaltigen Quellen des Lebens, als Freunde der Kunst in all ihrer Herrlichkeit, als Freunde der Heimat begrüße ich Sie — auf gute gemeinsame Arbeit in Zukunft! (Beifall.)

Vorsitzender: Hochverehrter Herr Generalsuperintendent! Wir danken auch Ihnen für die schönen Worte, die Sie für uns gefunden haben. Wir sind mit Ihnen fest überzeugt, daß unsere Bestrebungen tief in der Vergangenheit des deutschen Landes wurzeln. Aber wir wollen nicht nur die Vergangenheit und ihre Zeugen als solche pflegen mit der Ehrerbietung, auf die sie vollen Anspruch haben, wir wollen sie auch pflegen als lebendiges Gut unserer Zeit. Darum begrüßen wir es, daß Sie gerade auch die kirchenbehördliche Fürsorge für die kleinen Kirchen erwähnt haben. Es ist uns nicht nur zu tun um die großen Zeugen einer hohen Kunst, wir

wollen Kunst und Heimatbewußtsein im Volke lebendig erhalten, und wir freuen uns, daß Sie uns hierfür die Hilfe auch der evangelischen Kirche zugesagt haben. Denn ich habe vorhin schon erwähnt, Denkmalpflege, Heimatpflege und Kirche gehören zusammen. Nochmals unseren verbindlichsten Dank für Ihre schönen Worte!

Landeshauptmann der Provinz Nieder-Schlesien Dr. v. Thaer-Breslau: Meine verehrten Damen und Herren vom Denkmalpflegetag, die Sie von außerhalb her zu uns nach Schlesien gekommen sind, lassen Sie sich auch von mir namens der Provinz Niederschlesien ein herzliches Willkommen zurufen und Ihnen ebenso herzlich danken dafür, daß Sie hierher gekommen sind. Sie wissen es, und Sie sind ja auch heute schon mehrfach daran erinnert worden, in welcher schwerer exponierter Stellung unsere schlesische Heimat am Südostpfosten Deutschlands steht. Ich will nicht alte Wunden hier neu aufreißen, Wunden, die ja auch gar nicht erst aufgerissen zu werden brauchen, weil sie bluten und weiterbluten werden, bis sie sich wieder schließen werden im natürlichen Gange der geschichtlichen Entwicklung, die wir erwarten; diese Wunden, die uns der Friede von Versailles geschlagen hat erstens durch die Landabtretungen an der Nordgrenze unserer Provinz, auch unseres Regierungsbezirks Breslau, und dann die noch viel schwereren und umfassenderen Wunden, die uns in Oberschlesien geschlagen worden sind, wo nach einer vermeintlichen, angeblich neutralen Abstimmung — einer Abstimmung, die dabei doch noch eine erdrückende Mehrheit für Deutschland ergeben hatte — uns trotzdem ein großes wertvolles Gebiet mit einer Million Menschen, die zum großen Teil dokumentiert hatten, daß sie deutsch bleiben wollten, weggenommen worden ist. In allen diesen unseren schweren Nöten, unter deren Einwirkung wir heute noch in vollem Maße stehen, ist es für uns naturgemäß von ganz außerordentlicher Bedeutung, daß uns der Zusammenhang mit unseren Brüdern in ganz Deutschland, ja darüber hinaus der Zusammenhang auch mit Brüdern deutscher Zunge in anderen, außerhalb der Grenzen des Reichs liegenden Ländern, bei einer Tagung wie der heutigen nachdrücklichst vor Augen geführt wird; daß damit bewiesen wird, daß Sie mit uns eine Einheit sind, daß Sie mit uns unseren schweren Kampf führen wollen. Deshalb begrüßen wir jede Tagung deutscher Kongresse, die hier in unserer schlesischen Provinzialhauptstadt stattfindet, mit besonderer Freude; wir danken Ihnen aber noch ganz besonders im Hinblick auf die Gegenstände, die Sie bei dieser Tagung beschäftigen werden. Es liegt ja ganz offensichtlich auf der Hand, wie gerade die Denkmalpflege und wie die Idee des Heimatschutzes in allen seinen Zweigen, sei es die Siedlungsgeschichte, sei es die Pflege der Schätze an Naturschönheiten der Heimat, sei es ihr Schutz gegen Verschandlung usw., alles Aufgaben, die an sich schon des Schweißes der Edlen wert wären und die auch als Selbstzweck schon eine Daseinsberechtigung haben würden, — in weit höherem Maße noch einen höheren und edleren Zweck haben, wenn nicht nur diejenigen, die sich speziell damit beschäftigen, sondern wenn die gesamte Bevölkerung des Landes immer wieder dazu aufgerufen wird, ihrer Heimat zu gedenken im Bewußtsein der Heimatliebe und des Heimatstolzes, aber auch im Bewußtsein der Verantwortung der Heimat gegenüber — der engeren Heimat und damit auch der weiteren Heimat, dem Vaterlande, gegenüber. Von diesem Gesichtspunkt aus begrüßen wir Schlesier Ihre Tagung hier mit besonderer Freude und mit besonderem Dank. Und wenn wir in der niederschlesischen Provinzialverwaltung mit schwachen Kräften — das muß ich leider zugestehen — mit schwachen Kräften, wie sie in der all-

gemeinen Wirtschafts- und Finanznot gegeben sind —, aber doch mit gutem Willen bestrebt gewesen sind und auch weiterhin bestrebt sein wollen, diese Aufgaben der Denkmalpflege und des Heimatschutzes mit fördern zu helfen, so tun wir das, wie gesagt, zu gleicher Zeit auch unter dem Gesichtspunkt, daß dadurch auch unsere großen schlesischen Belange gestützt und gefördert werden.

Meine Damen und Herren, Sie werden jetzt auf Ihrer Breslauer Tagung und insbesondere bei Ihren Reisen, die Sie noch nach den verschiedensten Richtungen durch die schlesischen Gaue unternehmen wollen — das hoffe ich und das wünsche ich von ganzem Herzen — den Eindruck mitnehmen, daß das, was Ihnen heute schon aus berufenem Munde mehrfach gesagt worden ist, daß das sich voll bestätigt: daß Sie hier auf einem alten deutschen Kulturboden stehen. Gerade die Kirchenkunst des Mittelalters, wie sie durch unsere in diesem Sommer sich vollziehende Kunstaussstellung vielfach erst ans Tageslicht gezogen worden ist, beweist ja, in wie weit zurückliegenden Jahrhunderten wir hier schon auf einem hohen Standpunkt deutscher Kultur gestanden haben. Ich will, obgleich das hier in diesen Rahmen nicht unmittelbar hineingehört, auch darauf hinweisen, wie das deutsche Recht schon im 12., 13., 14. Jahrhundert von hier aus seinen Siegeszug genommen hat durch ganz Schlesien und über die schlesischen Grenzen hinaus nach Osten bei der Gründung der Städte nach deutschem Recht. Sie werden, wie wir hoffen, auf Ihren Reisen durch Schlesien auch seine Naturschönheiten, soweit Sie sie noch nicht kennen, kennen und würdigen lernen, und wir hoffen von ganzem Herzen, daß Sie von hier den Eindruck einer ihrer Aufgaben sich bewußten Denkmalpflege und Heimatschutzpflege mitnehmen werden und zugleich den Eindruck einer schönen und trotz aller ihrer Nöte auch weiter wieder aufwärtsstrebenden Provinz und eines solchen Landes. Dann aber, meine verehrten Damen und Herren, nehmen Sie darüber hinaus in ganz besonderen Maße das Bewußtsein mit nach Hause, daß wir voll anerkennen und zu würdigen wissen: was Sie uns hierher gebracht haben, ist wichtiger als das, was Sie von hier mitnehmen. Sie bringen uns hier das Bewußtsein der Einheit mit Ihnen allen, aber auch das Bewußtsein, daß Sie mit uns auf diesem Gebiete der Heimatpflege mit ihren Auswirkungen auch den Gedanken der Liebe und des Schutzes unseres Ostens und damit des gesamten Vaterlandes fördern. Dafür einen recht herzlichen Dank von uns Schlesiern! (Lebhaftes Bravo!)

Vorsitzender: Hochverehrter Herr Landeshauptmann! Mit besonderer Freude haben wir aus Ihrem Munde den Gruß der Provinz Niederschlesien entgegengenommen. Wir haben uns geradezu einen Vorwurf zu machen — ich habe vorhin schon vorbeugend ein Schuldbekenntnis abgelegt —, daß es allzu lange gedauert hat, bis wir in dieses schöne Land gekommen sind. Sie haben feurige Kohlen auf unser Haupt gesammelt, indem Sie uns so freundlich willkommen geheißen haben — dafür herzlichen Dank! Sie haben in innerer Bewegung der Leiden gedacht, die politische Ereignisse über dieses Land gebracht haben. Hierüber zu sprechen und hier zu helfen, ist nicht unseres Amtes; was wir aber hier empfinden, und was wir gern zum Ausdruck bringen, das ist das Bewußtsein alten Kulturzusammenhanges. Das auszusprechen und Ihnen beizustehen, diesen Kulturzusammenhang zu erhalten, dazu sind wir hier, aber auch, um das freudige Bewußtsein mit nach Hause zu nehmen, daß trotz alledem deutscher Sinn und deutsche Art hier hochgehalten werden — das erfüllt uns mit besonderem Stolz. Herzlichen Dank, Herr Landeshauptmann!

Das Wort hat nunmehr unser Freund aus dem stammverwandten Oesterreich, Vorstand des Amtes für Denkmalpflege in Wien, Herr Hofrat von Schubert-Soldern.

Hofrat Dr. v. Schubert-Soldern-Wien: Ich glaube im Namen aller Gäste und aller Delegierten der fremden Staaten zu sprechen, wenn ich Ihnen für die schöne Aufnahme, die wir hier gefunden haben, unseren herzlichsten Dank ausspreche. Ich kann mir kaum einen schöneren Platz, einen schöneren Ort für die Tagung der Denkmalpflege denken als Breslau. Seine alten Teile fügen sich in das allmählich wachsende neue Stadtbild harmonisch ein. Sie haben uns gesagt, daß jetzt ganz neue Siedlungen entstehen sollen; so wächst aus dem alten Kern neues Leben. Die Harmonie, in der sich neuer Geschmack in den alten Rahmen einfügt, wie wir es hier in dieser gothischen Halle, wie wir es auch draußen in der Ausstellung beobachten können, diese Harmonie ist es, die uns vor allen Dingen hier in Breslau so sympathisch berührt und uns mit tiefem Danke erfüllt. Möge sie eine Vorbedeutung für unsere Tagung sein, mögen wir fremden Delegierten harmonisch mit Ihnen zusammenarbeiten, mögen wir von Ihnen lernen, und möge es auch uns vergönnt sein, Ihnen Anregungen zu geben.

Zum Schluß möchte ich mich noch des Auftrags meiner Regierung entledigen, Sie hier zu begrüßen und Ihnen den besten Fortgang Ihrer Arbeiten zu wünschen. Die neue Zeitschrift für Denkmalpflege ist ein Ausdruck des Bandes, welches unsere österreichischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Denkmalpflege mit den Ihren vereinigt; brüderlich empfinden wir Ihr Leid als das unsere, und jede Freude, die Sie berührt, empfinden wir als unsere Freude. Nehmen auch Sie Anteil an unseren Leiden, an unseren Freuden, an unseren Kämpfen, denn wir erstreben das gleiche Ziel: den Schutz unserer deutschen Kultur, den Schutz unserer deutschen Heimat. (Lebhaftes Bravo!)

Vorsitzender: Hochverehrter Herr Hofrat! Ich darf dem lebhaften Beifall, den Ihre Worte gefunden haben, einen schwachen Ausdruck in Worten geben. Herr Hofrat, wir begrüßen Sie hier nicht als einen Fremden aus einem fremden Lande, sondern als den Unsern, der seit langen Jahren an unseren Verhandlungen teilnimmt und uns Grüße bringt aus dem stammverwandten treudeutschen Oesterreich. Dank auch für die Grüße, die Sie uns namens der anderen hier vertretenen auswärtigen Herren übermittelt haben. Es ist ein schönes Vorrecht des Tags für Denkmalpflege und Heimatschutz, daß er alle Gebiete der deutschen Kultur zu umfassen für sich in Anspruch nehmen kann. Nehmen Sie unseren herzlichen Dank in Ihre Heimat mit, und haben Sie die Güte, unseren Dank auch Ihrer Regierung auszusprechen, die so treu zu uns hält. (Lebhaftes Bravo!)

Damit ist der Kranz der Grüße, die wir hier aus Schlesien und aus dem Auslande entgegennehmen durften, beendet, er ist geschlossen, und wir dürfen uns nunmehr den Freuden hingeben, die die gastfreundliche Stadt Breslau, die nicht nur an die Förderung unserer geistigen Bestrebungen gedacht, sondern auch für leibliche Genüsse gesorgt hat, uns darbietet. Ehe wir das aber tun, darf ich in Ihrer aller Namen den Dank der Gäste der Stadt Breslau aussprechen (lebhaftes Bravo!), und ich bitte Sie, Herr Oberbürgermeister, ihn freundlichst entgegennehmen zu wollen; wir werden den Dank auch dadurch zum Ausdruck bringen, daß wir uns den Gaben, die uns geboten werden, gern und gründlich widmen. (Beifall und Heiterkeit.)

Erste Sitzung.

Dienstag, den 21. September 1926.

Die Sitzung wird um 9 Uhr in der Aula Leopoldina der Universität durch den Vorsitzenden, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Clemen-Bonn, eröffnet.

Vorsitzender: Hochansehnliche Versammlung! Indem ich die erste Sitzung unserer diesjährigen Breslauer Tagung eröffne, entbiete ich noch einmal namens des Ausschusses allen hier Erschienenen unseren ehrerbietigen und herzlichen Willkommen, den Herren Repräsentanten der hohen Behörden des Reiches, der Länder, der Provinzen, der Kirchen und der Kommunen, die gestern abend so ernste und tief in unseren Herzen wurzelnde Worte an uns gerichtet haben, den Vertretern aller der Korporationen und Vereine, die sich der Denkmalkunde und dem Heimatschutz widmen, unseren Freunden und Brüdern aus den deutschstämmigen und den Deutschland eng befreundeten Ländern, den alten Anhängern und Freunden des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz aus allen Ländern und auch den Nichtmitgliedern, die heute zögernde Zuhörer und zaudernde Zaungäste sind (Heiterkeit) und die hoffentlich nunmehr nach fünf Tagen sich als lebenslängliche Anhänger und Anhängerinnen unserer Bestrebungen bekennen werden.

Wir haben die Ehre, in einem Saal zu tagen, von dessen Wänden eine zweihundertjährige Geschichte zu uns redet. An dieser Stelle haben viele von den ersten Größen aus Deutschlands Geistesgeschichte gesprochen. Der Saal ist geheiligt durch unzählige Feiern, dieses Spiegelgewölbe mit den Gemälden von Christoph Hanke scheint sich über uns zu öffnen — möge etwas von dem Geiste dieses Hauses auch über unseren Verhandlungen liegen. Niemals haben wir, auch im vorigen Jahre in Freiburg nicht, an einem so durch die Kunst geweihten Raume sprechen dürfen, und es ist unsere erste Pflicht, Rektor und Senat wie dem Kuratorium der Universität für die uns gewährte Gastfreundschaft unseren ergebensten Dank zu sagen.

Es ist ein alter Brauch, daß die beiden Konsuln des Tags für Denkmalpflege und Heimatschutz in der Leitung der beiden Tage sich abwechseln. Nach alter Gepflogenheit fällt der erste Tag der Denkmalpflege zu, und so habe ich die Ehre, den heutigen Tag zu leiten; am morgigen Tage wird mein Mitkonsul, Seine Exzellenz Freiherr von Stein, die Zügel ergreifen. Vor allem aber ist beiden Tagen gemeinsam die Erstattung des Jahresberichts, und ich habe die Verpflichtung, Ihnen wenigstens das Wichtigste hier mündlich mitzuteilen, was Sie ausführlich, aber doch nicht von allen beachtet, später gedruckt erhalten werden; ich will dabei versuchen, soweit es angeht, den Satz zu befolgen, daß der beste Bericht doch der kürzeste ist.

Der stenographische Bericht über unsere vorjährige Tagung ist in den Händen aller Teilnehmer, in den Händen aller Regierungen, in den Händen aller interessierten Denkmalfreunde. Wir haben versucht — zum erstenmal versucht, diesen Jahresbericht zu erweitern zu einem Quellenbuch zur

Geschichte des ganzen oberrheinischen Landes durch Einbeziehung des Vortrags über die Baugeschichte von Freiburg, durch Einbeziehung einer Darstellung unserer Ausflüge und des dabei bereisten Landes, seiner Denkmäler und seiner heimatlichen Schönheiten. Wir sind unserem Ausschußmitglied und Schriftführer, Herrn Dr. Hensler, besonders verpflichtet, daß er diesen Teil der Arbeit übernommen hat. Die Art der Drucklegung entspricht, zumal in den Illustrationen, noch nicht in allen Punkten dem Ideal, das uns dabei vorschwebte, und den zum Teil recht hohen Vorbildern internationaler Art, die wir dabei im Auge haben mußten; wir werden versuchen, den nächsten Jahresbericht, der über das schlesische Land handeln soll, entsprechend anders, reicher und besser zu gestalten.

Als wichtigstes Erbstück hat der ständige Ausschuß von der vorjährigen Tagung in Freiburg übernommen die weitere Sorge für die Frage der steuerlichen Entlastung des national wichtigen historischen Besitzes, des Schutzes der privaten Eigentümer wertvoller Kunstdenkmäler. Dank den Anregungen, zu deren Sprecher sich damals unser Tag gemacht hat, hat das Reichsfinanzministerium eine Anzahl weiterer Verfügungen und vor allem von Ausführungsbestimmungen zu dem Reichsbewertungsgesetz erlassen, die in einer für uns sehr beruhigenden Form, für die wir nicht genug dankbar sein können, unseren Bedenken weitgehend Rechnung tragen. Daß diese Wendung erzielt worden ist, ist neben der Arbeit der Berliner Ministerien der geduldrigen und unablässigen Minierarbeit zu verdanken, die die Sachwalter dieser Frage in unserem Ausschuß, vor allem Exzellenz Freiherr von Biegeleben und Professor Hensel, die damaligen Sprecher und Referenten, in Verbindung mit dem Berliner Vorsitzenden, Exzellenz Frhr. von Stein, auf sich genommen haben. Aber mit diesen Ausführungsbestimmungen ist die Sorge, die uns bedrückt, noch keineswegs von uns genommen und ein für allemal behoben. Wir fürchten, daß bei der Kürze der Zeit, die bis zum Erlaß der Steuerbescheide durch die Finanzämter noch geblieben ist, in den einzelnen Ländern und Provinzen nicht genügend die Möglichkeit gegeben ist, die von den Wohltaten dieses Gesetzes Betroffenen zu orientieren. Wir sehen voraus, daß der Moment kommen wird, wo diese Steuerbescheide mit der üblichen kurzen Berufungsfrist von vier Wochen erlassen werden, und daß dann zwischen den Finanzämtern und den übrigen Instanzen wie den einzelnen Persönlichkeiten, die diese Frage angeht, nicht die nötige Verbindung besteht. Wir müssen erneut versuchen, hier unsere Stimme zu erheben. Seine Exzellenz Freiherr von Biegeleben wird die Güte haben, diese Frage in einem kurzen Sonderreferat als unser berufener Sachkenner und bester Sachwalter dieser Frage im Anschluß an meinen Jahresbericht zu behandeln.

Da wir in Breslau sind und diesmal in Preußen zu tagen die Ehre haben, darf ich in erster Linie zurückgreifen auf die Bemerkungen, die in Freiburg gemacht worden sind über den Entwurf eines Städtebaugesetzes, der in Bälde verabschiedet werden soll. Wir dürfen auch hier voll Dankbarkeit konstatieren, daß die Bedenken, die von seiten der Denkmalpflege und des Heimatschutzes zu dieser Materie geäußert worden sind, eine weitgehende Berücksichtigung gefunden haben. Wir hoffen ebenso, daß das preußische Denkmalschutzgesetz seiner Verabschiedung entgegengeht. Im Jahre 1924 hatte der damalige Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der uns in Potsdam begrüßte, die Freundlichkeit, zu erklären — weil ich ein Gelehrter bin, halte ich auf Genauigkeit des Zitats: „Wir haben die Hoffnung, daß das Gesetz zum Schutze der Denkmäler, dessen Entwurf seit langer Zeit vorbereitet ist, demnächst

zur abschließenden Beratung kommen wird.“ Mit einer ehrerbietigen Verneigung zum preußischen Kultusministerium dürfen wir diesen uns ausgestellten Wechsel noch einmal präsentieren. (Bravo!) Wir müssen und wir wollen ihn auch noch einmal prolongieren. (Heiterkeit.) Aber wir haben die Hoffnung, daß dieser Begriff „demnächst“ nunmehr eine etwas nähere Zukunft als im Jahre 1924 darstellt. (Bravo!)

Wenn ich nunmehr über die Aufgaben kurz referieren darf, die unser Ausschuß als ein Erbe und als Auftrag der Freiburger Tagung übernommen hat, so möchte ich hier nur feststellen, daß die Frage des Kölner Hochhauses an dem allgemeinen Widerstand zerbrochen ist, und daß die prinzipielle Seite der Frage in einer sehr förderlichen Weise durch einen großen Wettbewerb geklärt worden ist.

Ich möchte dann weiter berichten, vorbehaltlich anderer und weiterer Ausführungen, die etwa morgen noch zu machen sein würden, daß die Frage der Neckarregulierung durch den Deutschen Bund Heimatschutz in Verbindung mit den zuständigen Regierungsbehörden und Organen weiter verfolgt worden ist, und daß die Frage der Farbe im Stadtbild in Verbindung mit dem eigens für diese Materie in Hamburg eingesetzten Ausschuß vielfach erörtert und gefördert worden ist.

Zu der in diesem Jahre vielleicht vor allem die Gemüter in den letzten Monaten bewegenden Frage des Umbaus des Berliner Opernhauses vom Standpunkte des Tags aus das Wort zu nehmen, wozu vielfache Anregungen vorlagen, haben wir uns versagen zu müssen geglaubt, weil diese Frage der Denkmalpflege zu eng verknüpft ist mit einer Fülle von architektonischen, städtebaulichen, finanziellen, wirtschaftlichen und theatertechnischen Fragen; wir haben es aber beklagt, daß die verantwortlichen Redakteure dieses Umbaus die Bedeutung des öffentlichen Gewissens dieser Frage gegenüber so gering eingeschätzt haben, und daß die öffentliche Meinung eben nicht frühzeitig genug, womit sofort eine Beruhigung eingetreten wäre, über das ganze Vorhaben, über die Projekte, über die Gründe und über die Konsequenzen orientiert worden ist. (Bravo!)

Wenn ich über die großen, die Denkmalpfleger im besonderen bewegenden Aufgaben dieses Jahres ein Wort sagen darf, so möchte ich hier nur fünf an erster Stelle paradigmatisch nennen, die heute vielleicht die wichtigsten, schwierigsten und umfassendsten Arbeiten sind: die Sicherung des Mainzer Doms von den Fundamenten aus bis zur westlichen Vierungskuppel hin, die nur mit einer sehr wesentlichen Unterstützung des Reichs möglich geworden ist, für die wir den Reichsbehörden zu tiefem Dank verpflichtet sind; an zweiter Stelle die Sicherung oder die Ausheilung der Epidermis des Kölner Doms, des so schwer bedrohten, die nun wiederum mit Unterstützung des Reichs, des Staates und der Provinzialverwaltung in diesem Jahre mit neuen Kräften in Angriff genommen worden ist; ich nenne drittens die uns bei der nächsten Sitzung voraussichtlich beschäftigende Instandsetzung und die umfänglichen Restaurationsarbeiten am Ulmer Münster; endlich unsere zwei dauernden Sorgenkinder; die Marienburg im fernen Osten, unser aller Lieblingskind, und die Wartburg, deren Weiterexistenz in der neuen Form nun auch eine neue Fundierung finden muß. Vielleicht dürfen wir hoffen, von den Arbeiten am Mainzer Dom, den verantwortungsvollsten, merkwürdigsten und in jeder Beziehung lehrreichsten, die die allgemeine Teilnahme der ganzen Denkmalpflegegemeinde verdienen, demnächst einmal an Ort und Stelle Kenntnis zu nehmen.

Wir haben uns im vorigen Jahr in dem Ausschuß und im Plenum die Frage vorgelegt, ob wir uns nicht eine eigene Zeitschrift schaffen sollten, die in der Lage wäre, die Fragen der Denkmalpflege und der Denkmälerverwaltung ausführlich zu behandeln, das auf diesem Wege zutage kommende neue kunstgeschichtliche Material mitzuteilen und zugleich eine Art offiziöse Vertretung der Anschauungen des Tags für Denkmalpflege und Heimatschutz zu verbürgen. Dank dem außerordentlichen Entgegenkommen der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der österreichischen Regierung und dank vor allem der Aufopferung des österreichischen Bundesdenkmalamts, das sich in seinen gesamten Kräften für die Leitung der Zeitschrift zur Verfügung gestellt hat, ist diese neue Zeitschrift für Denkmalpflege ins Leben getreten, deren erste Nummer Ihnen heute vorliegt, die nach dem Titel sich gibt als „in Verbindung mit dem Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz und mit Unterstützung der Kunstverwaltungen deutscher Länder im Bundesdenkmalamt zu Wien herausgegeben.“ Als Hauptredakteur erscheint Herr Professor Dagobert Frey in Wien, die Redaktion für Norddeutschland liegt in den Händen von Dr. Burkhard Meier. Als ständige Mitarbeiter sind aufgezählt: Paul Clemen, Georg Hager, Cornelius Gurlitt, Robert Hiecke, Josef Sauer, Fortunat Schubert-Soldern, — eine Reihe von Namen aus den verschiedensten Ländern, aus der Wissenschaft, der praktischen Denkmalpflege, gleichmäßig über ganz Deutschland verteilt. Die Zeitschrift wird von den ständigen Korrespondenten und Vertretern der Denkmalpflege in allen deutschen Ländern mit Nachrichten versehen, und ich möchte an die deutschen Länder auch von dieser Stelle die Einladung richten, dieser Zeitschrift, unserem Organ, nunmehr ihre Unterstützung zu schenken in der Form, wie das von Preußen, Bayern, Hessen, Württemberg schon vorbildlich und fernere Wegeweisend getan worden ist. Es ist gestern schon von dem Vertreter des preußischen Ministeriums betont worden, daß diese neue Zeitschrift keineswegs gedacht ist als ein Organ, das die uns allen wohlbekannte und von uns geschätzte Berliner Zeitschrift „Denkmalpflege und Heimatschutz“ verdrängen soll, die sich einen viel größeren Rahmen gestellt hat, die in Verbindung mit dem Deutschen Bund Heimatschutz herausgegeben wird. Der Stoff ist ein so außerordentlich großer, weitschichtiger, daß er eben auch für mehr als zwei Zeitschriften ausreichen wird. Unsere neue Zeitschrift ist schon auf vier Nummern hinaus mit Material versehen, und in Berlin liegt der gleiche Ueberfluß vor. Wir danken der Berliner Zeitschrift für die umsichtige Werbearbeit auf allen Gebieten, die sie bisher entfaltet hat, und wünschen ihr eine dauernde Weiterentwicklung.

Wenn wir von den Veröffentlichungen reden, die durch unseren Tag angeregt worden sind, so darf ich hier mit einem Wort erwähnen das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler von G. Dehio, das älteste Kind unserer Tage für Denkmalpflege, schon auf der denkwürdigen ersten Sitzung in Dresden seinerzeit geboren, das eben in diesem letzten Jahre eine Erweiterung gefunden hat. Die neue Auflage des Bandes „Südwestdeutschland“ bringt gesondert, — mit schmerzlichen Gefühlen sagen wir: gesondert — die Reichslande, aber auch etwas ganz Neues: die Darstellung der Kunstdenkmäler in der deutschen Schweiz von Konrad Escher, und im Anschluß an den Band „Süddeutschland“ wird ebenso vorbereitet und in Aussicht genommen eine Bearbeitung der Kunstdenkmäler in Oesterreich,

ein frohes und in die Ferneweisendes Zeugnis einer Kulturgemeinschaft, ein Vorbote einer Union, die hoffentlich in viel engerer Form in nicht zu ferner Zeit sich noch betätigen wird. (Bravo!)

Bei dem Kapitel Publikationen darf ich nicht versäumen, auch an dieser Stelle die Fülle der Gaben zu erwähnen, mit denen wir gestern abend und heute früh beglückt und ausgezeichnet worden sind. Wir sind mit einer ganzen Literatur, mit einer ganzen Bibliothek hier versehen worden. Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, daß wir noch nie in einer solchen Weise geehrt worden sind; es ist, möchte ich beinahe sagen, ein sehr gutes Geschäft, heute Mitglied der Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz zu sein (Heiterkeit), weil man sich auf diesem Wege eben diese Kostbarkeiten zu eigen machen kann, die zusammen mit dem Bericht den vierfachen Wert von dem Beitrag darstellen. In erster Linie dürfen wir hier wieder Dank sagen dem preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung für die unter seiner Leitung in mühsamer und sorgfältigster Vorbereitung entstandene Geschichte der Kunst in Schlesien — die erste derartige Darstellung, die gleichzeitig auch ein Geschenk an das ganze schlesische Land darstellt, das ebenso dafür zu Dank verpflichtet ist, bearbeitet von den ausgezeichnetsten Kennern und Fachgenossen, in Text und Illustrationen eine Fülle von Neuem bietend und in Verbindung mit den wissenschaftlichen Exkursen und Hinweisen eine dauernde Quelle der kunstgeschichtlichen Belehrung. Es ist das, was wir heute in den einzelnen Ländern deutscher Zunge brauchen: diese Sonderbearbeitung kleinerer oder größerer Gebiete als Fundament und als Baustein für den großen Prachtbau der deutschen Kunstgeschichte, der bis jetzt doch wohl nur, ich möchte sagen, in seinem ersten Gerüst aufgebaut und aufgezimmert ist, und wir möchten hoffen, daß diese glänzende Leistung der Organisation, und, ich darf auch sagen, zugleich des Verlags, nun ein Vorbild sein möge für ähnliche kunsthistorische Unternehmungen an anderen Stellen unseres deutschen Vaterlandes, so daß eine ganze Serie vielleicht der gleichen Form sich daran anschließen möchte.

Wir haben weiter zu danken für den schönen Führer durch die Bauten von Breslau, von Konwiarz und Stephan bearbeitet, der in so glücklicher und vorbildlicher Weise die alten Denkmäler und die neuen Monumente dieser Stadt, auf die sie stolz sein kann, aneinanderreihet.

Wir haben zu danken für die Gaben, die uns sonst noch beschert worden sind, und wenn ich von der neuen schlesischen oder Breslauer Kunstliteratur rede, so dürfen wir nicht vergessen das reizvolle Bändchen „Breslau“ von F. Landsberger, mit dem Breslau nun endlich, endlich in die Reihe der „berühmten Kunststätten“ — dies „endlich“ ist wirklich bedeutsam und bezeichnend für die bisherige Schätzung — einbezogen ist — in der literarischen Form wie im illustrativen Teil wohl eines der glücklichsten dieser ganzen Serie.

Wir danken dem „Schlesischen Bund Heimatschutz“ für die beiden uns übergebenen wertvollen Hefte über Siedlung und Stadtanlage; wir danken der Schriftleitung der deutschen Bauzeitung für die uns gewidmeten Hefte, für die Wachschre Mappe mit den schönen Zeichnungen aus wirklicher Künstlerhand; wir danken endlich auch für das lebenswürdige Heft der ja in Breslau beheimateten „Bergstadt“, das uns in seinen lebendigen Schilderungen und in seinen schönen Illustrationen auch in Gegenden führt, — das Glatzer Land vor allem, — die uns leider bei unseren diesjährigen Ausflügen verschlossen sind.

Im Anschluß an diese Förderung der schlesischen Heimatkunde und Denkmalkunde durch eine solche Reihe wichtiger und wertvoller Veröffentlichungen darf ich noch ein Wort sagen über die Ausstellungen, die vielleicht nicht ausschließlich uns zu Ehren, aber doch in erster Linie durch die Koinzidenz unserer Tagung mit anderen bedeutsamen Veranstaltungen in dieser Stadt veranlaßt, mit unendlicher Mühe von den Sachwaltern dieser Gebiete hier veranstaltet sind, die beiden großen Ausstellungen über die schlesische Plastik und Malerei im Mittelalter und über die Siedlungen und Stadtanlagen von Schlesien. Vieles von dieser letzteren wird morgen die Grundlage längerer Ausführungen bilden und noch wiederholt zu berühren sein, wir dürfen aber heute schon ihren wesentlichsten Begründern, den Herren Konwiarz vor allem und Herrn Effenberger, unseren Dank sagen, daß sie einen ganzen Stab von Helfern und sachkundigen Freunden zu dieser großen Schöpfung zusammengebracht haben. Wir freuen uns, daß eine dauernde Erinnerung an diese Ausstellung in dem Kuppelbau Ihres Ausstellungsgebäudes bleiben wird in Gestalt jener, von Künstlerhand geschaffenen seltsam schönen Kartenbilder, die mich an die Karten von den großen europäischen Häfen in dem Hofe des Palazzo Vecchio in Florenz erinnern, und auch dem jungen Künstler Kowalski möchten wir hier ein dankbares und anerkennendes Wort widmen. Noch größer und wichtiger scheint mir die dauernde Auswirkung zu sein, die durch die Ausstellung schlesischer Plastik und Malerei gegeben ist. Was hier auf Grund von lange Jahre zurückliegenden Studien von den beiden Veranstaltern, von Professor Heinz Braune und seinem vor allem in der Plastik so kundigen Adlatus Erich Wiese geleistet worden ist in engster Verbindung mit den beiden Provinzialkonservatoren, Herrn Dr. Burmeister und Herrn Pfarrer Hadel, das ist etwas, wofür die Kunstgeschichte nicht dankbar genug sein kann. Wir werden auf vielen Gebieten vollständig umzulernen haben. Wenn in einer mit glänzender Kenntnis des Materials geschriebenen Darstellung der Baugeschichte Schlesiens August Grisebach in dem obengenannten Büchlein von der stiefmütterlichen Behandlung der schlesischen Kunst spricht, so möchten wir das nur unterschreiben, und wir müssen uns auch zu dem tadelnden Wort von Wilhelm Pinder bekennen, daß der Bann, den westliche Ueberheblichkeit auf diese schöne und reiche Stadt gelegt hat, doch endlich behoben werden möchte. Wir glauben, nicht besser unseren Dank für all das hier Gebotene ausdrücken zu können, als indem wir versprechen, zuzulernen und in vielen Punkten auch umzulernen. Was wir früher wenig beachtet haben oder vielfach nur als Import in dieses scheinbare Kolonialland, das ein so altes deutsches Kulturland ist, angesehen haben, das erweist sich uns jetzt eben als schlesisches Heimatgut und dabei als ein Stück von dem Allerbesten des deutschen Kunstschaffens, — dies auch im Rahmen der deutschen Kunstgeschichte zu sagen und uns dazu zu bekennen, das wird nun eine neue Aufgabe der Kunstgelehrten und der Denkmalpfleger in den deutschen Landen sein.

Mit ganz besonderem Dank muß seitens des geschäftsführenden Ausschusses auch bei dieser Gelegenheit wieder der stillen und zielbewußten Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft gedacht werden, der es gelungen ist, die Inventarisierung der deutschen Kunstdenkmäler, die in vielen Ländern und Provinzen innerhalb des Reichsgebietes in den Jahren nach dem Kriege auf das schwerste gefährdet war, nicht nur vor dem Erliegen zu bewahren, sondern sie wieder in sichere Bahnen

hinüber zu führen. Die Durchführung dieses Werkes war ja schon früher dauernd erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten begegnet, so daß viele der Unternehmungen große Pausen sich hatten auferlegen müssen. Bei verschiedenen der Denkmälerverwaltungen war in den Jahren des wirtschaftlichen Zusammenbruchs ernstlich der Gedanke erwogen worden, die weitere Bestandaufnahme wie die Veröffentlichung für einen Zeitraum von einem Jahrzehnt aufzuschieben. Um einer derartigen dem Abbruch der ganzen Veröffentlichung gleichkommenden Verschleppung vorzubeugen, war die Notgemeinschaft bald nach ihrer Gründung im Benehmen mit dem preußischen Kultusministerium und in dauernder Fühlung mit dem Vorstand unseres Tages der Frage einer planmäßigen Förderung der deutschen Denkmälerinventarisierung nähergetreten. Der Präsident der Notgemeinschaft, Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, hatte auf dem Denkmalpflege-tag in Münster im Jahre 1921 die Frage einer abgekürzten Zuendeführung der verschiedenen Inventare zur Sprache gebracht. Unser Tag hatte damals einen Ausschuß eingesetzt, der in Gemeinschaft mit dem Präsidenten und dem Fachausschubsvorsitzenden der Notgemeinschaft und in dauernder Verbindung und Fühlung mit den Ländern, Provinzialverwaltungen und den sonst in Betracht kommenden Organisationen die Möglichkeit einer Weiterführung der deutschen Denkmälerinventare und einer entsprechenden Subvention zu prüfen hatte. Als Vertrauensmänner des geschäftsführenden Ausschusses unseres Tages wurden außer dem Ersteller dieses Jahresberichtes die Herren Geheimrat Cornelius Gurlitt in Dresden und Prof. Goeßler in Stuttgart bezeichnet. Auf Grund der Anträge des Ausschusses wurde durch das Präsidium und den Verlagsausschuß der Notgemeinschaft im März 1922 ein erster Plan aufgestellt, nach dem für neun Bände der Kunstdenkmäler zunächst von Hessen, Württemberg, Sachsen und der Rheinprovinz für ein Jahr entsprechende Beihilfen bewilligt wurden.

Nach dem damals aufgestellten Plan betrug die Beihilfe der Notgemeinschaft zu den eigentlichen Druckkosten fast die Hälfte der wirklichen Herstellungskosten, während die umständliche Vorbereitung, Bereisung, Aufnahme, die Anfertigung der Zeichnungen und Photographien ganz den Ländern zufiel. Das entsprach dem Grundsatz, den die Notgemeinschaft bei der Förderung der Denkmälerinventarisierung konsequent weiter verfolgt hat, daß sie den einzelnen Veröffentlichungen nur wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung Unterstützung gewähren wollte. Sie hat damit zugleich den Mut bei den betreffenden Regierungsstellen neu belebt, den innerstaatlichen und provinziellen Denkmälerorganisationen den Rücken gestärkt und in schwerster Zeit, was ihr nie vergessen sein soll, die geistige Arbeit der Denkmalpflege und der Denkmälerkunde weitblickend und mutig gefördert und am Leben erhalten. Eine erfolgreiche Unterstützung erschien auf die Dauer nur möglich, wenn die alten nach gutem deutschen Brauch nun einmal höchst verschiedenartig und individuell angelegten Unternehmungen eine gewisse Vereinheitlichung und Vereinfachung erfuhren. Die Nöte der Inflation taten das ihre, um in den schweren Nachkriegsjahren diesen Gesichtspunkt zu unterstreichen. So wurde auf dem Stuttgarter Denkmalpflege-tag im September 1922 die Anregung gegeben, daß die Vorbereitung weiterer Bände der Denkmälerinventare mit Rücksicht auf die allgemeine wirtschaftliche Lage nur unter wesentlichen Einschränkungen erfolgen solle, die möglichst einheitlich durchgeführt werden sollte. Es sind damals auch Richtlinien natürlich in sehr allgemeiner Form ausgearbeitet worden. Festgehalten wurde an dem

Grundsatz, daß die Inventarisierung nicht wissenschaftliche Monographien und Einzeluntersuchungen bieten, aber doch den kunstwissenschaftlichen Arbeiten und den heimatkundlichen Studien aller Art die Wege bereiten soll.

Der Ausschuß unseres Tages hat seitdem dauernd in Verbindung mit der Notgemeinschaft gearbeitet und von Fall zu Fall sich für die Unterstützung einzelner Unternehmungen ausgesprochen, Anträge veranlaßt und an die Notgemeinschaft geleitet oder dort eingegangene wiederum begutachtet. Eine stattliche Reihe von Bänden ist seitdem mit Unterstützung der Notgemeinschaft zum Druck gebracht oder vorbereitet worden. Ganz besonders hat sich die Fürsorge der Notgemeinschaft dabei den bedrohten Grenzgebieten des Reiches zugewandt. Es darf als ein starker Ausdruck des nationalen Kulturbewußtseins gewertet werden, daß in diesen Jahren neben den westfälischen, sächsischen, württembergischen, bayerischen Kunstdenkmälern die Bearbeitung der rheinischen, rheinhessischen, pfälzischen und badischen Kunstdenkmäler tatkräftig gefördert worden ist. Ein starkes wissenschaftliches Dokument von der Einheit der deutschen Kultur in Westdeutschland ist damit mit Hilfe der Notgemeinschaft aufgestellt worden. Neben dem Präsidenten der Notgemeinschaft, dem alten, unermüdlichen, treubewährten Freund unserer Sache, unserem Ausschußmitglied Minister Schmidt-Ott, dürfen wir hier auch voll aufrichtiger Dankbarkeit erwähnen den Vertreter des Verlagsausschusses bei der Notgemeinschaft, den immer hilfsbereiten Geheimrat Siegmund.

Meine hochverehrten Herren, wir haben uns zum Schluß über die Frage der künftigen Gestaltung unserer Tagungen auszusprechen und gewissermaßen in einer ersten Lesung hierzu Stellung zu nehmen, die Beschlußfassung müssen wir uns nach einer weiteren Sitzung unseres Ausschusses, die heute nachmittag stattfinden soll, für den Schluß unserer morgenden Tagung vorbehalten. Sie erinnern sich, daß in Stuttgart nach langen Verhandlungen aus dem bisherigen Nebeneinanderstehen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes, aus dem nur alle zwei Jahre erfolgenden Zusammenschluß zugunsten einer gemeinsamen Tagung eine Dauerehe geschlossen worden ist dadurch, daß wir Denkmalpfleger vollständig aufgegangen sind in dem gemeinsamen Rahmen „Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz“, während der „Deutscher Bund Heimatschutz“, seiner Organisation entsprechend, eben sein Sonderleben haben mußte. Wir haben vor vier Jahren beschlossen, zunächst nur alle zwei Jahre eine große Tagung abzuhalten, die Zwischenzeit sollte eventuell durch Zwischentagungen ausgefüllt werden, die einen kleineren Umfang haben könnten, eventuell auch mit Sonderaufgaben. Der Beschluß war gefaßt worden sicherlich in Ansehung der so drückenden materiellen Lage und der scheinbaren Unmöglichkeit, daß die großen deutschen Regierungen in der Lage sein würden, jedes Jahr ihre Sachverständigen zu einer solchen Tagung zu delegieren. Wir haben dann in Potsdam auf den direkt aus der Versammlung heraus geäußerten Wunsch hin uns entschlossen, zunächst von diesem alten Beschluß Abstand zu nehmen und zu der Gepflogenheit der jährlichen Tagung zurückzukehren, und zwar besonders mit Rücksicht darauf, daß von einer so großen Zahl von Städten Einladungen vorlagen, und daß dazu in den Grenzgebieten gewissermaßen eine so drohende kulturelle Not war, daß ein Abwarten von Jahren nicht mehr gestattet erschien. Wir sind deshalb im vorigen Jahre nach Freiburg an die Westgrenze gegangen, und wir sind in diesem Jahre an der Ostgrenze erschienen. Es ist nun die

Frage wieder aufgetaucht, und es ist von seiten des Heimatschutzes ziemlich einstimmig beantragt und ebenso ist auch von namhaften Mitgliedern aus dem Kreise der Denkmalpfleger der Antrag unterstützt worden, zu der früher einmal beschlossenen Gepflogenheit des zweijährigen Turnus zurückzukehren und die Zeit dazwischen mit anderen Veranstaltungen auszufüllen; keinesfalls dürfte ein nur alle zwei Jahre stattfindender Tag die einzige Lebensäußerung von uns sein; damit würden wir unsere ganze Werbekraft, würden wir jedenfalls einen großen Teil unserer gegenwärtigen Beachtung einbüßen. (Sehr richtig!) Es schien uns notwendig zu sein, für den Fall, daß wir uns zu dieser neuen Lösung entschließen würden, dann eine Zwischenform zu finden, die sich noch nicht ganz herauskristallisieren konnte, für die sich aber von Fall zu Fall wohl immer eine neue Gestalt finden dürfte. Was uns nun aber dabei stutzig machen könnte, das ist das Vorbild von Breslau. Nicht in bezug auf den Besuch — wir müssen leider konstatieren, daß die ferne Lage im Osten eben doch für sehr viele unserer alten Freunde ein abhaltendes, ein sie fernhaltendes Moment gewesen ist. Aber die Tatsache, daß schon auf die bloße Ankündigung unseres Besuches hin die schon in den letzten Jahren steil aufwärts führende Kurve des kunstgeschichtlichen heimatkundlichen Interesses sich in einer solch sichtbaren Belebung aller dieser Studien ausgewirkt hat, so daß diese Kurve nunmehr wirklich fast senkrecht aufgestiegen ist zu einer mächtigen Welle, die Tatsache, daß diese Ausstellungen hier in Verbindung mit unserer Expedition geschaffen worden sind, daß diese Fülle von wichtigster Literatur jetzt auch von seiten des Ministeriums gefördert worden ist, — das alles könnte uns ja bestimmen, von dieser Regelmäßigkeit nicht abzusehen, weil wir dabei eben empfinden, wie förderlich für die deutschen kunstgeschichtlichen Studien und für das ganze Verhalten zu der Frage des Denkmalschutzes eine solche Betätigung unserer Tagung an einem exponierten Platze ist. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Gründe, die von beiden Seiten für die zweijährige Tagung geltend gemacht werden, sehr schwerwiegend sind. Der Heimatschutz weist darauf hin, daß für ihn im nächsten Jahre ein Zusammengehen mit der Organisation des Naturschutzes zu einer Art Lebensnotwendigkeit wird. Der Naturschutz wird im nächsten Jahre eine große Tagung in Kassel veranstalten, die sicherlich sehr viele Freunde und Teilnehmer finden wird, und wir müssen anerkennen, daß bei dem großen Umfang der Belange des Heimatschutzes gar manche Fragen in dem Rahmen einer kleinen zweitägigen Veranstaltung nicht wohl zu Worte kommen könnten. Das muß ohne weiteres zugestanden werden. Wir haben daher geglaubt, einen Vorschlag machen zu sollen, der in etwas diesen Bedenken gerecht wird: nämlich in der Gestalt, daß wir künftig nicht zwei Tage, sondern drei Tage tagen, daß wir dafür die Ausflüge wieder auf zwei Tage einschränken, und daß nach einem gemeinsamen Tag, der größere, allgemein interessante Fragen von werbender Kraft behandelt, dann aber in demselben Sinne wie die Philologenversammlungen oder die Naturforscherversammlungen oder die Juristenversammlungen es tun, Sektionssitzungen, Abteilungsitzungen mit beschränkteren Aufgaben abgehalten werden, die ja zeitlich nebeneinander tagen könnten, wodurch wir sehr viel Zeit gewinnen könnten. Ich will auch nicht verschweigen, daß von seiten der beamteten Konservatoren in ganz Deutschland und Oesterreich der Wunsch ausgesprochen worden ist nach der Möglichkeit einer intimeren Aussprache, genau so wie die deutschen Museumsdirektoren sie haben; es hat eine solche, von allen Teilnehmern als ungewöhnlich fruchtbar und anregend

gerühmte Aussprache in diesem Frühjahr wieder, dank der Gastfreundschaft der Oesterreicher, in Wien stattgefunden, und auch diese Tatsache, daß hier solche Sonderwünsche bestehen, scheint die Notwendigkeit einer Neuformung unserer ganzen Verhandlungen und unserer ganzen Organisation nahezu legen.

Wir werden erst morgen dazu kommen, uns zu entscheiden; ich darf aber wohl noch berichten, daß wir gestern schon in einem kleineren Rahmen eine Möglichkeit ins Auge gefaßt haben, für den Fall, daß wir uns zu dem zweijährigen Turnus bekennen, daß wir also dann erst im übernächsten Jahre zusammenkommen würden, daß dann vielleicht zurückzukehren wäre zu dem Plane einer Rheinfahrt, einem Plan, der ursprünglich schon einmal für das Jahr 1923 ins Auge gefaßt war, damals aber durch die Ruhrbesetzung ins Wasser gefallen war. Das wäre eine Fahrt, die etwa im Mittelrheingebiet, in Frankfurt oder Mainz beginnen und dann vielleicht, wenn das möglich wird, in Saarbrücken, im besetzten und gefährdeten Saargebiet, enden könnte, die aber auch hier wieder eine Manifestation nationaler Art darstellen würde und die sicherlich eine Fülle von wenig bekannten Denkmälern und heimatlichen Schönheiten in den Vordergrund rücken würde. Der so lebendige und wohlorganisierte Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, der denselben Doppelnamen führt wie wir, würde dabei dann gewissermaßen als Vermittler, als Einlader, als Hausherr fungieren. Es gibt selbstverständlich auch andere Möglichkeiten und wir wollen uns die Entscheidung und Wahl durchaus vorbehalten. Das alles nur ad referendum; es wäre zunächst einmal zu überlegen und zu überschlafen; wir kommen morgen auf diese nun doch für unsere nächste Zukunft entscheidende Frage zurück.

Und nun, meine Herren, habe ich zum Schluß noch die schmerzliche Pflicht, der Toten des letzten Jahres zu gedenken. Wir nennen aus der Zahl der Denkmalfreunde in unserem Sinne, unserer unmittelbaren Anhänger, nur drei: Maximilian Peiffer, der durch lange Jahre Direktor der Staatsbibliothek in München war, 17 Jahre lang Mitglied des Reichstags, seit 1922 deutscher Gesandter in Wien, einer der besten Vorkämpfer auch des deutschen Gedankens in Oesterreich, der im Alter von nur gerade 50 Jahren vorzeitig abberufen worden ist; ich nenne unseren jungen Freund, der erst im vorigen Jahre in unseren Ausschuß zugewählt worden war, Max Hauttmann in München, der durch ein wahrhaft tragisches Geschick in der Blüte seiner so vielversprechenden Jugend gefällt worden ist; ich nenne endlich aus dem Grenzgebiet Professor Ernst Stückelberg, den Begründer und Leiter der freiwilligen Denkmalpflege in Basel, einer in ihrem Sinne vorbildlichen Organisation. Ich bitte Sie, sich zu Ehren dieser drei Verstorbenen von den Plätzen zu erheben. (Geschicht.)

Und nun darf ich meinen Bericht schließen und bitte zur Ergänzung desselben Seine Exzellenz Freiherrn von Biegeleben, das Wort zu ergreifen.

Dr.-Ing. h. c. Freiherr von Biegeleben-Berlin: Meine Damen und Herren! Gestatten Sie mir, die Ausführungen des Herrn Vorsitzenden durch eine Rechenschaftslegung über das, was seit der vorjährigen Freiburger Tagung geschehen ist, zu ergänzen.

Außerst aktuell und bedeutsam war die Frage, die bei der vorjährigen Tagung in den von Herrn Professor Hensel-Bonn und mir erstatteten Referaten über die Gefährdung des Privatbesitzes an

historischen Denkmälern und Kunstsammlungen in Deutschland durch Steuergesetze behandelt wurde. Die beiden Referate sind in einem Sonderabdruck im voraus vervielfältigt worden. Schon im Oktober 1925 wurde die vom Tag beschlossene allgemein gehaltene EntschlieÙung, welche die Reichs- und Länderregierungen ersucht, dem Problem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und bei den steuerlichen Maßnahmen größte Vorsicht und Schonung walten zu lassen (Wortlaut siehe Freiburger Tagungsbericht 1925, S. 110), dem Herrn Reichskanzler, dem Reichsministerium der Finanzen und dem Reichsministerium des Innern mitgeteilt. Ende November 1925 erging eine entsprechende Mitteilung an die Länderregierungen. Ferner wurden auf Grund der Referate von mir als Mitglied des von dem Tag legitimierten Aktionskomitees, im Einvernehmen insbesondere mit Professor Hensel, ganz ins einzelne gehende Vorschläge zu Richtlinien für die Bewertung von unbeweglichem und beweglichem privaten Kunstbesitz auf Grund des Reichsbewertungsgesetzes vom 10. August 1925 und für die Mitwirkung der Denkmalpflege hierbei, sowie weiter zu Ausführungsbestimmungen auf Grund des § 116 des Einkommensteuergesetzes vom 10. August 1925 ausgearbeitet. Diese Vorschläge, deckten sich, soweit es sich um die Baudenkmäler handelt, fast wörtlich mit den Anregungen, wie sie in meinem Referat S. 54, 55 und 61 des Tagungsberichts wiedergegeben sind. Die mit den Vorschlägen an das Reichsministerium der Finanzen am 19. Oktober 1925 gerichtete Eingabe wird als Anlage I¹⁾ dem diesjährigen Tagungsbericht beigelegt werden. Mitte Dezember 1925 wurde die Eingabe vom 19. Oktober 1925 auch der Reichskanzlei, dem Reichsministerium des Innern und sämtlichen Länderregierungen mitgeteilt. Um die gleiche Zeit hat die Geschäftsstelle den obenerwähnten Sonderabdruck der beiden Referate den vorgenannten Reichsstellen, den Länderregierungen, dem Reichstag, dem Reichsrat, und mit dankenswerter Erlaubnis des Reichsministeriums der Finanzen auch dem Reichsfinanzhof und den Landesfinanzämtern mitgeteilt. — Dem Reichsgrundbesitzerverband zu Berlin und der Deutschen Adelsgenossenschaft wurde auf Wunsch eine erhebliche Anzahl von Exemplaren käuflich überlassen. — Die EntschlieÙungen und die Vorschläge des Freiburger Tages haben bei der Reichsregierung, vor allem bei dem Reichsfinanzministerium, sowie auch bei dem zur Mitwirkung bei Erlaß der Verordnungen berufenen Reichsrat ein sehr erfreuliches, verständnisvolles Entgegenkommen gefunden. Zunächst erging am 25. März 1926 die Verordnung über die Bewertung zwangsbewirtschafteter Grundstücke für die erste Feststellung der Einheitswerte nach dem Reichsbewertungsgesetz (R. G. Bl. I. S. 180). Diese Verordnung wurde durch die jetzt allein maßgebenden Durchführungsbestimmungen vom 14. Mai 1926 zum Reichsbewertungsgesetz für die erste Feststellung der Einheitswerte und zum Vermögenssteuergesetz für die Veranlagung 1925 und 1926 (R. G. Bl. I. S. 227) ersetzt. Da eine individuelle Bewertung nach Maßgabe der von uns gemachten Vorschläge zur Zeit nicht möglich und durchführbar war, hat man sich dadurch geholfen, daß bei der Bewertung diejenigen unbeweglichen oder beweglichen Gegenstände, deren Erhaltung wegen ihrer Bedeutung für die Kunst, Geschichte oder Wissenschaft im öffentlichen Interesse liegt, weitgehende Abschläge vom normalen oder an sich maßgebenden Wert vorgeschrieben worden sind. Ein Hauptzweck der neuen Regelung ist, im Interesse der Allgemeinheit den Eigentümern die Erhal-

¹⁾ Siehe S. 224 des Berichts.

tung und sachgemäße Unterhaltung ihres Kunstbesitzes zu ermöglichen. Die hier einschlagenden Bestimmungen werden in einer Anlage II²⁾ des Tagungsberichts zum Abdruck gebracht werden, ebenso wie einige wichtige Erläuterungen, die in einem Rundschreiben des Reichsministers der Finanzen vom 31. März d. Js. gegeben worden sind. Besonders erfreulich ist, daß in diesem Erlaß die gutachtliche Zuziehung der Organe der Denkmalpflege den Finanzämtern zur Pflicht gemacht worden ist. Endlich ist in einem Erlaß des Reichsfinanzministeriums vom 1. April 1926 die Möglichkeit vorgesehen, daß für Bezirke, in denen Baudenkmäler eine erhebliche Rolle spielen, ein Sachverständiger der Denkmalpflege zum Mitglied oder Vertreter im Grundwertausschuß ernannt wird. — Auch für die Erbschaftssteuer sind in den Durchführungsbestimmungen des Reichsministers der Finanzen vom 28. Juni 1926 (R. G. Bl. I. S. 361) für die Jahre 1925 und 1926 unserer Auffassung entsprechend die gleichen Bewertungsgrundsätze eingeführt. Dem Reichsministerium der Finanzen, insbesondere Herrn Staatssekretär Dr. Popitz und seinen Mitarbeitern, sei an dieser Stelle der Dank der Versammlung zum Ausdruck gebracht. — Das durch die vorerwähnten Bestimmungen geschaffene Verwaltungsgebiet ist sowohl für die Finanzbehörden als auch für die Organe der Denkmalpflege Neuland, das nur durch eine verständnisvolle Zusammenarbeit sachgemäß beackert werden kann. Die dringend notwendige Orientierung der Interessenten haben sich der Reichsgrundbesitzerverband und die Zentralstelle der Hausbesitzervereine angelegen sein lassen. In Preußen sind die Provinzialkonservatoren durch das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung von den neuen Bestimmungen unterrichtet worden. Ueber die Art der Mitwirkung der Organe der Denkmalpflege und insbesondere deren initiative Betätigung hat im Juni d. Js. auf Anregung unseres Vorsitzenden, Geheimrat Clemen, im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine dankenswerterweise veranstaltete Besprechung mit mehreren Mitgliedern unseres geschäftsführenden Ausschusses stattgefunden, die zu neuerlichen Anweisungen an die Provinzialkonservatoren Anlaß gab. — In Hessen steht der Erlaß solcher Anweisungen unmittelbar bevor. Es ist dringend erwünscht, daß auch seitens der anderen Regierungen, soweit es noch nicht geschehen sein sollte, alsbald zweckdienliche Anweisungen herausgegeben werden, tunlichst in dem Sinne, daß die Organe der Denkmalpflege den Finanzämtern und Interessenten — auch initiativ — sich zur Verfügung zu stellen haben.

Zum Schluß sei auf das vor einigen Tagen in den von Universitätsprofessor D. Dr. Georg Schreiber in Münster, Mitglied des Reichstags, herausgegebenen „Schriften zur deutschen Politik“ erschienene Heft 15 und 16 „Kultur und Steuergesetzgebung. Zusammenhänge von Finanzpolitik und Kulturpolitik“ aufmerksam gemacht³⁾. Dort sind die vorjährigen⁴⁾ Referate von Professor Hensel und mir, teilweise erweitert und mit Anmerkungen versehen, sowie sehr interessante Ausführungen von Staatssekretär Professor Dr. Popitz über „Finanzpolitik und deutsche Kultur“ und von Professor Schreiber über „Geistesarbeiter und Finanzpolitik“ veröffentlicht. Herr Professor Hensel hat dort außerdem in einem besonderen Nachtrag über die praktische Durchführung der Schutzbewertung nicht nur die maßgebenden neuen Bestimmungen zusammengestellt, sondern auch den Interessenten sehr wertvolle Ratschläge für die

²⁾ Siehe S. 226 des Berichts.

³⁾ Verlag von Herder & Co., Freiburg i. Breisgau.

Wahrung ihrer Rechte und die Mitwirkung der Organe der Denkmalpflege hierbei erteilt. — Auch vom Standpunkt der von unserem Tag vertretenen ideellen Interessen aus kann der genannten Schrift, die im Büro aufliegt, nur weiteste Verbreitung gewünscht werden.

Auf Grund des Vorgesagten möchte ich mir im Anschluß an die Worte des Herrn Vorsitzenden den Vorschlag gestatten, in einer Entschliebung an die Länderregierungen das Ersuchen zu richten,

durch geeignete Anweisungen, soweit noch nicht geschehen, dafür Sorge tragen zu wollen, daß die Durchführung der neuen vom Reichsministerium der Finanzen auf Grund des Reichsbewertungsgesetzes von 1925 erlassenen Bestimmungen für die Bewertung von unbeweglichem und beweglichem Kunstbesitz durch ein verständnisvolles und initiatives Zusammenarbeiten der Organe der Denkmalpflege mit den Denkmalbesitzern und den Finanzbehörden gesichert und gefördert werde.

Zugleich wären die Reichsregierung und die Länderregierungen zu ersuchen, der vorerwähnten Schrift „Kultur und Steuergesetzgebung, Zusammenhänge von Finanzpolitik und Kulturpolitik“ ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, diese Schrift den Finanzbehörden und den Organen der Denkmalpflege zugänglich zu machen und so diese Stellen über das Wesen der neuen Bestimmungen, ihre praktische und ideelle Bedeutung zu unterrichten. (Beifall.)

Vorsitzender: Ich darf Seiner Exzellenz Freiherrn von Biegeleben noch einmal den Dank des Ausschusses und der Versammlung aussprechen für seine Mühewaltung bei der Vertretung dieser wichtigen Angelegenheit. Ich denke, die Versammlung schließt sich dem Wunsche an, daß in dieser Form noch einmal eine Resolution gefaßt und ein Anschreiben an die Regierung gerichtet wird, in dem wir auf diese schöne Publikation, die in so vorbildlicher Form all das Wesentliche und Wissenswerte zusammenfaßt, als Handbuch vor allem sowohl der Denkmalpflege wie auch der Finanzämter, aufmerksam machen. Die ganze Materie ist von einer solchen Bedeutung für die Zukunft unseres ganzen historischen Besitzes, daß wir glauben, diese Frage immer weiter verfolgen zu sollen; wir werden nicht müde werden, auch weiterhin als die Organe des öffentlichen Gewissens auf diesem Gebiete tätig zu sein und nach Bedarf mahnend und beratend unsere Stimme zu erheben. An die hohen Regierungen der deutschen Länder wie an die gesamten Behörden und Vertreter der Denkmalpflege richten wir die eindringliche Bitte und Mahnung, dieser Sache ihre Fürsorge zu schenken. Es handelt sich um die Zukunft, vielfach um die Existenz unserer kostbarsten profanen Denkmäler. Wir dürfen nicht müßige Zuschauer sein. *Nostra res agitur.*

Wir gehen nunmehr über zu den auf der Tagesordnung stehenden beiden wichtigen Vorträgen, für die wir als Referenten gewonnen haben Herrn Museumsdirektor Dr. Demmler am Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin und Herrn Professor Dr. Schmuderer vom bayerischen Generalkonservatorium in München. Es entspricht einem ausdrücklichen Wunsche der letzten Tagung, daß wir wieder einmal mit solchen Spezialthemen aufwarten, die aber vielleicht doch auch nur scheinbar Spezialthemen sind, denn unter diesen Fragen verbirgt sich für uns paradigmatisch die große Sorge, die uns alle bewegt und dauernd im Atem hält — die Sorge der Erhaltung, der unberührten Erhaltung der kunstgeschichtlichen Urkunden

als der Grundfrage einer Denkmalpflege überhaupt. Ich darf Herrn Professor Demmler bitten, das Wort zu ergreifen, und ich darf hinzufügen, daß die beiden Herren den Wunsch haben, ihre Ausführungen heute nachmittag zu ergänzen durch praktische Beispiele in der wundervollen Ausstellung schlesischer Malerei und Plastik, die so viele geeignete und auch in hohem Maße lehrreiche Beispiele uns auf diesem Gebiete bringt. Wir bitten also die sich hierfür besonders interessierenden sachverständigen Kenner, sich heute nachmittag zu einer solchen Besichtigung unter Führung der beiden Herren zusammenfinden zu wollen.

Ich bitte nun Herrn Professor Demmler, sein Referat zu erstatten.

„Denkmalpflege und kirchliche Holzskulptur.“

Museumsdirektor Dr. Demmler-Berlin: Hochgeehrte Damen und Herren! Zwei große fruchtbare Ideen sind es, die unseren Tagungen für Denkmalpflege und Heimatschutz Sinn und Richtung geben. Wir wollen die Denkmäler unserer Heimat kennenlernen, das ist die eine. Das unbestimmte Gefühl von dem Reichtum, den Natur und Geschichte über unser Vaterland ausgeschüttet haben, soll sich klären zu einer bewußten Kenntnis unseres Besitzes. Wir wollen wissen, wo die Denkmäler sind, die unsere Liebe verdienen, wir wollen wissen, wie sie sind, worin ihr besonderer Wert besteht. Wir wollen an uns selber die Probe machen, welch lebendige Kraft ausgeht von diesem Erbe der Vergangenheit, das uns rings umgibt. — Aus der Freude an einem Besitz, dessen Gehalt unerschöpflich ist, aus der Erkenntnis seiner Kostbarkeit wächst die Sorge um seine Erhaltung, die verantwortungsvolle Frage: Sind wir auch Erhalter des Hauses, darin wir wohnen? Schützen wir die sichtbaren Denkmale, mit denen unsere Vorfahren die Heimat wohnlich und würdig und liebenswert gemacht, in denen sie ein Abbild ihrer und unserer Kultur geschaffen haben? Beides, die Kenntnis unserer Heimat und ihrer Schätze und ihr Schutz muß von jeder Generation neu verstanden und erarbeitet werden. Es genügt aber nicht, daß Wissenschaft und Technik sich damit beschäftigen. Mehr als irgendwo müssen hier Gedanken und Grundsätze in die weitesten Kreise unseres Volkes dringen, um wirksam zu werden. Die vorbildliche Organisation der Tage für Denkmalpflege und Heimatschutz hat sich seit langen Jahren in den Dienst dieser Aufgabe gestellt; die Art, wie dies geschah, die Freiheit, mit der alle Freunde der Heimat und alle Mitarbeiter am Denkmalschutz zu Worte kommen, hat ihr ein Recht auf Gehör gegeben, nicht bloß oben bei den Behörden, sondern, was ebenso wichtig ist, in den Kreisen aller Gebildeten und Bildungsfreudigen; es ist ganz unverkennbar, wie die hier vorgetragenen Gedanken und Ziele allmählich eine Macht geworden sind, wie die Praxis sich ihnen anpaßt und wie das Bewußtsein von dem Wert und der Wichtigkeit der Kulturgüter, für die wir hier eintreten, zum Gemeingut wird.

Aber nichts wäre verkehrter, als auf diesen Erfolgen auszuruhen. Nicht bloß, weil eine jüngere Generation heranwächst, die die Erfahrungen der Alten erst erwerben muß, sondern ebenso darum, weil keiner von uns auf diesem Gebiet jemals auslernt. Das wird Ihnen, wie ich hoffe, der Ausschnitt aus der Denkmalpflege beweisen, den ich Ihnen heute vorführen darf.

Die kirchliche Holzskulptur ist für unsere Tagungen durchaus kein Neuland. Die Protokolle sind wahre Fundgruben für das meiste, was wir wissen und was wir befolgen müßten in Sachen dieser Kunstwerke, mit

denen gerade das Gebiet der deutschen Sprache besonders reich gesegnet ist, und die von den höchsten Offenbarungen des Genius bis zu den naiven Aeußerungen volkstümlicher, die Ueberlieferung treuherzig belebender Phantasie und Gestaltungskraft wiesen. Was veranlaßt uns, das Thema heute wieder aufzugreifen? Zwei Gründe: die wachsende Erkenntnis ihres Wertes und die besonderen Gefahren, von denen sie bedroht sind.

Meine Herren! Die Holzbildwerke in unseren Kirchen sind, wie alle bildlichen Darstellungen an diesem Ort, zuerst und zunächst Denkmäler religiöser und kirchlicher Art. Sie sind geschaffen, um dem Gotteshaus eine höhere Weihe, der Andacht der Besucher Richtung und Anregung zu geben. Sie sind aber zu ihrem weitaus größten Teil auch Denkmäler der Kunst und der Geschichte. Von allen Seiten werden sie gewertet, von allen auch Anforderungen, ideale und praktische, an sie gestellt.

Nun ist es gar keine Frage, daß die Wertung dieser deutschen Skulpturen von seiten der Kunstgeschichte in den letzten 15—20 Jahren eine grundlegende Wandlung erfahren hat. Es ist das durchaus nicht eine Folge des Krieges, die Bewegung begann vielmehr schon vorher, damals, als die kirchlichen Denkmäler in weiterem Umfang durch die Photographie und durch die Inventarisierung, durch private und amtliche Tätigkeit, für die Forschung erschlossen wurde. Daß dies so lange auf sich warten ließ, daß die gelehrte Forschung und der Eifer der Museen und Sammler sich zunächst vorwiegend der italienischen Kunst zuwandte, ist tief in der Geschichte unserer Bildung begründet. Die deutsche Plastik war nicht unbekannt, einzelne ihrer Werke und Meister — ich erinnere an Riemenschneider, an Kraft, an Vischer und Veit Stoß und Pacher — hatten es sogar zu einer gewissen Popularität gebracht, sie wurden in wissenschaftlichen und in volkstümlichen Werken hochgepriesen. Aber wir besaßen, das können wir heute ruhig sagen, bis vor kurzem ein höchst lückenhaftes und unvollständiges Gesamtbild unseres nationalen Kunstbesitzes. Wichtigste Hauptwerke waren von der lokalen Forschung kaum ans Licht gezogen, der Allgemeinheit, auch der Forscher, völlig unbekannt. Dazu kam, daß diese vielfach zufällige und lückenhafte Auswahl meist mit fremden Maßstäben gemessen wurde. Die überragende Schätzung bestimmter Epochen, wie der Antike und der Renaissance, und bestimmter Hauptländer, wie Italien und Frankreich, ließ ganze Gruppen deutscher Kunstproduktion im Schatten. Sie erinnern sich alle noch der Zeit, wo Schlagworte, wie „manieristisch, barock, zopfig“, einem Schleier gleich sich über lange Zeiträume unserer Kunstgeschichte senkten, wo man es kaum der Mühe wert fand, nach der Güte eines einzelnen Werkes oder eines Bildhauers zu fragen, wenn sie unter diesem negativen Vorzeichen standen.

Das ist gründlich anders geworden. Wir bemühen uns heute um ein Verständnis aller Perioden, aller Jahrhunderte unserer Geschichte, und die Menge des Vergleichsmaterials, das sich allmählich unserem Blick erschließt, hat uns neue, wie wir hoffen, gerechtere Maßstäbe an die Hand gegeben auch für das, was wir längst zu kennen glaubten.

Die bildliche Erschließung des Materials und die von Vorurteilen allmählich sich losringende historische Betrachtung bringen eine Umwertung auch unserer Holzbildwerke mit sich, von der wir heute erst die Anfänge sehen. Wir brauchen uns auf ihre Einzelheiten nicht einzulassen; nur eine Feststellung ist für uns von Wichtigkeit: es ist sicher, daß die alte deutsche Bilderei als Gesamterscheinung ein steigender

Wert ist, ihre Schätzung im In- und Auslande hat ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht. Es ist sicher, daß das landläufige Urteil auch insofern revidiert werden wird, als es sich um das Verhältnis zur Kunst unserer südlichen und westlichen Nachbarn handelt. Vieles, was als Nachahmung und Umbildung fremder Einflüsse erschien, erweist seinen autochthonen Charakter, unsere Entwicklung ordnet sich gleichartig in die gesamte abendländische ein, und das Einzigartige, was dem deutschen Genius, und nur ihm, gelungen ist, wird früher oder später auch dem Widerstrebenden und dem Gleichgültigen sichtbar. Das sind Dinge, die heute noch im Fluß der Erörterung sind; aber auch wer an ihr keinen Anteil hat, dem wird ein lebendiger Eindruck von ihrer Bedeutung vermittelt, wenn er etwa das jüngst abgeschlossene sechsbändige Tafelwerk „Die deutsche Plastik“ durchblättert: die Sprache der deutschen Bildhauer kann auch der nicht überhören, der gewohnt ist, nur unsern Dichtern und Musikern und etwa noch zweien oder dreien unter unseren Malern Weltgeltung zuzusprechen.

Meine Herren! Schon die Tatsache, daß wir heute noch gar nicht imstande sind, die Größe unseres Besitzes zu übersehen und seinen Wert vollkommen zu erfassen, müßte uns zur größten Vorsicht in seiner Behandlung, zur gewissenhaftesten Sorgfalt in seiner Erschließung und Erhaltung erziehen. Aber es kommt nun noch ein anderes hinzu, eine geschichtliche Fügung, die man heute nicht mehr leugnen kann. Gewiß haben ältere Zeiten schon bei uns wiederholt schwer in den Bestand unserer kirchlichen Kunstwerke eingegriffen, die Bilderfeindlichkeit mancher religiöser und kirchlicher Strömungen im 16. Jahrhundert, die Verheerungen durch Kriege und durch Feuer, die Achtlosigkeit, mit der der gewandelte Geschmack eines so selbstbewußten Jahrhunderts wie des achtzehnten die Werke der Väter oft zugunsten seiner eigenen beiseite schob. Aber das eigentlich Tragische in der Geschichte dieser Denkmäler ist doch dies, daß gerade die letzten hundert Jahre, also die Zeit, wo man das Alte neu zu verstehen und zu neuer Wirkung zu erwecken suchte, ihm in irrender Liebe, wenn ich so sagen darf, am meisten geschadet haben. Das auszusprechen ist kein einseitiges Urteil etwa vom Standpunkt des Museums aus; hören Sie, was ein gewiß unverdächtig Zeuge, was ein August Reichen-sperger vor mehr als 70 Jahren schon öffentlich ausgesprochen hat. In seiner Schrift „Fingerzeige auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst“, die im Jahre 1854 erschien, heißt es: „Die böswilligen Zerstörungen haben auf dem Kunstgebiet kaum größeren Schaden angerichtet als die gutgemeinten Restaurationen, letztere aber sind weit bedrohlicher, weil man weniger vor ihnen auf der Hut ist“. Ja, er geht noch weiter, und wer unter uns möchte nicht wünschen, daß die Stimme des Propheten im 19. Jahrhundert gehört und anerkannt worden wäre, wenn er sagt:

„Handelte es sich nicht um praktische Bedürfnisse, so würde ich unbedenklich raten, die alten Monumente lieber geradezu ihrem Schicksal zu überlassen als eine jener Kuren damit vorzunehmen, welche sie mit ihrer geschichtlichen Würde, ihrer ganzen Eigentümlichkeit zu bezahlen haben, die nicht selten zum Untergang einzigartiger Muster und zur förmlichen Verfälschung der Kunstgeschichte hinführen.“

Welches sind nun die verfehlten Kuren, die damals und leider auch in der ganzen Folgezeit unseren Holzbildwerken so viel Unrecht zugefügt haben? Ich muß hier eine Bemerkung einschalten, die den meisten in unserem Kreise etwas Selbstverständliches besagt: Die große Mehrzahl unserer Holzskulpturen rechnet, um zur Wirkung zu kommen, mit der

Bemalung des Holzes. Niemals ist diese „Fassung“ eine bloße Zutat zu dem Werk des Bildhauers, das vorher schon abgeschlossen wäre; vielmehr ist die Arbeit des Schnitzers so angelegt, daß der Maler ihr erst zum vollen Leben verhilft. Nicht bloß, weil wichtigste Teile, wie der Mund, das Auge und die Augenbrauen, durch den Maler erst die endgültige, vom Künstler beabsichtigte Form erhalten, sondern ebenso darum, weil die ganze komplizierte Anordnung der Gewänder, der Attribute, der Motive des Stehens, der Bewegung der Arme usw. im Raum der Kirche und im Schrein des Altars erst durch die leuchtenden Farben für den Beschauer klar, überschaubar und harmonisch werden. Die Bemalung ist daher auch kein flüchtiges Herausheben einzelner Teile, kein bloßes Nachhelfen (Ausnahmen bestätigen die Regel), sondern ist ein höchst solides, umständliches und sorgfältiges Verfahren, wobei die ganze Figur eine neue Haut erhält, wenn ich so sagen darf, eine Haut, die dick genug ist, daß nun wieder der Bildhauer einzelne Vertiefungen darin anbringen kann.

Die Schuld des 19. Jahrhunderts läßt sich nun im wesentlichen so formulieren, daß man in der Praxis den Wesenszusammenhang zwischen der alten Plastik und ihrer eigentümlichen farbigen Erscheinung viel zu wenig respektiert, daß man durch willkürliche Eingriffe die künstlerische Einheit gestört hat, statt sie zu erhalten. Diese Schuld ist so folgenreicher, so allgemein verbreitet, daß ihr gegenüber die modernen Ergänzungen der plastischen Teile, also der Ersatz von Händen oder von Teilen des Gewandes, der Attribute, des Schmuckes, vergleichsweise unwesentlich erscheint.

Man muß dabei, um gerecht zu sein, zwei Arten von Mißhandlungen, oder sage ich vielleicht besser, zwei Gruppen von Uebeltätern scharf auseinanderhalten.

Die Fehlerquelle ist immer dieselbe: es ist der Mangel an Ehrfurcht vor der geschichtlichen Erscheinung und ihrem urkundlichen Wert, und ebenso die fehlende Einsicht in die alte Technik und die Gesetze der künstlerischen Wirkung, die den Schöpfer des Werkes geleitet haben. Aber es ist für das Schicksal der Figuren ein großer Unterschied gewesen, ob sie in der Kirche, also im gottesdienstlichen Gebrauch geblieben, oder ob sie diesem entfremdet und in den Besitz von Sammlern geraten sind. Die letztere Gruppe ist an sich für uns die weniger wichtige, ich muß sie aber doch charakterisieren. In der Behandlung durch Liebhaber, Sammler, Händler und Restauratoren spiegelt sich die Geschmackswandlung im 19. Jahrhundert mehr als in der stets konservativeren Kirche. An den Kunstwerken in privaten und öffentlichen Sammlungen ist zunächst rücksichtsloser gesündigt worden, aber man ist später auch rascher und konsequenter zu einer besseren Einsicht zurückgekehrt. Aufs große gesehen, lassen sich vielleicht drei Perioden unterscheiden:

Die erste ist die, wo das frühere 19. Jahrhundert seinen eigenen Farbgeschmack auf die Erhaltung der Bildwerke anwendet. Nun wissen Sie, daß gerade die ersten Jahrzehnte, was den Farbensinn betrifft, in der ganzen Kunstgeschichte zu den schwächsten und kraftlosesten Zeiten gehören, die wir kennen, und ebenso ist die Kenntnis der Maltechnik damals auf einem Tiefpunkt angelangt. Nehmen wir dazu, daß die alten Statuen nicht etwa in die Hände großer Künstler gerieten, sondern in die von Liebhabern und Altertumsfreunden, so ergibt sich die betrübende Folge, daß dieselben Männer, die so viele aus den Kirchen ausgeschlossene

Werke vom Untergang gerettet haben, es für ihr selbstverständliches Recht hielten, sie nach ihrem Geschmack zu modeln. Die Neubemalungen jener Zeit, zu denen, wie wir heute oft kontrollieren können, ganz geringfügige Beschädigungen des alten Farbbestandes den Anlaß gaben, sind dadurch charakterisiert, daß sie alle starken Farbenharmonien, jene kräftigen Töne von reinem Gold, Rot, Grün und Blau ausmerzen; man tönt in Grau, in Steinfarbe, in gebrochenem Graugrün, einfach nach dem Geschmack des Bestellers oder seines Handwerkers, der noch dazu oft weit hinter seiner Zeit zurückgeblieben war. Technisch stehen diese Neubemalungen auf einer ziemlich tiefen Stufe; sie haben aber einen großen Vorzug: man hat sich fast nie die Mühe genommen, den alten Anstrich, der auf der Figur saß, vorher abzukratzen. Man malte fröhlich darüber, mit dickem, vollem Pinsel, wobei es offenbar die Besitzer wenig rührte, daß die Feinheiten der Zeichnung am Mund, in den Augen, daß die zartere Modellierung aller Teile unter der dicken Tünche verschwand. So glaubte man die Figuren wieder instand gesetzt, man glaubte auch — und das ist ein Moment, das wir nicht übersehen dürfen — sie auf diese Weise gegen den Wurmfraß und die Zerstörung des Holzes durch Witterungseinflüsse geschützt zu haben. Ausnahmen sind selten; es gehört zu ihnen die in der Vergoldung einzigartig schön erhaltene Ravensburger Madonna aus der Sammlung des Domdekans Hirschler, die jetzt ein Glanzstück des Berliner Museums bildet; aber selbst hier wurden, wie eine Reinigung vor Jahren ergab, die entzückenden kleinen Figuren, die sich unter dem Mantel der Gottesmutter bargen, und das Futter des Mantels selbst in völlig überflüssiger Weise neu bemalt, auch in der Richtung, daß die starken Farbkontraste getilgt und durch gebrochene, verstaubt und leblos wirkende Töne zugedeckt wurden.

Diese Restaurierungen, meine Herren, sind heute längst überwunden, sie sind uns in Geschmack und Technik unverständlich und ungenießbar geworden, und was wichtiger ist, sie sind eine grobe Vergewaltigung der alten Werke. Das Gefühl dafür hat sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt, aber leider ist das, was nun folgte, viel schlimmer, und ich möchte beinahe sagen, beschämender. Es folgt nämlich der Radikalismus der Reinigungsepoche, die die älteren unter uns noch mitgemacht haben. Auch diese Zeit hat es gewiß gut gemeint; aber ihre Liebe zu den Holzbildwerken war noch viel weiter als die Sorglosigkeit vom Anfang des Jahrhunderts von einem wirklichen Verständnis ihres Wesens und ihrer Kunstform entfernt. Und was noch schwerer wiegt, die Sünden dieser Epoche sind im allgemeinen nicht wieder gut zu machen. Mit den schärfsten Mitteln, mit Laugen und Bürsten, mit Messern und Schabeisen ging man den Figuren zu Leibe, die sich nicht wehren konnten, und der Eifer ruhte nicht eher, als bis sie nackt und bloß dastanden und höchstens noch in der Tiefe der Gewandfalten kümmerliche Reste ihres Kreidegrundes und ihrer Farben trugen. Man glaubte jetzt die reine Plastik freigelegt zu haben, in Wirklichkeit hatte man eines der wichtigsten Mittel des alten Holzplastikers für immer zerstört. Und was man nun vor sich hatte, war keineswegs ein vollendetes Werk, das gleichsam aufatmete, weil es von fremden Zutaten befreit war, es war ein Skelett, eine unfertige, zur Bemalung hergerichtete Arbeit, die man dann auch in den allermeisten Fällen gar nicht so belassen konnte, wie sie war. Man glättete die rauhen Stellen, die für den Farbüberzug bestimmt gewesen waren, man überarbeitete mit dem Werkzeug des Bildhauers die scheinbar unfertigen Teile, und wenn schließlich das alte Lindenholz immer noch zu nüchtern aussah, um dem

Besteller zu gefallen, so ging man daran, es durch Beizen lebendig zu machen, ihm einen „Ton“ zu geben — ein stillschweigendes Eingeständnis, daß die ganze Prozedur in sich selbst verfehlt gewesen war. Diese gebeizten Statuen findet man in allen Sammlungen, von der hellsten bis zur dunkelsten Farbe. Es spielt auch dabei der Zeitgeschmack eine wichtige Rolle: als die Vorliebe für dunkle schwere Möbel aufkam, als der Historismus des 19. Jahrhunderts auf seinem Gang durch die Vergangenheit eben bei der deutschen Spätrenaissance hielt, da hat man auch die Holzstatuen so dunkel wie möglich gebeizt und sich wohl ihrer Uebereinstimmung mit den andern mehr oder minder „alten“ Einrichtungsstücken gefreut. Aber wenn dadurch schon dem Eichenholz nicht selten Gewalt angetan wird, wieviel mehr der Linde, die ja in Süddeutschland weitaus der häufigste Werkstoff für Holzbildwerke des späten Mittelalters ist, und deren zarte helle Töne nun unter der Barbarei der speckigen Glanzlichter solcher Pseudorestaurationen verborgen liegen!

Meine Herren! Wenn man die Restauratoren, die ja zumeist noch am Leben sind, fragt, weshalb sie so radikal gegen die Farbe vorgegangen sind, so hört man neben der Berufung auf den Wunsch der Besteller fast immer auch noch einen andern Grund: nämlich es wird gesagt: was an Farbe da war, war spät oder modern, jedenfalls eine Entstellung der Statue, und darunter war nichts. Dieser Versicherung muß man mit dem stärksten Mißtrauen begegnen: nicht bloß weil es Fälle gibt, wo sich das Gegenteil noch erweisen läßt, sondern aus zwei andern in der Sache liegenden Erwägungen.

Einmal gibt es sehr wenige alte Holzbildwerke, die nicht auf Bemalung angelegt waren; es gibt sie in größerer Zahl am Niederrhein und in einzelnen Gegenden Norddeutschlands, gewiß. Aber gerade dort dürfte es selten vorkommen, daß eine solche Eichenholzstatue in neuerer Zeit zum erstenmal bemalt wurde, so daß also die Entfernung der Farbschicht eine reine Korrektur der Fehler des 19. Jahrhunderts darstellt. Es gibt ferner einzelne berühmte Beispiele in Süddeutschland, vor allem in Franken; allein beim Creglinger Altar und in Rothenburg wissen wir durchaus nicht sicher, ob die Bemalung wirklich wegbleiben sollte oder ob nur die Ausführung aus irgendwelchen Gründen unterblieb.

In den weitaus meisten Fällen ist es ganz sicher, daß der Zustand unserer abgelaugten Figuren einfach einer Sorglosigkeit entspringt, genau wie die Neubemalung am Anfang des 19. Jahrhunderts. Man hatte Farbreue oder volle Bemalung vor sich, sie entsprach nicht dem Geschmack des Besitzers; also entfernte man sie; und da ist es klar, daß das radikale Verfahren immer das einfachste und billigste ist. Man nimmt sich nicht die Mühe zu untersuchen, ob die alte Farbe noch da ist, ob sie unter einer deckenden Schicht späterer Zutaten noch verborgen liegt, wofür die größte Wahrscheinlichkeit spricht, sondern man rasiert einfach alles herunter.

Die dritte Periode, in der wir heute noch drinstehen, brachte eine Umkehr, die sich gerade bei den Bildwerken in privater Hand schnell und gründlich durchgesetzt hat. Man ist endlich dazu gelangt, den alten Meistern ihr Recht auf ihre eigene Sprache zu gönnen, man kam zu einer Hochschätzung der Polychromie, die in den Preisen des Kunstmarkts einen sehr beredten Ausdruck fand. Man versenkte sich in die Technik der alten Bemalungen, man achtete auf die Bedingungen, unter denen sie erhalten werden kann, auf die Schäden, die ihr in modernen Räumen drohen.

Man lernte die kostbaren Reste alten Farbenglanzes schätzen, nicht bloß als Zeugen der Echtheit, sondern auch in ihrem Wert für die künstlerische Gesamtwirkung. Und mehr und mehr setzte sich das durch, was am Anfang aller Pflege und Sammeltätigkeit hätte stehen sollen: wir sind nicht dazu da, die Werke der Vorfahren zu meistern, ihnen unsere Empfindungen und unsern Geschmack aufzudrängen, wir sollen sie ehren, wie sie sind und alles das an ihnen erhalten, was ursprünglich ist. Auf langen Umwegen, bei denen viel kostbares Kunstgut verloren gegangen ist, hat sich die Praxis der Museen und der Sammler durchgerungen zu dieser einfachen Wahrheit. Es stimmt wehmütig, wenn man sieht, wie wenig die Erkenntnis eines einzelnen vermag, der seiner Zeit voraus ist. Denn im Grunde kehren wir auch hier nur zu dem zurück, was August Reichen-sperger in jener Schrift von 1854 so kurz und treffend formuliert hat: „demgemäß,“ sagte er, „gilt auch hier als oberste Regel, so wenig wie möglich und so wahrnehmbar als möglich zu restaurieren.“

Wie steht es nun aber mit den Werken, die heute noch an ihrer alten Stelle, im Gotteshaus, stehen? Mit den Schnitzaltären und Einzelstatuen und Gruppen und Reliefs, die zusammen einen Schatz unserer Heimat bilden, der zum Glück immer noch unendlich größer, reicher und wertvoller ist als alle Museen und Privatsammlungen zusammen? Hat die Kirche, die größte Denkmalpflegerin, auch schon in den Zeiten, wo es nur die Sache gab, aber noch nicht den Begriff, hat die Kirche an der geschilderten Entwicklung teilgenommen?

Meine Damen und Herren! Rein geschichtlich betrachtet dürfen wir sagen: die Kirche ist der allgemeinen Entwicklung von ferne gefolgt; vor manchen schweren Fehlgriffen war sie bewahrt, vor allem vor der unglücklichen Manie der radikalen Reinigung, die, soweit ich sehe, in der Kirche eine Seltenheit geblieben ist. Das erklärt sich aus dem Gefühl, daß die Kunstwerke durch eine solche Radikalkur ihrem eigentlichen Zweck, der Erweckung und Förderung kirchlicher Andacht, entfremdet würden. Sie würden in dem Raum, wo sie stehen, kaum mehr gesehen werden und der Eindruck feierlicher Festlichkeit, der Eindruck, der sie über den Alltag heraushebt, würde bei den meisten Besuchern sicher verloren gehen.

Können wir also in dieser Beziehung von der Pietät der Kirche nur mit Ehrfurcht und Dank sprechen, so darf freilich auf der andern Seite auch nicht verschwiegen werden, daß die Freude, zu restaurieren, zu erneuern, zu verschönern, gerade in unsern Kirchen noch weit umfangreicher gewesen ist als bei den Sammlern, und daß diese Freude bis heute fort dauert, ohne daß sie stets von der Sachkenntnis und dem Respekt vor dem Bestand der Denkmäler getragen wäre, den nicht bloß das Interesse der Kunst und der Wissenschaft, sondern nach unserer festen Ueberzeugung das Interesse der Kirche selbst gebieterisch fordert.

Wir müssen uns über diesen Punkt offen aussprechen; denn für die Praxis der Denkmalpflege ist er von einer Bedeutung, die gar nicht überschätzt werden kann. Wir dürfen es aber auch. Es ist mir eine unvergeßliche Erinnerung, wie im Jahre 1911, als wir in Salzburg tagten, der greise Fürsterzbischof Kardinal Katschthaler uns begrüßte und uns zu-gerufen hat: „Wenn Sie, unsere Gäste, bei der Besichtigung der Denkmäler manche Defekte finden sollten, dann mögen Sie nicht den Mantel der Nächstenliebe darüber breiten, sondern sie aufdecken, weil davon ein guter Erfolg zu erwarten ist.“ In diesem Sinne hat dann damals Prälat Swoboda

über kirchliche Denkmalschutzgesetzgebung zu uns gesprochen, und uns Laien in einem gelehrten Referat die Sorge der Kirche für ihre Monumente seit den ältesten Zeiten an Hand der kirchlichen Grundsätze und Bestimmungen erläutert. Er kam zu dem Ergebnis, daß der moderne Denkmalschutz mit dem Geist und dem Wortlaut der kirchlichen Normen durchaus nicht im Widerspruch ist, daß beide sich vielmehr ergänzen.

Nun wissen Sie alle, meine Herren, daß es mit den Grundsätzen allein nicht getan ist, und daß die besten und wohlgemeintesten Bestimmungen auf dem Papier stehen bleiben können. Auf den Geist und die Praxis der Ausführung kommt es an, und wenn wir hier über das Grundsätzliche ein Wort sagen und gerade bei den kirchlichen Stellen um freundliches Gehör bitten, so geschieht das ganz gewiß nicht, um einseitige Kritik zu üben, sondern es geschieht, um der großen Idee, die der Kirche und uns gleich sehr am Herzen liegt, der Idee der Erhaltung unserer Denkmäler in ihrer Schönheit und ihrer echten Erscheinung, an unserem Teil zu dienen.

Meine Herren, lassen Sie mich ganz kurz sagen, was uns beim Anblick der Holzbildwerke unserer Kirchen bedrückt und mit Sorge erfüllt, und lassen Sie mich dann in ein paar Sätzen formulieren, wohin unsere Wünsche, unsere Vorschläge auf diesem Gebiet zielen. Nicht wahr, es gibt vielleicht in keinem Berufsstand einen so hohen Prozentsatz echter und warmer Freunde und ebenso gründlicher Sachkenner unserer alten Kunst wie gerade in der Geistlichkeit. Ich darf Sie daran erinnern, daß es Geistliche waren, die zuerst als Sammler gerade kirchlicher Holzskulpturen im 19. Jahrhundert aufgetreten sind, die vieles vor dem Untergang gerettet und vielen den Sinn für die Schönheit dieser schlichten und doch so tief-sinnigen Denkmäler wieder erschlossen haben. Was sagen diese unsere Freunde dazu, wenn sie heute ein Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler durchblättern und immer wieder auf den Vermerk stoßen: „durch Restaurierung entstellt“, „durch Neubemalung völlig entwertet“. Legen sie sich nicht manchmal die Frage vor: Muß das sein? Ist hier ein Zwiespalt, der eben nur durch den Machtspruch zu lösen ist: hier hat der Denkmalpfleger, hier hat Kunst und Wissenschaft nichts zu sagen? Oder sollte es nicht möglich sein, daß durch die landläufige Art des Restaurierens vielleicht auch kirchliche Werte gefährdet werden und verloren gehen?

Meine Herren! Man hat bis vor kurzem unsere Klagen auf diesem Gebiet gern mit einer Handbewegung beiseite geschoben, indem man sagte: ja, die Kirche ist eben kein Museum! Sie hat andere Pflichten wahrzunehmen, als den Gelehrten ihr Urkundenmaterial zu erhalten. Sie kann nicht Ruinen dulden, wo es sich um die Bedürfnisse des Kultus handelt. Ich möchte ausdrücklich sagen, daß diese Gesichtspunkte ebenso auf evangelischer wie auf katholischer Seite geltend gemacht worden sind; beidemal aber handelt es sich, wie ich glaube, um ein Mißverständnis, um eine vorschnelle Lösung des Problems, die nur scheinbar einfach und einleuchtend ist.

Zunächst: der Gegensatz zwischen Kirche und Museum ist gewiß begrifflich leicht zu formulieren, aber in der Praxis lassen sich beide Größen gar nicht schematisch voneinander abgrenzen. Die Kirche ist wohl ein Museum, das größte und schönste, das wir haben. Sie kann und sie will es nicht hindern, daß Tausende sie heute betreten, um sich an den Schätzen zu erbauen und zu erfreuen, die Kunst und Frömmigkeit dort aufgebaut

haben. Wie nun, wenn diese Tausende — ihre Zahl ist ganz sicher im Wachsen begriffen — den Eindruck mit sich nehmen: die Kirche läßt sich an Gewissenhaftigkeit, an Treue und Sorgfalt den alten Denkmälern gegenüber von andern Mächten übertreffen? Von Museen z. B., von privaten Kunstfreunden? Wäre das gut? Wäre das im Interesse der Kirche? Ich glaube nicht.

Dieser Eindruck muß aber entstehen überall da, wo gedankenlos und voreilig drauflos restauriert wird, wo man alten und ehrwürdigen Werken unserer Vorfahren ein neues Gewand gibt, ohne zu fragen, ob nicht das alte viel besser, viel schöner, viel haltbarer ist, ob es nicht zur Ehre der Kunst und ihrer Meister, aber auch zur Erhaltung des religiösen Segens, der ihm innewohnt, mit geringen Mitteln gesichert und erhalten werden kann, statt einen neuen Aufputz zu bekommen, der nur zu oft eine böse Aehnlichkeit hat mit der Schminke, die etwas vortäuscht und etwas verbirgt, statt das wahre Wesen zu offenbaren.

Ist es wahr oder ist es nicht wahr, daß noch heute Altäre und Holzfiguren einfach mit zur Erneuerung vergeben werden, weil die Kirche als Bauwerk, als Ganzes geputzt und erneuert wird?

Wenn das wahr ist — und es ist leider nicht zu leugnen —, dann sollten die kirchlichen Behörden hier eingreifen und durch Belehrung, ja wohl auch durch ein entschiedenes Wort des Tadels Wandel schaffen.

Warum?

Einmal deshalb, weil wir alte Holzfiguren durch Neubemalung niemals verbessern, sondern immer entstellen. Die besten, gewissenhaftesten Künstler lehnen ein solches Ansinnen ab; sie wissen genau, daß keiner aus seiner Haut kann, daß wir niemals den Ton der vergangenen Zeit genau treffen, weder in der Zeichnung noch in der Farbe, daß wir notwendig die Harmonie eines kirchlichen Kunstwerks durch unsere Zutaten zerstören und dadurch auch der seelischen Wirkung Abbruch tun, die es gerade an dieser Stelle ausüben soll. Nun gibt es freilich Restauratoren genug, die sich stolz kirchliche Dekorationsmaler nennen oder ähnlich, und die auf Grund langjähriger Erfahrungen, wenn man sie hört, es jedem alten Meister gleich zu tun sich vermessen. Aber, meine Herren, glauben Sie diesen selbstbewußten Handwerkern nicht, trauen Sie Ihren eigenen Augen, gehen Sie nach etlicher Zeit wieder hinein in eine solche durchrestaurierte Kirche, es ist, wie wenn man etwas Unfaßbares und doch so Wesentliches, den Stimmungswert des Alten, den Geist, der uns mit der Vorzeit verbindet, daraus vertrieben hätte, und was geblieben ist, das wirkt als eine leere, kalte Pracht. Dieses Gefühl, das auch der einfache Mann hat, und das oft zu ganz ergreifendem Ausdruck kommt, täuscht nicht. Es täuscht am allerwenigsten bei den Figuren, die noch viel persönlicher als Pfeiler und Arkaden und Kapitelle zum Herzen sprechen. Hüten wir uns, diese alten Stücke, an denen so viele Generationen hinaufgesehen haben, durch Uebertünchung stumm und seelenlos zu machen; nicht bloß die Kunst und die Wissenschaft wird darüber trauern, auch bei den Andächtigen, die in das Gotteshaus kommen, wird die Freude über den neuen Pomp nur kurz sein. Ja, sollte nicht von kirchlicher Seite mehr als bisher darauf hingewiesen werden, daß die Spuren des Alters ein Kunstwerk so wenig wie einen lebendigen Menschen ohne weiteres entstellen, daß sie vielmehr Ehrfurcht und Liebe in vielen Fällen nur zu steigern geeignet sind? Wer wird es heute wagen, etwa an den Reliquienschreinen unserer Kirchenschätze in jener sorglosen Weise Ergänzungen und Veränderungen vorzunehmen, wie dies das 18. und mit leider viel geringerem

Geschmack das 19. Jahrhundert ohne Bedenken getan haben? Nun, was jenen kostbaren Werken recht ist, sollte das den Altären aus Holz nicht billig sein?

Verstehen wir uns recht. Niemand denkt daran, irgendeiner Verwahrlosung das Wort zu reden. Aber der Fehler ist ja gerade der, daß bei unsern Kirchenrestaurationen landauf landab der Gedanke der Erhaltung und der Sicherung des Alten im Lauf der Ausführung regelmäßig zurücktritt: und wenn die schiefe Bahn des Erneuern- und Verschönernwollens einmal beschritten ist, dann gibt es kein Halten mehr. Nicht bloß der Geschäftssinn tüchtiger Handwerker spricht hier mit, sondern ebenso die Tatsache, daß ein solches Vergewaltigen des Alten durch eine Neufassung ja viel bequemer, und in unserer industrialisierten Zeit viel leichter nach bestimmten, allzu bekannten schlechten Mustern zu erledigen ist, als die Geduld und Entsagung fordernde Arbeit dessen, der die Kunstwerke erhalten und sichern will.

Verwischen wir nicht die Erscheinungsformen des Alters bei den Holzbildwerken! Es ist einfach nicht wahr, daß ein paar Fehlstellen in der Farbe ein kirchliches Werk kirchlich unbrauchbar machen; wohl aber ist das andere wahr, daß eine alte Vergoldung, selbst teilweise erhalten, durch die Jahrhunderte eine Schönheit und eine Harmonie erhält, die größer ist als einst: die Zeit hat die alten Werte noch gesteigert und vertieft. Es ist nicht wahr, daß eine Bemalung, die an einzelnen Stellen abzublättern beginnt, verloren ist und durch eine neue ersetzt werden müßte. Denken Sie nur daran, wohin wir kämen, wenn dieser rohe Standpunkt etwa auf unsere alten Tafelbilder angewendet würde! Nein, die Technik des Sicherns und Befestigens loser Farbteile ist längst mit Glück auf die Holzstatuen übertragen und angewendet worden: und kein Geistlicher, der mit Sorge Schäden an seinen Altarbildwerken wahrnimmt, dürfte versäumen, sich darüber zu unterrichten, wie rasch und wie einfach einem solchen Zerfall abgeholfen werden kann. Ich muß es meinem verehrten Korreferenten überlassen, Ihnen das zu zeigen. Lassen Sie mich von den Klagen übergehen zu den Wünschen und Vorschlägen, die die Denkmalpflege auf diesem Gebiet zu machen hat.

Drei solcher Wünsche möchte ich geltend machen.

Der erste: wir wollen nicht mehr restaurieren im Sinn des 19. Jahrhunderts, wir wollen mit aller Bescheidenheit, aber mit höchster Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt die alten Werke, soweit dies noch möglich ist, pflegen und erhalten in der Form, die ihre Schöpfer ihnen gegeben haben! Wir wollen sie auch dann noch ehren, wenn die Zeit nicht spurlos an ihnen vorübergegangen ist. Aber wir müssen loskommen von der dümmelhaften Meinung, daß wir ebensogut im Stil vergangener Jahrhunderte arbeiten und Neues schaffen könnten, wenn wir nur wollen. Wissenschaftlich ist diese Idee längst überwunden, aber sie ist es noch nicht in der Praxis. Die Beispiele, die wir auf der Jahrtausend-Ausstellung in Köln gesehen haben, andere, die Sie hier in Breslau betrachten werden, reden laut und vernehmlich davon. Es ist die höchste Zeit, daß wir uns der Verantwortung für unsere kirchlichen Schätze bewußt werden und das, was intakt geblieben ist, unversehrt den Generationen nach uns überliefern.

Aus der grundsätzlichen Stellungnahme ist an dieser Stelle nur eine einzige Folgerung zu ziehen. Ueber die Frage, ob eine altes Werk, das Zerstörungen aufweist, noch für das Gotteshaus geeignet ist oder nicht,

werden letztlich die kirchlichen Organe selber nach ihrem Gefühl entscheiden. Die Erfahrung zeigt, daß hier ein weiter, sehr weiter Spielraum ist, und daß ein altes Bildwerk, wenn es zwar Gebrechen aufweist, aber nicht verwahrlost ist, kaum je die religiösen Gefühle an der heiligen Stätte verletzen wird.

Doch gibt es ganz sicher auch Werke, die diese Grenze überschritten haben, die so viele Teile ihres Farbenkleides oder ihrer plastischen Erscheinung verloren haben, daß der kirchliche Zweck gefährdet erscheint. Diese aber, meine Herren, soll man nicht künstlich neu aufputzen und dadurch vollends zerstören. Für sie ist die Stunde gekommen, wo die beste Denkmalpflege die Aufnahme in ein Museum ist; an ihrer Stelle setze man neue Werke in die Kirche, an denen sich Kunst und Künstler unserer Tage erproben mögen, nicht im Geist schwächlicher Imitation, sondern im Geist der Gegenwart und ihrer lebendigen Frömmigkeit, so wie dies bei den alten, naiv schaffenden Meistern auch gewesen ist.

Mein zweiter Wunsch ist: wenn etwas an den alten Holzbildwerken geschehen soll, wenn sie krank sind an irgendwelchen Zerfallserscheinungen, dann sollte es nie versäumt werden, daß man über Krankheit und Heilung die Sachverständigen hört. Dieser Sachverständige aber, das sollte sich auch von selber verstehen, kann und darf nicht identisch sein mit einer Persönlichkeit, die selbst ein geschäftliches Interesse an der Ausführung des Auftrags hat. Ich habe die höchste Achtung vor dem Können und der Erfahrung unserer Restauratoren, ich weiß, daß manche in überraschender Weise umgelernt und sich von der Imitation und der willkürlichen Ergänzung des Alten freizumachen suchen — aber hier gilt es eine klare und reinliche Scheidung der Kompetenzen. Die Beratung der Kirchenvorstände muß von einer unabhängigen Stelle geschehen; von Praktikern, die technisch und historisch so durchgebildet sind, daß nichts als die Ehrfurcht und die Bescheidenheit vor dem alten Kunstwerk ihr Urteil bestimmt.

Es ist sicher, daß der Organisation des behördlichen Denkmalschutzes hier noch viel zu tun übrigbleibt. Nicht in allen deutschen Ländern ist es leicht, diese idealen Sachverständigen sofort zu finden und heranzuziehen. Es bleibt ein unvergängliches Verdienst des bayerischen Staates und der bayerischen Denkmalpflege, daß sie in planmäßiger Arbeit solche Sachverständigen herangezogen und sie in ein lebendiges Vertrauensverhältnis, in einen dauernden Kontakt mit den kirchlichen Stellen gebracht hat. Wir sind dem verehrten Leiter der bayerischen Denkmalpflege, der heute leider nicht anwesend sein kann, zu größtem Dank verpflichtet, daß er sich hat bereit finden lassen, aus seinem Institut, das praktisch die größten Leistungen und Erfolge auf diesem Gebiet aufzuweisen hat, einen der Träger dieser heutigen Erhaltungstechnik zu entsenden, der uns über die Arbeit und über die Probleme selbst berichten wird.

Was Norddeutschland betrifft, so hat unser verehrter Vorsitzender schon im Jahre 1903 in Erfurt einer Schulung gewissenhafter technischer Denkmalpfleger gerade für die Skulpturen das Wort geredet. Man kann nicht sagen, daß in Preußen die Saat dieses Gedankens schon sehr üppig aufgegangen wäre. Clemen hat mit Recht eine Verbindung mit den Restauratoren der Museen angeregt; und ich darf vielleicht sagen, daß z. B. das Berliner Museum, ohne hierzu staatliche Mittel zu besitzen, sich in den letzten Jahren mit steigendem Erfolg bemüht hat, Kirchengemeinden mit Rat und Tat in Konservierungsfragen zu helfen. Das Ideal wäre aber sicher,

daß jede Provinz, jeder größere Landesteil eine Zentralstelle hätte, die für die technische Beratung und ebenso für die Beaufsichtigung von Erhaltungsarbeiten zur Verfügung steht. Meine persönliche Hoffnung geht noch weiter: ich glaube, daß wir nach Eröffnung des Deutschen Museums in Berlin auch Räume und Kräfte für größere Werkstätten frei haben zur Uebernahme solcher Arbeiten, deren Ausführung an Ort und Stelle nicht angängig ist; ich hoffe, daß bis dahin der preußische Staat auch die Wichtigkeit der Aufgabe erkannt haben und den Erfolgen der bayerischen Organisation spät, aber mit um so größerer Energie nacheifern wird.

Und nun noch ein letzter Wunsch. Ich habe gesagt: wir wollen los vom 19. Jahrhundert, nicht von seinen unvergänglichen Verdiensten, aber von seinen Fehlern. Die Frage erhebt sich: gibt es nicht Fälle, wo sich diese Fehler wieder gut machen lassen? Diese Frage dürfen wir heute zuversichtlicher als früher mit „Ja“ beantworten. Ich weiß aus einer Praxis, die immerhin jetzt auch zwei Jahrzehnte umfaßt, wieviel erstaunliche Schätze alter Farbenherrlichkeit unter den Ueberfünchungen des 19. Jahrhunderts noch verborgen liegen. Wir müssen da theoretisch und praktisch einen Unterschied machen zwischen Erneuerungsarbeiten früherer Jahrhunderte und denen des neunzehnten. In der Spätrenaissance, im Barock, im Rokoko war die alte Tradition des Fassens von Figuren niemals unterbrochen. Die malerische Erscheinung der Oberfläche wechselt mit der Stilbewegung. Die Werkstattüberlieferung, ihre Kenntnisse, ihre soliden Grundsätze bleiben. Alte Erneuerungen, vor allem barocke, sind radikal vorgegangen, sie zeigen, wie man eine Neufassung von Grund auf neu aufzubauen hat; sie sind technisch und künstlerisch meist so, daß sie dem alten Werk einen etwas fremdartigen, aber doch reizvollen Zug hinzufügen. Ich erinnere Sie etwa an die barock gefaßte Sebastianstatue von Riemenschneider im Bayerischen Nationalmuseum, und an viele gotische Madonnen, die in Altären der Spätzeit als Gnadenbilder wieder verwendet worden sind. Wir können und wollen hier natürlich den Lauf der Geschichte nicht nachträglich korrigieren.

Es ist aber eine ganz andere Frage, ob wir auch dem Geist des 19. Jahrhunderts und seinen Neubemalungen gegenüber heute zu einer historischen Pietät verpflichtet sind, die das einmal Gewordene ehrt, auch wenn sie es nicht billigen kann. Ich glaube, die praktischen Beispiele, die Sie heute nachmittag in der so ungemein instruktiven Ausstellung schlesischer kirchlicher Kunst des Mittelalters sehen werden, gestatten auf diese Frage eine ganz eindeutige Antwort. Das 19. Jahrhundert verdient im Prinzip gar keine Schonung, wo es an den alten Holzbildwerken sich versucht hat. Seinen Bemalungen fehlt ebenso die künstlerische Selbständigkeit wie die technische Qualität. Ein Oelfarbanstrich der letzten hundert Jahre, der eine alte Fassung zudeckt, ist keine historische Urkunde, die es zu schützen gilt. Von den Künstlern der Dekorationsmaler, die im 19. Jahrhundert und auch noch im zwanzigsten an den Wänden unserer Kirchen ihre Ansichten über gotische und romanische Stilformen niedergelegt haben, wird immer noch viel zu viel auf die Nachwelt kommen, und der künstlerische Ruhm des 19. Jahrhunderts wird dadurch kaum gewinnen.

Im Prinzip also dürfen wir ruhig sagen: wir wollen und können heute nicht bloß sichern und erhalten, wir wollen auch das Alte, wo es noch da ist, wieder freilegen. Technisch ist es durchaus möglich, eine moderne Farbschicht von der alten abzulösen, und es sind in dieser

Richtung schon Erfolge erzielt worden, die uns Meisterwerke unserer nationalen Kunst wirklich neugewonnen haben.

Praktisch wird hier natürlich langsam und vorsichtig vorzugehen sein. Wieviel von einer alten Fassung erhalten ist, läßt sich nur durch Versuche feststellen, zu denen es natürlich auch gewiegter Sachverständiger bedarf. Die Arbeit als Ganzes ist mühsam, sie erfordert Zeit und macht Kosten; es sind also die nötigen Retardationsgewichte schon in den Gang der Entwicklung eingefügt. Ich möchte daher an dieser Stelle eher zusprechen als abmahnen und den beteiligten Stellen, namentlich den Besitzern großer und bedeutender Kunstwerke, Mut machen zu einem Versuch, und namentlich zu einer Besichtigung solcher Kunstwerke, deren alte Farben zu neuer Pracht erstanden sind, deren Zeichnung und Modellierung dem alten Meister wieder die verdiente Ehre antut. Ich habe die Freude erlebt, in den letzten Tagen die zu neuem Leben erweckten Figuren der Wiener Hofburgkapelle zu sehen; ich hoffe, auch den herrlichen Altar vom St. Kilian in Heilbronn, der zu den größten plastischen Schöpfungen nicht bloß unseres Vaterlandes gehört, noch einmal gereinigt zu sehen von dem Bleiweißanstrich, den man ihm vor 100 Jahren gegeben, von dem schlimmeren gelben Oelfarbanstrich, den unsere Zeit auf den Flügeln noch hinzugefügt hat.

Es ist manchmal jetzt umgekehrt wie früher: damals geschah zu viel, weil jeder glaubte, zur Verschönerung der alten Denkmäler berufen zu sein. Heute, nachdem öfters Fehler hart getadelt worden sind, findet man gelegentlich eine Aengstlichkeit, die sich scheut, überhaupt eine Verantwortung zu übernehmen, und die sagt: wenn wir alles beim alten lassen, kann uns keiner einen Vorwurf machen. Ich kenne einen der schönsten Rokokoaltäre, in Norddeutschland ist er sogar der schönste, der existiert, dessen vergoldete Figuren ein unglückseliger Restaurator des 19. Jahrhunderts mit einer dicken, dunkelbraunen Eichenholzbeize übergangen hat, die den künstlerischen Gesamtcharakter des Altars ruiniert und die Wirkung der leicht und schwingend bewegten Figuren in ihr Gegenteil verkehrt. In diesem Fall war es nicht etwa die Kirchenbehörde, sondern der Provinzialkonservator, der gegen die Reinigung Widerspruch erhob mit der Begründung, man könne nicht wissen, was da herauskomme.

Nun, meine Herren, ein Risiko ist es immer, in ein altes Werk einzugreifen; aber eine Verantwortung fällt auch auf den, der den künstlerischen Fortschritt aufhält und der nichts davon wissen will, seine verschütteten Quellen wieder aufzudecken. Ich kann nur wünschen, daß alle, denen die Sorge um unsere Kunstdenkmäler anvertraut ist, kirchliche Vertretungen und staatliche Behörden, Künstler und Auftraggeber, sich zusammenfinden in der Ehrfurcht und Liebe vor dem Werk unserer alten Meister. Ist es uns damit eine heilige Sache, dann zweifle ich nicht, daß auch der Mut der Verantwortung sich einstellen wird, jener Mut, der veralteten, liebgewordenen Vorurteilen trotz und dem kein Weg zu mühsam ist, um zu der reinen Gestalt dieser Werke wieder durchzudringen. Ist die Gesinnung da, so werden wir uns über die Mittel leicht einigen; denn da gilt des Dichters Wort:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, fass' es an *).

(Lebhafter Beifall.)

*) Siehe Anmerkung S. 228 des Berichts.

Vorsitzender: Ich gebe nunmehr sofort dem Herrn Korreferenten, Professor Dr. Schmuderer, das Wort zu seinem ergänzenden Vortrage; wir behalten uns unsere Stellungnahme in der Debatte nach den beiden Referaten zusammen vor.

Professor J. Schmuderer-München: Technisches Können ist mit grundlegend für die künstlerische Erscheinung. Das gilt ganz besonders im Bereich des Kunsthandwerks. Namentlich in Zeiten, wo der unpersönliche Handwerksbetrieb an erster Stelle stand, wie im Mittelalter, zeigt sich, was technisches Können und Arbeitsbetrieb für die Steigerung des künstlerischen Ausdrucks bedeuten. Das beweisen uns nicht nur die rein kunsthandwerklichen Leistungen des Mittelalters in Keramik, Glas, Eisen, Stoffen, das zeigen in erster Linie die prachtvoll bemalten Altäre mit ihren Skulpturen.

Von alten Holzskulpturen und vor allem von ihrer Ausschmückung durch den Staffierer und Maler und von den notwendigsten Erhaltungsmaßnahmen soll die Rede sein. Weit mehr Stücke, als wir in der Regel annehmen, sind in fast unberührtem Zustand, wenn auch nicht immer in der wünschenswerten Erhaltung, auf uns gekommen. So manche Stadt- und Dorfkirche erfreut sich solch wertvollen Besitzes. Sind an solchen Stücken größere Teile schadhaft geworden, so braucht man trotz alledem nicht zu verzagen; denn mit der nötigen künstlerischen Einstellung und mit den entsprechenden, technischen Erfahrungen für solche Aufgaben erkennt man ein Kunstwerk nicht leicht als so zerstört, daß es nicht wieder befriedigend gesichert werden könnte. Um auf die oft recht unterschiedlichen notwendigen Erhaltungsmaßnahmen näher eingehen zu können, wollen wir vor allem, soweit es der gegebene Rahmen gestattet, auf den werkmäßigen Aufbau künstlerisch durchgeführter Arbeiten der Staffierer und Faßmaler aus alter Zeit erläuternd eingehen. Schon der Bildhauer mußte auf die Behandlung des Holzes sein besonderes Augenmerk richten. Wir wissen, daß es den alten Meistern in der Regel keineswegs gleichgültig war, ob das Holz, woraus eine Figur gearbeitet werden sollte, im Vollsaft, also im Frühjahr, oder im Spätherbst, wenn der Saft des Holzes zurückgeht, gefällt war. Vielfach wurde Wert darauf gelegt, daß das Holz des Stammes nicht so, wie es von unten nach oben gewachsen ist, verwendet wurde, sondern daß der obere Teil nach unten zu stehen kam. Dadurch soll dem zu frühen Einsetzen des Holzwurmes vorgebeugt worden sein. Trockenes, gelagertes Holz erleichtert vor allem auch das Bearbeiten durch den Bildschnitzer. Bei frischem, feuchtem Holz, das bei der Bearbeitung durch den Bildhauer ungleiche Tiefen und Höhen erhält, geht naturgemäß der Trockenprozeß auch ungleich vor sich, und es kann leicht vorkommen, daß durch Risse, die in solchen Fällen entstehen müssen, schon während der Arbeit vorstehende Partien sich abspalten. Niemals hat auch ein erfahrener Holztechniker auf das Langholz Querholz geleimt oder befestigt, denn dadurch wird die Bewegungsfreiheit des Holzes gehemmt und die Bildung von Rissen gefördert. Querhölzer an unteren Teilen von Figuren oder auch rückwärts sind durchweg spätere Zutaten, die bei sachgemäßer Behandlung entfernt werden müssen. Dieser Fall kommt bei Rahmenwerk und Tafelbildern öfter vor als bei Holzskulpturen. Holztafeln, die bemalt sind, müssen in den Rahmenfalzen locker sitzen, damit sie nicht eingeklemmt werden. Denn gerade einer Nichtbeachtung dieses Umstandes ist es zuzuschreiben, daß die Holztafeln reißen. Ist für die Bewegungsfreiheit des Holzes genügende Gewähr gegeben, so ist ein

Reißen geradezu unmöglich. Um das Reißen des Holzes möglichst hintanzuhalten, wurden Holzfiguren von rückwärts ausgehauen bzw. ausgehöhlt.

Bevor auf die vom Bildhauer gefertigte Skulptur durch den Faßmaler die Grundierung gegeben wird, muß für die genügende Verbindung durch das sogenannte Leimtränken, das mit dünnem, heißem Leimwasser vorgenommen wird, gesorgt werden. Das hierauf folgende Auftragen des Kreidegrundes wurde in alter Zeit mit der größten Sachkenntnis und Sorgfalt vorgenommen. Vor der Grundierung hat man in der Regel leichte Holzrisse, Dübellöcher, Leimfugen oder sonstige Vertiefungen mit gut geleimter Kreide und etwas Gipszusatz verkittet. An Holzfiguren, Rahmenwerk und Holztafeln sind solche Stellen in den meisten Fällen auch mit Leinwand verklebt worden. Bisweilen kamen auch Pergamentstreifen zur Anwendung; ja, unter Umständen wurden selbst ganze Holzskulpturen und Holztafeln mit Leinwand überklebt.

Die Zubereitung und das Auftragen des Kreidegrundes ist, wie gesagt, eine der wichtigsten Vorbereitungen für die Fassung. Beim Zubereiten des Grundes darf Kreide nicht in den Leim gerührt werden, sondern sie muß in feingeriebenem Zustand in dem Leim versickern, da sonst im Grund Luftblasen entstehen, die bei keinem weiteren Stadium der Arbeit mehr beseitigt werden könnten. Wenn Leim, der tunlich in der Stärke eines schwachen Fugenleimes gehalten wird, keine Kreide mehr aufnimmt, so ist der dickflüssige Brei mit einem stumpfen Borstenpinsel durch ein feines Drahtsieb zu treiben. Mit leichtem Leimwasser kann nun je nach Bedarf der zubereitete weiße Grund verdünnt werden. Der Grund darf keineswegs überhitzt werden, sonst entstehen ebenfalls Blasen. Die erste Schicht des Grundes, die auf das leimgetränkte Holz zu bringen ist, muß fest angerieben werden, um eine möglichst gute Verbindung mit dem Holz herzustellen. Jede weitere Schicht, die dann aufgetragen wird, darf an Leimgehalt nicht stärker sein als die untere, da sonst die Gefahr des Abspringens und Reißen des Grundes gegeben ist. Wie beim Kreidegrund darf bei dem nachfolgenden Farbauftrag das Bindemittel der oberliegenden Schichten niemals stärker sein als das der Unterlage. An jenen Partien, wo Vergoldung oder gravierte Damaszierung geplant ist, muß die Kreidegrundierung in mehreren Schichten aufgetragen werden. Für die farbige Behandlung genügt in der Regel ein sachgemäßer einmaliger Auftrag.

Diese Grundiertechnik hat die Tradition bis in das späte 18. Jahrhundert bewahrt. Ende des 18. und im ganzen 19. Jahrhundert wurde als erste Grundschicht durchweg der sogenannte graue Steingrund verwendet. Erst auf die Steinkreidegrundierung wurde dann die weiße Kreidegrundierung aufgesetzt. Im 13. und auch noch im 14. Jahrhundert kamen Fälle vor, wo die Haare und Bärte und mitunter Augen vom Bildhauer nur im Groben ausgeschnitten sind, um die Details dann im Grund eingravieren oder einschneiden zu können. An solchen Figuren wurde die Grundierung meist ziemlich stark angebracht, um eine Ueberarbeitung durch den Bildhauer zu ermöglichen. Nach der Bearbeitung mit dem Reparier- und Schnitzzeisen ist die Oberfläche mit Fischhaut-Schachtelhalm glattgeschliffen worden. Auf diese Weise wurde mitunter eine Oberfläche erzielt, die so wertvoll in Erscheinung tritt, wie dies sonst nur bei Goldschmiedearbeiten der Fall ist.

Damaszierter Dekor wurde mitunter tief graviert. Den Hintergrund des Musters hat man nach Umständen schraffiert oder mit kleinen flachen

Hohleisen aufgeraut. In Kreidegrund geschnittenen oder gravierten Mustern wurde die Härte und Schärfe an den Kanten durch entsprechendes Ueberreiben mit feuchtem, feinem Leder genommen. Auf diese Art hergestellte Säume an Mänteln und Unterkleidern sind nicht selten zu treffen. Gerade Säume findet man in den reichsten Ausstaffierungen. Tiefgeschnittene, d. h. hoch herausgearbeitete Ornamente, aber auch ganze, in den mannigfaltigsten Formen sich wiederholende architektonische Gehäuse mit figürlichen Darstellungen kommen vor. Auch in Blei und Zinn gegossene Ornamente, die recht häufig auch als Fassungen von bunten Steinen oder Gläsern dienten, wurden als Saumeinlagen angewandt. Desgleichen ornamentale Knäufe an Mantelspangen und Schließen.

Die Verwendung von Blei, Glas und Steinen an Skulpturen ist schon in der romanischen Zeit nachweisbar, z. B. sind die Augen an dem figürlichen Schmuck der Kapitäle in Biburg im Donautal noch zum Teil mit Blei ausgesetzt. Die Pfeilerstatue an der Kunigundenkapelle bei Burgerroth, Bezirksamt Ochsenfurt (Unterfranken), besaß ehemals Augen in grünem Glas, wovon eines noch erhalten ist.

Bevor wir zur Vergoldertechnik übergehen, soll eine weitere Herstellungsart der schönen Damastmuster nicht unerwähnt bleiben. Es ist das die vielfach mit großem, künstlerischem Takt und Feingefühl angewandte aufgeklebte Damaszierung.

Die Herstellung geschah auf folgende Weise: Von dem als Dekor bestimmten Muster war zunächst ein Negativschnitt in eine Kreidegrundierung auf einem Brett oder Stück Holz herzustellen. Darauf wird eine Zinn- oder Bleifolie gegeben und diese mit einer Bürste gut in das Negativ eingebürstet, so daß neuerdings das Muster vertieft erscheint. Ein leicht warmer, gut geleimter, mit etwas Harz vermischter Kreidegrund — im vorliegenden Fall ist für die Zubereitung des Grundes statt Kölner Leim am besten der weniger festklebende Hasenleim vorzuziehen — wird mit einem spachtelartigen Messer in die mit Zinnfolie ausgelegte Form gestrichen. Sobald die Masse erkaltet ist, kann mit der Zinn- oder Bleifolie die Kreideeinlage herausgenommen werden. Die schmiegsame Masse wird dann mit der Zinnfolie auf den zu dekorierenden Gegenstand mit Leim- und Kreidegrund geklebt. Die einzelnen Stücke können aneinandergereiht werden. Die Anschlüsse oder sogenannten Nähte bleiben immer etwas erkennbar; auf alten Skulpturen sind die Ausmaße der einzelnen aufgelegten Damaststücke meist mit Sicherheit nachzuweisen. Beim Aufkleben an einer stark gebrochenen Gewandfalte ist ein entsprechendes Zerschneiden möglich. Die Zinnfolie wird erst nach dem Aufkleben der einzelnen Stücke wieder abgenommen, was verhältnismäßig leicht möglich ist. Es bleibt dann nunmehr die reine Kreidegrundmasse mit der erhabenen, plastischen Damaszierung sichtbar. Es braucht wohl nicht näher ausgeführt zu werden, daß solche Arbeiten eine besondere Geschicklichkeit und Übung voraussetzen. Statt der Zinn- oder Bleifolie wandten die Alten auch dünnes Papier an, das durch rückseitige Verbindung mit der feuchten Kreidegrundmasse eine innige Verbindung eingeht und infolgedessen nachträglich nicht mehr, wie z. B. die Zinnfolie, abgenommen werden kann. Daher sind hin und wieder noch Reste von Papierfasern an den Mustern alter Holzskulpturen zu beobachten. Ab und zu kommt es auch vor, daß durch ein zeichnerisches Auftragen des Kreidegrundes mittels des Pinsels ein erhöhter plastischer Dekor erzielt wurde. Eine weitere, stark verbreitete und recht beliebte Dekorierungsart bildeten Papiersterne oder runde

Papierblättchen; beide kommen in verschiedenen Größen vor. Die außerordentliche Schärfe und Exaktheit, die solche Stücke aufwiesen, ist wohl kaum anders zu erklären, als daß sie mit Metallstanzen hergestellt wurden. Diese Arten von Dekor zeigen fast durchweg Bolusvergoldung.

Auf dem nun zurechtgerichteten Grund, der glatt, damasziert oder mit aufgeklebtem Damastmuster behandelt sein kann, wird die Vergoldung, die gute handwerkliche Uebung voraussetzt, vorbereitet. Zunächst muß auf die Kreidegrundierung der sogenannte Bolus, eine rote, gelbe oder weiße, fettige, feine Erde, versetzt mit Jungfernwachs, venetianischer Seife und Eiweiß, aufgetragen werden. Damit wiederum die nötige Verbindung mit dem Kreidegrund hergestellt werden kann, ist der Bolus stark verdünnt mit Wasser auf die Grundierung zu geben. Von dem erstmaligen Uebergehen mit Bolus soll der Grund nur leichtrötliche Färbung annehmen. Der Fachausdruck heißt hierfür „löschen“ oder „die Lösch auftragen“. Nach dem Antrocknen derselben wird das Poliment als dickflüssige Masse zweibis dreimal aufgetragen. Der Polimentauftrag wird nach gutem Antrocknen gebürstet oder mit Flanellappen abgerieben, so daß ein Halbglanz entsteht. Die so behandelte polimentierte Fläche wird nun mit stark in Wasser verdünntem Alkohol (reinem Branntwein) mittels eines feinen Haarpinsels benetzt. Ein breiter, flacher, dünn- und langhaariger Pinsel dient zum Aufnehmen des Blattgoldes, das auf die mit Branntwein benetzte Fläche gelegt wird. Beim Aneinanderreihen des Blattgoldes bedarf es besonderer Uebung, da ohne diese leicht Fehlstellen oder Branntweinflecken entstehen. Beim Polieren, das mit Achat geschieht, rächen sich dann solche technische Unzulänglichkeiten unerbittlich. In früherer Zeit wurde zum Polieren oder Glätten des Goldes außer Halbedelsteinen auch Elfenbein und Eberzahn verwendet. Glanzversilberung wird in der gleichen Weise hergestellt wie Glanzgold. Manchmal tritt an Stelle des Glanzgoldes Glanzsilber, das man dann mit einer Goldlacklasur überzog. Eine solche Ausführung zeigen der Flügelaltar in Schweinhaus und der Marienflügelaltar aus Luzine, beides Stücke um 1400. Offenbar waren die hohen Kosten des Echtgoldes für die Wahl dieses Ersatzes maßgebend. Aus demselben Grunde wurden die Tiefen der Gewandfalten oft nur mit dem sogenannten Zwischgold ausgelegt. In späterer Zeit, insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert, sind die Tiefen vielfach mit gelbem Bolus ausgespart. In letzteren Fällen ist damit auch eine lockere künstlerische Erscheinung erreicht worden.

Bemerkt muß noch werden, daß das Blattgold früherer Jahrhunderte viel stärker gegenüber dem heutigen gehalten war, das bis zur äußersten rationellen Ausnützung des Materials ausgeschlagen wird. Auch war das alte Gold nicht so stark mit Kupfer legiert, so daß der farbige Tonwert des alten Goldes durch diese zwei wesentlichen Umstände der Wirkung nach dem heutigen weit überlegen war. Freilich muß gesagt werden, daß auf besonderen Wunsch und gegen entsprechende Bezahlung die Blattgoldschläger heute noch in der Lage sind, Gold in der alten Qualität herzustellen.

Die vergoldete Fläche wurde seinerzeit auch vielfach durch Punzieren in ihrer reichen Erscheinung gesteigert. Mit geglätteten Stahlpunzen wurden in die Vergoldung nicht selten die phantasie reichsten Muster eingetrieben. Die Vorzeichnung geschah meist durch leichtes Eindringen mit stumpfen Nadeln. Spitzige und scharfkantige Instrumente würden die Vergoldung verletzt haben. Ferner finden sich radierte Säume und

Musterungen vor. Zu diesem Zwecke wurde die Glanzvergoldung mit gefärbter Wasser- oder Gummitinktur stark abgetönt. Nach dem Abtrocknen derselben hat man mit Beinnadeln das entsprechende Muster radiert, das sich nach Abradieren des Farbüberzuges wieder im reinsten Gold zeigte. Eine sehr prunkvolle und gleißende Wirkung ist auch durch das Aufmalen von Damaszierung mit weißer Kleister- oder Kaseinfarbe auf Glanzsilber erzielt worden. Als Dekor verwendete man Strichmuster oder Streublumen. Auch war recht beliebt, den Hintergrund eines bestimmten Musters mit weißer Farbe aufzumalen, so daß dann das eigentliche Muster in Glanzsilber in Erscheinung trat. Unterkleider waren vielfach auf Glanzgold oder Glanzsilber mit Spirituslackfarben rot, blau, grün usw. lasiert. Die farbigen Spirituslasuren wurden auch bei Damastmustern verwendet. Die farbige Behandlung der Fleischteile, das Unterfutter der Mäntel usw. war meist in Kasein, Oeltempera und auch mitunter in Kleistertechnik ausgeführt. Fast alle die bisher angeführten Möglichkeiten von Staffierkunst sind an dem prachtvollen Altarwerk aus der katholischen Pfarrkirche Schweidnitz mit seinen vier bemalten Flügeln und der vortrefflich geschnitzten Mittelgruppe Mariens Tod von 1492 in beinahe unberührtem Zustand zu schauen. Die gesamte von monumentalem Ernst getragene farbige Erscheinung des Werkes sowie die Detailausführung sind künstlerisch wie technisch vollendet. Der Erhaltungszustand des Werkes läßt freilich zu wünschen übrig, vor allem hat der Holzwurm starke Schäden verursacht.

Ist bei Figuren oder Reliefgruppen an den Gewandungen kein Gold angewendet, so sehen wir zumeist eine selten geschickte Farbaufteilung. Als charakteristisches Beispiel hierfür kann die Reliefgruppe der hl. Sippe in der Predella des Altares von 1505 aus Giesmannsdorf genannt werden. Nur an den Haaren der Kinder ist Gold verwendet. Die Verteilung der einzelnen Farben ist von graphischer Klarheit. Die Töne der Fleischteile sind stark unterschiedlich gehalten. Helle Farbtöne zeigen die Fleischteile der weiblichen Figuren und die der Kinderdarstellungen. Die Fleischteile der männlichen Figuren sind mitunter wie gebrannte Terrakotta getönt. Die Sicherheit der Augen- und Mundeinzeichnungen verraten in dem Staffierer einen Künstler, der ganz gewiß auch im Stande war, ein Tafelbild zu malen. Das dürfte in alter Zeit, herauf bis ins 18. Jahrhundert, auch in der Regel der Fall gewesen sein. Nur auf solche Weise sind einzelne so weit über den guten Durchschnitt hinausreichende Faßarbeiten zu erklären.

Das 16., 17. und 18. Jahrhundert setzt im wesentlichen die Werkstatt-Tradition fort. Wenige technische Neuerungen wie z. B. das reine Polierweiß oder auf Kreidegrund polierte farbige Fassungen und Marmorierungen kommen hinzu. Fassungen, wo die Figuren durchweg in Silber und Gold mit Einzeichnung von Mund und Augen usw. gehalten sind, finden ihre Begründung in einer wesentlich anderen Stilauffassung. Das gleiche wäre auch von Figuren, die in Polierweißfassungen mit Glanzgoldsäumen gefaßt wurden, zu sagen. Wenn auch die Behandlung der Faßarbeiten im 17. und 18. Jahrhundert in etwas dekorativ flüchtiger erscheint als in den früheren Jahrhunderten, die hohe handwerkliche Qualität bleibt die gleiche. Vor allem war eben das Bestreben der alten Werkstätten — mit verschwindend wenig Ausnahmen — immer darauf gerichtet, den werkmäßigen Aufbau und die künstlerische Auswertung des zur Verfügung stehenden Materials voll und ganz zu betätigen.

Wie aus den bisherigen Erläuterungen ersichtlich ist, bildet der Leimkreideauftrag die technische Grundlage nicht nur für die Vergolde-, sondern auch für die Malerarbeiten. Es liegt deshalb nahe, daß all diese Arbeiten unter zu schroffen Temperaturschwankungen leiden müssen. Vor allem darf der Kälte- und Wärmeausgleich sich nicht unmittelbar an solchen Stücken vollziehen. In Museen wird darauf ja peinlichst geachtet, daß derlei schädigende Einflüsse von alten Kunstgegenständen ferngehalten bleiben. Anders steht es aber in Kirchen oder in öffentlichen Gebäuden und Räumen.

Wir wissen, daß für die gute Erhaltung alter Gebäude einer der ersten Grundsätze „sachgemäße Lüftung“ ist. Das gleiche trifft notwendig für Kunstgegenstände in solchen Räumen zu. Angenommen: Ein Altarwerk oder eine Figur zeigt bedenkliche Schäden. Diese auszubessern, ehe man sich über die Ursachen der Zerstörung Klarheit verschafft hat — wie das zuweilen geschieht — führt zu nichts. Zunächst wird der Fachmann — tunlichst der berufene Denkmalpfleger — feststellen müssen, worin die Ursache der Zerstörung begründet ist, denn auf die Beseitigung der Ursachen kommt es durchweg in allen Fällen an. Der Denkmalpfleger wird als erster in der Lage sein, für die Behebung von Schäden oder notwendigen Freilegungsarbeiten die geeigneten Spezialisten vorzuschlagen. Auch stehen ihm jene Mittel zur Verfügung, durch welche die besten Erfolge gewährleistet sind.

Direkt zu warnen ist davor, Stücke von Alterswert irgendwelchen sich anbietenden Handwerksmeistern anzuvertrauen, die womöglich noch keine Restauration alter Kunstwerke sachgemäß durchführten, mögen sie ein noch so großes Atelier haben.

In der Regel dürfen an alten Stücken nur solche Maßnahmen getroffen werden, die rein konservierender Natur sind. Wichtig ist vor allem, sich über den Zustand des Materials, aus dem ein Stück gearbeitet ist, klar zu werden. Bei Holzsulpturen bestehen die Schäden vielfach darin, daß das Holz durch Wurm oder Feuchtigkeit leidet.

Bei Feuchtigkeit ist zunächst für die Trockenheit des Raumes zu sorgen. Dann gesundet das Holz von selbst, d. h. wenn es nicht schon zu weit angegriffen ist. Letzterer Fall kommt selten vor, weit mehr als das Holz leidet unter der Feuchtigkeit die Fassung. Ist der Holzwurm am Werke, so müssen alle offenen Stellen mit einer Mischung von Petroleum und Benzin getränkt werden. Eine solche Behandlung ist von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Das angegriffene Holz mit Firnis oder anderem Präparat frühzeitig zu schließen, davon ist dringend abzuraten. Denn wir wissen, daß durch die Behandlung des Holzes mit Benzin oder Petroleum wohl der Wurm ergriffen, d. h. getötet wird, aber nicht die Eier und Larven. Bisher ist noch kein Mittel gefunden, um Letzteren wirksam beizukommen, bei dem nicht auch die Fassungen und andere Werte leiden würden oder gefährdet sind. Außer Benzin oder Petroleum werden auch Tetrachlorkohlenstoffgase mit gutem Erfolg angewandt. Wird das Holz von rückwärts abgeschlossen, dann ist ein weiteres Behandeln mit Benzin nicht mehr möglich. Der Wurm arbeitet an den verhältnismäßig gesunden Teilen dann unbehindert weiter. In Fällen, wo man von rückwärts dem Wurm nicht beikommen kann, muß mit feinen Metall- oder Glasspritzen das Benzin und Petroleum in die Wurmöffnungen der Vorderseite einer Skulptur eingeführt werden. Sind an Altären Konstruktionsglieder vom Holzwurm derart ergriffen, daß das

Altarwerk in seiner Stabilität gefährdet ist, so müssen eben die tragenden Glieder mit gesundem Holz ausgefüllt werden. Die bemalten oder vergoldeten Außenseiten sind mit größter Vorsicht auf das neue Holz zu befestigen. Ausbesserungen von Farbe und Gold sollen womöglich ganz vermieden werden. An Teilen der Figuren, wo das Holz vom Wurm derart zerfressen und durchbohrt ist, daß die künstlerische Form des Werkes nur mehr von der Mal- oder Goldschicht gehalten wird, muß das gänzlich haltlose Holz zunächst mit weißem Schellack getränkt, d. h. befestigt werden. Wenn die Gefahr des Durchsickerns an der Vorderseite vollkommen behoben ist, so kann auch der gewöhnliche braune Schellack zu diesem Zwecke in Anwendung kommen. Die hernach noch bestehenden Zwischenräume sind am besten mit gut geleimter, im Holzton gehaltener Masse aus Kreide, feinem Gips und Venezianer-Terpentin auszugießen oder auszukitten.

Sich loslösende Vergoldung oder Fassung muß sorgfältig Teilchen für Teilchen mit entsprechend verdünntem reinem Kölnerleim festgeklebt werden. Es ist dabei darauf zu achten, daß kein Leim an die Oberfläche der Fassung dringt. Blasenbildungen sind leicht zu öffnen und durch Einspritzen von dünnem Leim und durch Andrücken zu befestigen.

Ueberstrichene Fassungen und Vergoldungen sollen nur dann freigelegt werden, wenn man sich durch Untersuchungen an verschiedenen Stellen klargeworden ist, daß der künstlerische Wert eines Stückes dadurch wesentlich gehoben wird.

Es kommen Fälle von späteren Fassungen vor, bei denen es von vorneherein ein unverantwortliches Unterfangen wäre, an das Freilegen der alten Originalfassung zu denken. Ein solches Beispiel haben wir an dem Altarwerk aus Kreiswitz (15. Jahrhundert), das nachweisbar 1601 in dem damaligen Zeitgeschmack neu und zwar künstlerisch sehr interessant gefaßt wurde. In der Regel empfiehlt es sich durchaus, alle Glanzvergoldungen, die im 19. Jahrhundert mit Oelgold behandelt wurden, freizulegen. Verschiedene Abbeizmittel, die sich dazu eignen, werden in Handel gebracht. Unter ihnen ist wohl zurzeit das Pansor eines der geeignetsten; seine allenfalls zu stark ätzende Eigenschaft kann durch Beimischen von Stärkemehl abgeschwächt werden. Die Masse wird auf den abzubehenden Gegenstand gebracht; durch die ätzende Wirkung kann dann Schichte für Schichte bis auf die Originalvergoldung oder farbige Fassung abgenommen werden. Selbstverständlich führt auch hier Erfahrung und Geschicklichkeit zum Ziele.

Fehlstellen, d. h. Beschädigungen in der alten Vergoldung oder Fassung, sollen nur ausnahmsweise ausgebessert werden. In der Regel ist das Einsetzen einer mit künstlerischem Taktgefühl gewählten neutralen Tönung, so daß das Kunstwerk einen gepflegten und geschlossenen und nicht beängstigenden, herabgekommenen Eindruck macht, die einzig richtige Methode. Es bleibt dadurch die farbig klare Erscheinung eines Kunstwerkes erhalten. Man täusche sich ja nicht, daß diese Methode weniger schwierig ist, im Gegenteil, hierzu ist ganz besondere künstlerische Einstellung notwendig. Gerade aus den letzten Dezennien besitzen wir leider Restaurationen alter Skulpturen, die durch ihr imitatorisches Anpassen der ausgebesserten Stellen an die alten, noch erhaltenen Teile jeden Kenner und feinfühlenden Kunstfreund äußerst peinlich berühren. In der Jahrhundertausstellung in Breslau — Abteilung „Alte religiöse Kunst“ — es sind dort auch sämtliche hier besprochenen Altarwerke zu sehen — finden sich einige

solcher Beispiele. Man wird sich unschwer durch einen Vergleich davon überzeugen können, wieviel frischer und unmittelbarer diejenigen Stücke wirken, die noch keinerlei Restaurationen erfahren haben, oder bei denen man auf die zu weit getriebene Imitation der alten Fassungsteile verzichtete.

Zum Schlusse: Eine Norm darüber aufzustellen, wie weit man mit der Ergänzung oder Abtönung alter Fassungsreste gehen darf, ist unmöglich. Für alle auf diesem Gebiete einschlägigen Fragen sollten eben jeweils die berufensten Fachleute gehört werden, denn die Verantwortung ist bei all diesen Aufgaben, die eines der wichtigsten Güter unserer nationalen Kultur berühren, nicht nur außerordentlich groß, sondern hängt immer von den — wie jeder Fachmann weiß — jedesmal anders gelagerten Voraussetzungen ab. Was in einem Museum leicht möglich ist — die richtigen Fachkenntnisse seiner Hüter natürlich vorausgesetzt — kann bei einem im Gebrauch befindlichen Kultobjekt mitunter weitaus schwieriger erreicht werden. Aber es ist zu erreichen. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Meine Damen und Herren, der laute Beifall, der dem ersten ausgezeichneten Redner gegolten hat, hat gezeigt, wie sehr seine Worte uns allen aus dem Herzen gesprochen waren und wie lebendiger er ein Problem erfaßt hat, das zu den schwerwiegendsten und verantwortungsvollsten für uns gehört. Wir danken ihm für seine Anregungen, und wir danken auch dem zweiten Herrn Referenten für seine sachlich so wertvollen Mitteilungen aus der Fülle der Erfahrungen des bayerischen Generalkonservatoriums heraus, die sicherlich, in der Drucklegung mitgeteilt, allen Interessenten wichtige Anregungen und erwünschte Fingerzeige geben werden. Diese Ausführungen der beiden Herren Redner sollen ja nun heute nachmittag ihre Fortsetzung finden gewissermaßen mit einer Demonstration am Objekt, und es fragt sich, ob wir deshalb, nicht nur mit Rücksicht auf die fortgeschrittene Zeit, sondern vor allem auch, weil die Ausführungen und die Darlegungen der beiden Herren Referenten gewissermaßen noch nicht abgeschlossen sind, jetzt nicht lieber auf eine theoretische Diskussion verzichten wollen, die selbstverständlich von vielen Seiten durch Mitteilungen bereichert werden könnte, die aber unzweifelhaft auch mit der Gefahr verbunden ist, leicht ins Uferlose zu führen. — Es meldet sich niemand zur Debatte — doch, also bitte, Herr Geheimer Rat Gurlitt.

Geheimer Rat Prof. D. Dr. Gurlitt-Dresden: Aus den Ausführungen der beiden Herren Vorredner scheint mir die Ansicht hervorzugehen, daß wir jetzt den rechten Weg gefunden haben zum Schutz alter Holzfiguren, nachdem im 19. Jahrhundert diese teils mit vollem Mißverständnis ihres Wertes, teils mit ungenügender Sachkenntnis hinsichtlich der Technik ihrer Herstellung behandelt worden seien. Nun glaube ich nicht, daß man Figuren, deren Wert man insoweit schätzte, daß man sie zu erhalten und herzustellen bestrebt war, absichtlich mißhandelt hätte, sondern daß die Maßnahmen, die man traf, aus wohlüberlegten Kunstanschauungen hervorgingen. Man muß sich daher Mühe geben, sich in den Geist des neunzehnten Jahrhunderts zu versetzen, das freilich jetzt als ein solches des Verfalls gilt, ebenso wie das 18. Jahrhundert den Aesthetikern des beginnenden 19. als Verfall erschien, als die Zeit des „Zopfes“, und so weiter durch die Jahrhunderte bis in die Zeiten, wo die Gotik als barbarisch erschien und die Antike sich grundlegenden Wandlungen unterziehen mußte, um zu einer christlichen Kunst werden zu können. In der Zeit um 1826 würde das, was wir heute schaffen, als Ausbund der Häßlichkeit und der Scheuß-

lichkeit angesehen worden sein, und auch das, was nach einem Jahrhundert geschaffen worden ist, würde als ein verfehltes Unternehmen betrachtet werden. Ich versetze mich in jene Zeit vor hundert Jahren, Winkelmann, Schinkel, Rauch, Cornelius — um nur ein paar Namen zu nennen — beherrschen den Kunstgeist Deutschlands, „Des deutschen Künstlers Vaterland ist Griechenland, ist Griechenland!“ hieß es damals. Inzwischen sind wir weit fortgeschritten. Führende Köpfe sagen, das Vaterland sei jetzt Amerika. Griechenland aber lehrte damals die Welt, daß die Plastik die Kunst der reinen Form und gefärbte Plastik mithin an sich ein ästhetischer Mißgriff sei. Es werden sich noch manche im Saal erinnern, welches Aufsehen der Archäologe Treu erweckte, als er die ersten Versuche machte, Abgüsse nach Antiken zu bemalen. Also von beschädigten mittelalterlichen Plastiken entfernte man vor 100 Jahren die Farbenreste und strich sie weiß an. Denn so paßten sie zu den weißen Wänden, Stubentüren, Oefen, indem sie allein durch die Form diese belebten. Das heißt, so allein erweckten sie dem Beschauer ästhetischen Genuß.

Inzwischen ist der historische Geist mächtig erwacht. Auf einer früheren Tagung hat Prof. Tietze (Wien) uns darauf aufmerksam gemacht, daß der Historizismus vor schweren Krisen stehe, die wir nicht dadurch beseitigen, daß wir erklären, wir seien jetzt so klug geworden, daß alle Zeiten unsere Ansichten für die richtigen halten werden. Wir stellen uns auf den Standpunkt, das Denkmal der Vergangenheit sei eine Urkunde, die wir durch Aendern fälschen. In Sachsen hat man sich dahin geeinigt, daß es zwei Arten Herstellung gebe, die man als „museumsgerecht“ und als „gründlich“ bezeichnet. In dem Museum stellt man die auf Kirchböden und sonstwo gefundenen Bildwerke so auf, wie man sie fand, mit allen ihren Schäden, nur das Fortschreiten des Verfalles verhindernd. Sie bleiben also Urkunden der künstlerischen Absicht ihres Schöpfers und der bösen Streiche der auf den Kirchböden spielenden Buben. Der Kunsthistoriker erkennt über den Verfall hinweg den Wert des Werkes, der „gebildete Laie“ sucht sich in diese Aufgabe mit mehr oder minder Erfolg einzuarbeiten, der „Ungebildete“ nennt das Ganze eine Rumpelkammer. Im Auf und Ab der Kunstmoden steht jetzt das deutsche 15. Jahrhundert sehr hoch, das noch vor 50 Jahren „Verfallzeit“ war. Dann kam die Deutschrenaissance hoch. Wir sehen in vielen Aeußerungen, daß diese jetzt z. B. in Schlesien kein gutes Wetter hat. Wer die neueren Kunstbestrebungen kennt, die Feindschaft gegen jedes schmückende Glied, wird erkennen, daß es auch mit dem Respekt vor dem Barock bald zu Ende gehen muß.

Solchem Wandel gegenüber muß man sich entscheiden, wie man alte Kunstwerke zu behandeln habe. Mir scheint es so, daß sie an den Orten, für die sie geschaffen sind, also in Kirchen, an alten Häusern, also außerhalb der Museen, nach bestem Wissen und Können in ihren alten Zustand zu versetzen sind. Wie dieser war, namentlich hinsichtlich der Bemalung, der Ergänzung fehlender Teile, muß sorgfältig untersucht werden. Man wird dabei finden, daß die Wiederherstellung — mit ie — oft eine Wiederherstellung — mit i — wird, eine solche, die den Alterswert verhüllt. Ich besuchte einst mit Max Klinger einen spätgotischen Altar. Er klagte darüber, daß wir ähnliches Gold nicht aufbringen können, wie es dort auf den Gewändern in seinem satten Glanz ihn entzückte. Der Altar war zwanzig Jahre vorher vollständig restauriert worden, das Gold hatte die Altfärbung von selbst angenommen. Die Restaurierung führte also zur Fälschung in streng historischem Sinn, man wird höchstens auf Grund

sorgfältigster, z. B. chemischer Untersuchung, entscheiden können, was am Werk alt oder neu sei. Und es ist gut so, denn das Werk ist nicht für die Kunsthistoriker, sondern für den Kirchenbesucher da. Die Kirche aber ist kein Museum! Ihr höchster Zweck ist nicht Verbreitung der Altertumskunde, sondern Einwirken auf die Seelen derjenigen, die sich zum Gottesdienst in ihr einfinden. Es ist daher sehr oft fraglich, ob man recht tut, alte Kunstwerke an den Ort zu bringen, für den sie einst geschaffen wurden. Denn der Ort, die Kirche, hat sich nur zu oft so geändert durch Umbauten, daß die alten Kunstwerke fremdartig, beunruhigend in ihr wirken, ganz abgesehen davon, ob das durch Kunst Dargestellte heute noch den Ansichten der Kirche gemäß ist. Die geographische Feststellung des einstigen Standorts trifft nicht mit der künstlerischen und kirchlichen überein.

Auch das, was wir tun, wird historisch werden. Auch der früher auf die Figuren gebrachte, uns ärgerlich erscheinende Anstrich, etwa in Holzfärbung oder Bronze, ist historische Äußerung einer Geschmacksrichtung, von der keiner wissen kann, ob sie nicht wiederkommt. „Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Das Alte geistig zu erwerben, war der Sinn des 19. Jahrhunderts. Wir haben dasselbe Recht. Aber wir wollen auch die Freiheit uns zusprechen, die eine vergangene, wieder historisch denkende Zeit besaß, die daher stets ihre eigene Auffassung zur Geltung brachte. Das lehrt mich meine Hochachtung vor den Leistungen auch des 19. Jahrhunderts, so sehr dies augenblicklich herabgewürdigt wird.

Wenn die beiden Herren Vorredner abfällig über die Leistungen des 19. Jahrhunderts gesprochen haben, so bitte ich doch, abzuwarten, bis die Welle wiederkommt, die das 19. Jahrhundert wieder emporhebt. Ich glaube, diejenigen Herren, die sich nicht mit Liebe in die Kunst des 19. Jahrhunderts vertieft haben, haben kein Recht, über dasselbe zu urteilen. (Beifall.)

Museumsdirektor Dr. Demmler-Berlin: Ich habe hierzu nur ein Wort zu sagen. Ich glaube, es ist niemand in diesem Saal, der an Liebe zur Kunst des 19. Jahrhunderts mich übertrifft; ich habe aber überhaupt über diese Kunst nicht zu sprechen gehabt, sondern nur über die meiner Ansicht nach künstlerisch und historisch verfehlten Restaurationsleistungen des 19. Jahrhunderts, und das Urteil darüber halte ich jedem Fachmann gegenüber in vollem Umfange aufrecht. (Beifall.)

Vorsitzender: Meine Damen und Herren, ich glaube, die Ausführungen des heutigen ersten Redners waren so bedeutsam und berühren die grundlegenden Fragen der Denkmalpflege so unmittelbar, daß wir den Versuch machen sollten, sie, wie wir das wiederholt getan haben, in einer besonderen Form auch noch den einzelnen Regierungen und Stellen der Denkmalpflege zuzustellen; wir müssen uns vorbehalten, eventuell in Verbindung mit den Anregungen aus dem zweiten Thema, das uns vor viele ganz neue Probleme stellen wird, diese Mitteilungen an die Regierungen zu richten und ihnen die Bedeutung — die unmittelbare Bedeutung der hier geschilderten Gefahren und die Möglichkeit einer Gegenwirkung noch einmal vor Augen zu stellen. Ich nehme an, daß Sie den Ausschuß damit betrauen werden, diese Sache in die Hand zu nehmen. Es erhebt sich kein Widerspruch dagegen; ich stelle Ihr Einverständnis fest.

Wir gehen nunmehr zum zweiten Thema des heutigen Tags über, zu der wichtigen Frage der Orgel in der Denkmalpflege. Das Thema ist eingeteilt in drei Einzelreferate. Das erste Referat hat unser verdienter

Provinzialkonservator Landesbaurat Dr. Burgemeister übernommen, der ja als Spezialkenner, als Autor eines Buches über die schlesischen Orgeln, sich einen Namen gemacht hat; er wird sprechen über den Orgelprospekt, seine Einfügung in den Kirchenraum und seine Erhaltung. Dazu kommt dann die für die meisten unserer Gäste wohl überraschende neue Fragestellung, die neue Pflichten uns auferlegt, die durch Professor Willibald Gurlitt eingeleitet und durch Professor Biehle in Bautzen akkompagniert werden wird.

„Der Orgelprospekt, seine Einfügung in den Kirchenraum und seine Erhaltung.“

Provinzialkonservator Landesbaurat Dr. Burgemeister-Breslau: Wenn heute die „Orgel als Kunstdenkmal“ behandelt werden soll, so trifft bei diesem Thema die Denkmalpflege, die sich mit der Außenkultur befaßt, mit der Musikpflege zusammen. Die Orgel, die Königin der Instrumente, ist das Kircheninstrument *και εξολήν*. Sie ist nicht nur ein Schmuckstück der Kirche, sondern als „notwendiges Zubehör“ mit ihrem Begriffe fast so untrennbar verbunden wie Altar und Kanzel. In künstlerischer Hinsicht bildet der Orgelprospekt die Brücke von der Architektur des Kirchbaues zu der Musikeinfügung, die der Gottesdienst fordert. Ursprünglich klein, mehr oder minder beweglich in den Kirchenraum hineingestellt, faßt die Orgel allmählich festen Fuß, wird ein baulicher Einbau großen Umfanges und wächst bei gesteigerter architektonischer und musikalischer Ausgestaltung zu rauschendem und berauschem Gebilde, in dem sich alle Künste zu gemeinsamem Aufschwung vereinigen.

Aus dem großen Komplex von Problemen, die mit der Orgel verbunden sind, soll meinerseits ausschließlich auf architektonische, stilistische und räumliche Fragen eingegangen werden, während alle musikalischen und akustischen Gesichtspunkte den nachfolgenden Herren Berichterstattern überlassen bleiben. Meine Aufgabe ist es, die Linien zu verfolgen, in denen sich die äußere Gestalt der Orgel entwickelt und dem Kirchenraum einfügt. Dabei sehe ich davon ab, auf die geschichtliche Entwicklung des Orgelbaues einzugehen.

Der Orgelbau ist ein eigentümliches Grenzgebiet von Handwerk, Wissenschaft und Kunst. Der Orgelbauer muß Tischler, Mechaniker, Physiker und Musiker sein. Aber von dem Augenblick an, in dem die Orgel im Kirchenraum eine bestimmte Stelle einnahm und daraus folgend eine architektonische Formung und Durchbildung erfahren mußte, erforderte die Herstellung einer Kirchenorgel auch architektonisches Können und räumliches Empfinden. Bis in die neuere Zeit ist der Orgelbauer als leitender Geist und Urheber des künstlerischen Entwurfes seiner Werke anzusehen, dessen Aufgabe es war, die äußere Gestalt der Orgel im Einklang mit der Anordnung ihres Inneren, also des Tonwerks, zu bestimmen, im einzelnen zu gliedern und der Oertlichkeit einzupassen. Das schließt die Mitwirkung von Tischlern, Bildhauern, Malern nicht aus. Entsprechend der hohen handwerklichen und künstlerischen Kultur früherer Zeiten arbeiteten die Mitarbeiter nach den Ideenskizzen und Entwurfszeichnungen des Orgelbauers ziemlich selbständig und erhielten dadurch zuweilen einen starken Einfluß auf die äußere Wirkung, wie wir dies in vielen Einzelfällen verfolgen können. Aber das Verhältnis dabei war nicht anders, als wenn der Bildhauer nach den grundlegenden Angaben des

Architekten zu einem Gebäude ein Portal oder Figureschmuck fertigt. Gerade auch die architektonische Gestaltung der Orgel wurde, wie wir aus zahlreichen Angaben schon in frühesten Zeiten wissen, vor der Auftragserteilung eingehend geprüft, die sich bewerbenden Orgelbauer legten Risse, oft sogar plastische Modelle vor, und bisweilen wurden an Ort und Stelle Phantome aufgebaut. Denn auf das Aussehen der Orgel und ihre Wirkung im Raum wurde naturgemäß großes Gewicht gelegt. Hieran war auch der Laie stark interessiert, mehr als am Tonwerk, über dessen Zusammensetzung er ohnedies nicht mitreden konnte. Ein Orgelbau beschäftigte den Meister jahrelang. Große Orgeln erforderten 5—10 Jahre.

Meine Aufgabe, die Bedeutung des Orgelprospekts für den Kirchenraum herauszustellen, will ich in der Weise zu lösen suchen, daß ich eine Anzahl von Beispielen vorführe und kurz charakterisiere. Dabei wird zu verfolgen sein, einmal, wie sich die Orgelarchitektur im Anschluß an die allgemeine Stilentwicklung gestaltet, und zweitens, wie sich die Orgel den Anforderungen des Raumes anpaßt. Bei der Fülle der Möglichkeiten kann es sich dabei nur um Stichproben handeln. Gleichzeitig wird auf die Orgelbühnen ein Blick zu werfen sein.*)

Die Orgel aus dem Münster in Straßburg, die ich als erste anführe, 1489 gebaut, zeigt schon in allen Punkten die technische und künstlerische Grundanordnung, die auch die nächsten Jahrhunderte noch beherrscht. Die Hauptorgel erhöht über der Empore, ein Rückpositiv, d. h. eine kleine Orgel ohne Pedal im Rücken des Spielers, darunter angeordnet. Seitliche Flachfelder für die kleineren Pfeifen, in der Mitte je ein großer, nach drei Seiten des Achtecks vorgekrager Turm mit den Prinzipalpfeifen. Die Zwickel sind mit Ornament gefüllt, Maßwerk dient als Bekrönung. Die Orgelbühne, die als Teil des Werkes anzusprechen ist, ruht auf einer reichgeschmückten Fächerkonsole. Das ganze Gehäuse mit Zubehör ist scharf der verfügbaren Wandfläche eingliedert und nutzt den Schildbogen voll aus. Die Seitenschläge, die zwar die Umrißlinie weicher machen, aber auch die Dienste der Sandsteinarchitektur überschneiden, sind im 18. Jahrhundert angefügt.

Die Orgel der Fuggerkapelle bei St. Anna in Augsburg, die an der Schmalseite des Raumes in sonst ähnlicher Anordnung aufgestellt ist, bringt als neues die Formen der Renaissance in naiver Frische. Als Nachklang des Mittelalters springt die ganz flache Pfeifenfront in die Augen, die von bemalten Flügeln überdeckt wird, letztere von Jörg Breu gefertigt. Die Anpassung der Orgel an das darüber sitzende Rundfenster ist packend gelöst. Dem Meister, Orgelmacher Johann von Dobrau, 1512, wurde zuerkannt, daß er sein Wappen an der Orgel anbringen durfte, er wird also auch an dem Prospekt den Hauptanteil haben. Die Empore baut sich auf einer Reihe von Epitaphien auf und ist mit einem Geländer von Balustersäulen abgeschlossen, die aus der ernsten Architektur des Unterbaues entwickelt sind.

Ein sehr bemerkenswertes Gehäuse bietet die Orgel in der Annenkirche zu Düren i. Rheinl., die 1552 im ersten Joch des Westhauses eingebaut wurde. Es tritt sofort hervor, wie sich die Formung des Aufbaues dem hohen schmalen Raume angepaßt hat. Auch hier haben wir

*) Die Abbildungen müssen stark beschränkt werden. Um der gastgebenden Provinz einen Vorzug einzuräumen, werden sie nur soweit gebracht, als sie aus Schlesien entnommen sind.

zwei Orgeln über- und hintereinander. Der kleine Vorderprospekt mit seitlichen Flachfeldern und rundem Mittelurm, an den Ecken abgerundet, wächst aus der Orgelbühne mit Konsolen heraus, die ihrerseits aus einer hochaufsteigenden Konsolenlösung mit konkaver Schweifung noch in mittelalterlichem Geiste entwickelt ist. Die Hauptorgel darüber wiederholt das Motiv des Unterwerkes in reicherer Form und größerem Maßstab. Friese und Putten bekrönen beide Teile des Orgelwerkes. War bei Augsburg die Breitenentwicklung naturgemäß, ist es hier die ausgesprochene Betonung der Höhenrichtung. Die Orgel ist auf der Westseite aufgestellt, hat also bereits den Platz gefunden, der seit etwa dem 16. Jahrhundert bevorzugt wird.

Obwohl erst 1686, also über ein Jahrhundert später, errichtet, zeigt die Orgel der *Schloßkirche* in *Oels* (Schlesien) in ihrer Gliederung noch im wesentlichen den Charakter der Renaissance, wenn auch das Ornament die spätere Zeit nicht verleugnet. Die inzwischen vor sich gegangene Entwicklung des Orgelbaues erkennt man an der für eine Kleinstadt beträchtlichen Größe des Werkes. Das Orgelgehäuse ist ziemlich flächenhaft mit starker seitlicher Verkrugung entwickelt. Nur der Mittelteil ist durch einen Rund- und zwei Spitztürmchen in leise Bewegung gebracht. Während sonst die Türme frei ausklingen, ist hier das Ganze durch ein Hauptgesims zusammengefaßt, indem die Mittelpartie durch einen Bogen übersprungen wird. Die Einpassung in den Kirchenquerschnitt ist wohl gelungen, wobei die ornamentalen Seitenschläge vorteilhaft mitwirken. Hinzuweisen ist hier auf die Ausbildung der gleichzeitig errichteten Empore, die sich ganz der Orgel anschmiegt, während die untere Empore von 1605 einen anderen Charakter trägt.

Ein sehr ebenmäßiges, dem Raum trefflich eingepaßtes Gehäuse hat die etwas früher als die vorige errichtete Orgel in der *Klosterkirche* zu *Heinrichau* in Schlesien, in der Gliederung noch ganz dem Empfinden der Renaissance folgend. Ueber dem Westjoch des Mittelschiffs steht vor der glatt behandelten Emporenbrüstung das anmutig gegliederte Positiv mit drei Rundtürmchen, die in zierlichen Rundbogengalerien und Volutenhauben endigen. Dahinter erhebt sich in ganz gleichklingenden Rhythmen das Hauptwerk, durch wuchtige Schnörkelverkrugung stark verbreitert. Der Mittelurm mit den größten Pfeifen überwiegt. Auch hier sind die Türme mit reichen durchbrochenen Hauben bekrönt. (Abb. 11.)

War in diesen letzten Beispielen den Orgeln mit ihren Emporen eine Vormachtstellung eingeräumt, indem sie die ganze westliche Binnenfront beherrschen, so ordnet sie sich in den nächsten Beispielen der Raumarchitektur unter. In der reizvollen *Barockkirche* zu *Tammendorf* in der Provinz *Brandenburg* ist ein kleines Gehäuse mit prickelnder Umrißlinie in die Mittelnische der Westwand eingestellt und bildet zu den wichtigsten Formen des Raumes mit dem als Geländer herumgeführten Architrav einen fesselnden Gegensatz.

Ein ähnliches Verhältnis finden wir in der *Hofkirche* zu *Dresden*, bei dem letzten Werke von *Gottfried Silbermann*, das 1753 fertig geworden ist. Als Verfertiger des Risses des Gehäuses wird *David Schubert* vermutet, der nach dem Tode *Silbermanns* etwa 1750 die Leitung übernahm. Die Säulenarchitektur des Raumes führte dazu, statt der üblichen und sinngemäßen holzmäßigen Behandlung, dem Gehäuse eine Steinarchitektur mit kompositen Pilastern und geschwungenen Architrav-



Abb. 11. Katholische Pfarrkirche, Heinrichau

aufsätzen zu geben. Die Orgel löst nur die Mittelachse in leichtere Formen auf und bildet dadurch eine Betonung in der Architektur des Raumes, ohne allzusehr hervorzutreten. Die Emporenbrüstung ist wenig betont.

Als Beispiel einer recht großen Orgel, die sich aber ungezwungen in das Querprofil einpaßt, sei die 1726 gebaute Orgel in der Katharinenkirche zu Brandenburg vorgeführt, ein Werk des tüchtigen und fruchtbaren Johann Joachim Wagner, der ziemlich gleichzeitig mit Silbermann von etwa 1680—1750 lebte und in Berlin wirkte. Der Prospekt zeigt eine bei Wagner typische Anordnung derart, daß auf den Seiten je ein Turm das Prinzipal 16' aufnimmt, während in der Mitte in zwei Gruppen übereinander die Prinzipale 8' des I. und II. Manuals stehen. Hervorzuheben ist die eigenartige Aufteilung der Felder durch Rankenwerk. Die Ecktürme werden durch Hermen getragen, wie sie derzeit üblich wurden. Die Empore wirkt als Bestandteil der Orgelfassade und ist sowohl in der Ausbildung als auch in der Linienführung von der unteren Empore losgelöst.

Kleiner, aber viel bewegter ist die Rokoko-Orgel in der Klosterkirche zu Ettal in Niederbayern, im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts entstanden. Gegenüber den großen Rhythmen des vorigen Beispiels ist hier alles in züngelnder Flammenbewegung. Orgeltechnisch ergibt sich ein großes Pfeifengeschöß mit einem runden Mittelurm und zwei eckigen Seitentürmen, auf dem sich ein Geschöß mit kleinen Pfeifen in zierlichster Weise aufbaut. Die Einfügung in den Raum ist in der Masse erstrebt, doch sprudeln die Ausschwünge über die Wandarchitektur hinweg, ebenso wie die Empore malerisch über die Lisenen hinausquillt.

Wir haben in dieser Bilderreihe Orgelaufbauten an uns vorüberziehen lassen, die sich als kleinere Objekte in den gegebenen Raum zwanglos einfügten. Tritt bei ihnen schon die Bedeutung als Schmuckstück des Kirchenraumes stark hervor, so in noch höherem Maße bei den nunmehr in gleicher Abwandlung durch die Stilphasen zu verfolgenden Orgelbauten, die das vorhandene Querprofil in verschiedenartiger Bewältigung voll in Anspruch nehmen und eine beherrschende Bedeutung erstreben.

Zunächst die große Orgel der Marienkirche in Lübeck, 1516 erbaut und später vielfach verändert, für die Entstehungszeit ein Werk von außergewöhnlicher Größe. Der obere, ältere Teil verläuft eben von Wand zu Wand, unter Aufteilung in Felder mit Zwickelbehang. Nach oben endigt der Schmuck in Ausschwüngen und Fialen, auch fehlt nicht Figurenbeiwerk. Das untere, jüngere Stockwerk zeigt bewegtere Grundrißgestaltung und Ausschmückung. Es ist fünfteilig und hat in der Mitte drei in je drei Achteckseiten vorspringende Ausbauten, die ebenfalls in reichem Maßwerk ausklingen. Die Empore ist als Teil der Orgel mit ihr zusammengefaßt. Man kann also hier am selben Objekt beobachten, wie die erstmalig glatte Pfeifenfläche anfängt, in Bewegung zu geraten.

Bei dem nächsten Werke ist diese Bewegung 70 Jahre später aufs höchste gestiegen. Das Beispiel entnehmen wir wieder Lübeck, und zwar der Petrikerche. Starke Aufteilung, vibrierende, gehäufte Ausschmückung tritt als Charakteristikum des Zeitstils auf. Im Grundgedanken liegt hier eine ähnliche, je dreitürmige Gliederung der beiden übereinanderthronenden Orgeln vor, wie sie in Heinrichau vorgestellt wurde, wobei aber Lübeck zeitlich vorangeht. Während jedoch dort die Orgel von Luft umgeben war, drängt sie sich hier zwischen die Schiffswände vermöge ihrer Größe ziemlich eng ein. Die Rundtürme zeigen ähnliche reiche Auf-



Abb. 12. Evangelische Peter- und Paulskirche, Görlitz

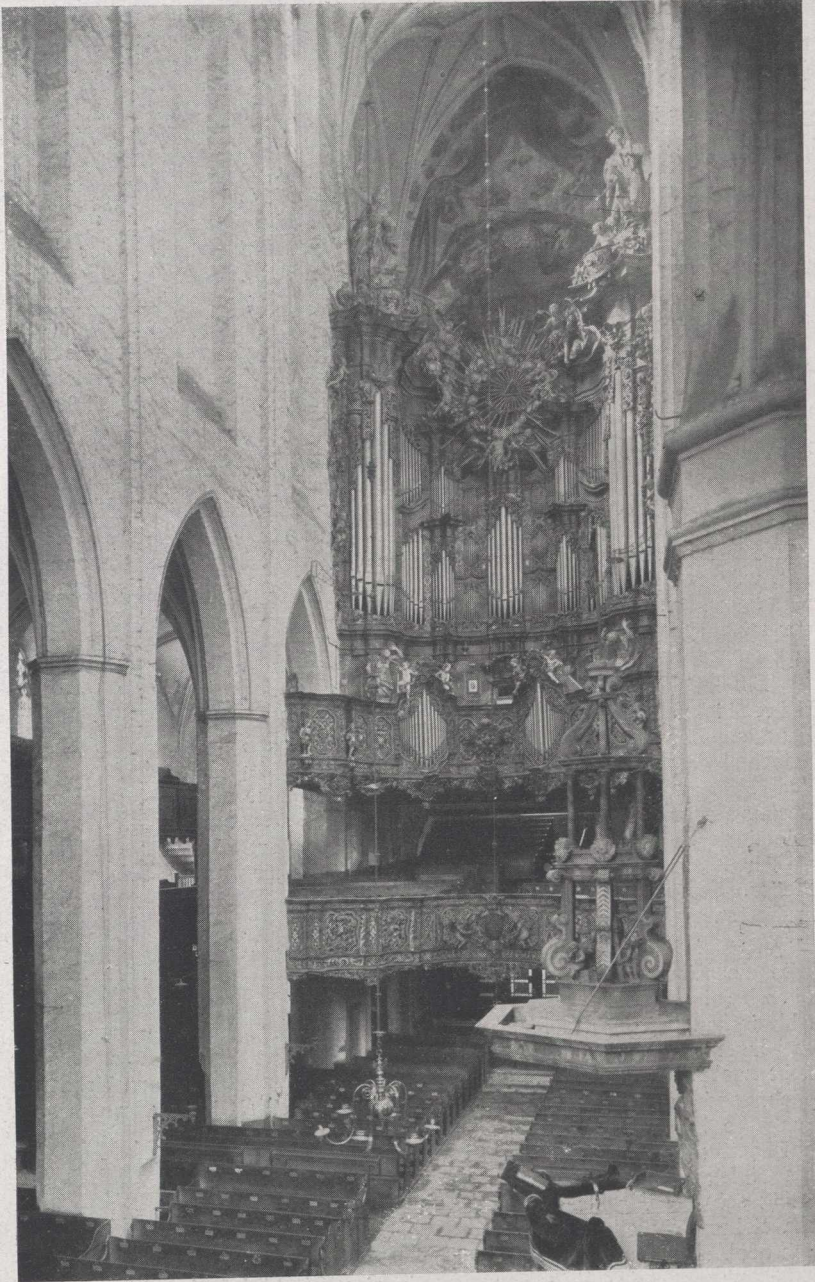


Abb. 13. Evangelische Nikolaikirche, Brieg

bauten wie bei dem genannten Werke in Heinrichau. In den Einzelheiten des von dem Schnitzer Antonius Evers, 1590, geschaffenen plastischen Schmuckes stellt diese Lübecker Orgel einen Höhepunkt dar, wenn sie auch des Reizes der Heinrichauer Umrißlinie entbehrt.

Die Entwicklung zeigt ebenso wie in der gleichlaufenden Architektur wechselnde Tendenz. Nachdem die Renaissance in leichtem Schmuck und gehäufte Gliederung geschwelgt hatte, kehrt man wieder zur Ruhe zurück. Die Orgelfassade von Peter-Paul in Görlitz, errichtet 1697 von dem berühmtesten Meister jener Zeit, Eugenio Casparini, ist ein Ausfluß dieser vorübergehenden Selbstbesinnung. Sie verläuft in der Fläche fast eben, nur die Endfelder sind leicht geschweift. Der obere Abschluß mit drei figurenbesetzten Giebelverdachungen folgt der Gewölbeline, so daß das Kirchenprofil geschickt ausgefüllt wird. Die Einzelbehandlung zeigt trotz der ruhigen Linien ausreichende Belebung, wobei besonders die im Kreise gestellten Pfeifen der Mixturen, die man als Sonnen bezeichnete, zu beachten sind. Die Orgelempore ist leicht vorgebaucht und bildet mit der Orgel eine Einheit. (Abb. 12.)

Obwohl einer entwickelteren Stufe des Barock angehörend, wirkt der Prospekt des Münsters in Bern noch ruhiger. Hinter dem schweren Gurtbogen der Westachse, die durch eine gotische, dreiteilige Einstellung als Empore ausgebaut ist, nimmt das Gehäuse die ganze Breite ein. Die ganze Wirkung der Orgelfront geht von der leicht bewegten Pfeifenfläche aus, während das Schnitzwerk in geschmackvoller Weise auf zwei Hauptpunkte konzentriert ist. Durch die ausschließlich vertikale Aufteilung wird der stilistische Gegensatz um so weniger fühlbar, als der große Gurtbogen das Ganze zusammenfaßt.

Ein Beispiel voller Ausfüllung des gegebenen Raumes, auch nach der Höhe, bietet die Marktkirche in Halle, erbaut von Christoph Cuntius. Das Gehäuse ist bemerkenswert, weil zwei sechzehnfüßige Prinzipalstimmen im Prospekt stehen, nämlich aus dem Hauptwerk und dem Pedal. Ist auch der Raum trefflich ausgefüllt, so tritt die starke horizontale Gesimgliederung, die einerseits das untere Pfeifengeschloß mit den drei mächtigen Türmen zusammenfaßt, anderseits den Sockel für die oberen ausschwingenden Pfeifenbündel bildet, mit den ohne Kapitell aufstrebenden Pfeilern des Bauwerks in einen Gegensatz, der dem Ganzen etwas Abbruch tut.

Als Beispiel einer besonders reichen Komposition, die die ganze Westseite des Kirchenraums überdeckt, verdient die Orgel in der Nikolai-kirche in Brieg Beachtung. Sie ist 1730 von dem bedeutendsten schlesischen Orgelbauer Michael Engler vollendet. Auch er war, wie der vorher erwähnte Joachim Wagner, ein Zeitgenosse Silbermanns, dem er nicht nachstand. Sie alle aber waren Zeitgenossen von Johann Sebastian Bach, und es ist kein Zufall, vielmehr Wechselwirkung, wenn das Bachsche Zeitalter auch die großen Orgelbauer erstehen ließ, und wenn gleichzeitig der Wetteifer der Gemeinden im Bauen glänzender Orgeln den Gipfelpunkt erreichte. In Brieg ist die Orgelfassade in die verhältnismäßig schmale Mittelschiffsbreite prall derart eingefügt, daß die Flanken in weicher Schwellung vortreten. Von der vertieften Mitte aus schwingt sich der Aufbau nach den mit Figuren bekrönten Seitentürmen zu mächtiger Höhe empor. Die Mitte wird durch eine Strahlenglorie eingenommen. Neu ist nur — was leider in dem Bilde nicht sehr deutlich wird —, wie die Fläche des Gewölbes über der Orgel durch Bemalung mit Gardinen,



Abb. 14. Marienkirche (Klosterkirche), Grüssau

Wolken, Engeln in die Komposition einbezogen wird, und weiter ist neu, daß nicht nur die Brüstung der Orgelempore mit zwei eingebauten Rückpositiven, sondern auch die darunterliegende Ratsbühne mit gleichwertigem reichen Ornament übersponnen werden, so daß diese ganze Schauseite, in den Bewegungen des Orgelprospektes mitschwingend, eine große künstlerische Einheit bildet. Hier ist also ausstrahlende Beherrschung der ganzen Umgebung durch die Orgel erreicht. — Diese Orgel wird zurzeit von Herrn Henny Jahnn in Klecken genau in altem Sinne wiederhergestellt. (Abb. 13.)

Wenn auch in anderer Art, bedeutet auch die Orgel der Marienkirche in Grüssau i. Schl. von demselben Meister einen Abschluß. Zwar stehen wir heute dem überschwänglichen Gebaren der Barockzeit kühler gegenüber, doch können wir an der Virtuosität und dem Gedankenreichtum nicht ohne Anteil vorübergehen, der hier in Bewegung und Gegenbewegung der Massen entfaltet ist. Die Einpassung in den pompösen Raum, wie auch die Steigerung der Orgel als eines möbelartigen Gebildes zu einem Architekturstück ist hier um so überzeugender, als der ganze Kirchbau von einem einheitlichen Zeitgeist getragen ist. Wenngleich man tadeln kann, daß die zahlreichen weißen Engelsgruppen das Gesamtbild etwas zerstückeln, bleibt doch die Wirkung des aufrüttelnden Aufschwunges ins Transzendente bestehen. (Abb. 14.)

Die letzten Beispiele bezogen sich auf die als normal zu bezeichnende Stellung der Orgel am Westende des Kirchenraumes. Gelegentlich ist zu beobachten, daß das Westfenster die Gestaltung der Orgel beeinflussen kann. Um die Vielseitigkeit der möglichen Lösungen anzudeuten, wird die Orgel in der Jakobikirche zu Neißة von 1711 vorgeführt, bei der das Westfenster ganz freigelassen ist. Zu beiden Seiten des Fensters ragen die Baßtürme mächtig auf, während in der Mitte ein Positiv eingebaut ist, dessen zierlicher Maßstab die wuchtende Masse der Seitentkörper um so stärker wirken läßt. (Abb. 15.)

Es ist unmöglich, die Fülle der geistreichen Lösungen zu erschöpfen, in denen die Orgelbauer ihr Werk den örtlichen Gegebenheiten anzupassen suchten. Zwei Proben aber sollen noch gezeigt werden, wie man es verstand, eine reichliche Breite des für die Orgel vorhandenen Raumes zu bewältigen. In der Gnadenkirche zu Hirschberg ist eine für die Raumwirkung erwünschte Verbreiterung des Gehäuses durch den Orgelbauer Röder dadurch erreicht worden, daß er in die Pfeifenreihe beiderseits eine architektonische Nische mit musizierenden Engeln einschob. Die Orgelfront spricht im übrigen für sich selbst.

Bei noch größerer Breite des vorhandenen Emporenraumes wurde in der zweijochigen Schloßkirche zu Königsberg i. Pr. eine zugleich räumlich befriedigende wie prunkvolle Lösung darin gefunden, daß zwei Prospekte wie ein Doppelgiebel in der Architektur nebeneinander gestellt wurden. Die Zweiteilung des Raumes durch die Säulenreihe klingt also im Orgelgehäuse wohltuend nach.

Gegenüber dem gewaltigen Aufschwung in der Barockzeit bedeuten die Hervorbringungen der späteren Zeit ein starkes Abflauen, eine Rückkehr zum Ruhigen. Der Vollständigkeit halber betrachten wir noch den Prospekt der Marienkirche in Osnabrück, um die Beobachtung zu machen, daß auch mit den dort verwandten strengen Formen eine vornehme, wenn auch etwas nüchterne Wirkung erreicht wird. Das wesentliche Moment bildet eben immer die Gliederung der Massen, die in allen Stilphasen beibehalten bleibt. Nur das stilistische Beiwerk wandelt sich.



Abb. 15. Jakobikirche, Neisse

Es ist bekannt, daß in der Folgezeit ein starker Rückgang in der künstlerischen Entwicklung des Orgelbaues eintritt, der sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts bei der eingetretenen Stilverwirrung steigerte. Im einzelnen will ich auf diese Entwicklung nicht eingehen, auch die neueren Bewegungen außer Betracht lassen.

Noch aber muß ich die Möglichkeiten kurz behandeln, die sich aus der Veränderung des Standortes der Orgel ergeben. Schon bei den Orgeln in Hirschberg und Königsberg wich die Aufstellung von der Normalstellung im Westen des Kirchenraumes ab.

In Hessen-Darmstadt hat seit dem 16. Jahrhundert der Brauch geherrscht, daß bei Einführung der Orgel in die protestantisch gewordenen Kirchen nicht die Westseite, sondern der weniger wertvolle Chor im Osten gewählt wurde. Als Beleg führe ich die Orgel in Alsfeld vor, die in der mittelalterlichen Kirche auf einer etwas älteren Empore 1700 errichtet wurde. Der Brauch wurde in diesem Landesteil auch im 19. Jahrhundert noch beibehalten.

Inzwischen war aber in protestantischen Kirchen der Gedanke der zentralen Vereinigung von Kanzel, Altar und Orgel in verschiedenen Abstufungen und Schwankungen maßgebend geworden. Daher bedürfen die Lösungen noch der Erwähnung, in denen die Orgel über dem Altar und in enger Beziehung zu ihm sich einzubauen und ihre Bedeutung zu behaupten hatte.

Als Beispiel erscheint zunächst die Anlage in der Frauenkirche zu Dresden. Der schwungvolle Aufbau, der hier das Tonwerk von Silbermann umschließt, durch den Bildhauer und Steinmetz Joh. Christ. Feige 1739 hergestellt, ist der großen, ihm zugewiesenen Nische eingepaßt, Altar und Orgel bilden eine Einheit. Die kompositen Säulen des Altars sind in der Orgel weitergeführt und passen sich dem Gesamtwerk ein, obwohl an sich die aufgewandte architektonische Wucht sonst der Orgelarchitektur fremd ist. An Bedeutung tritt trotzdem hier die Orgel zurück und wird zu einem Trabanten des Altars.

Bei dem folgenden Beispiel, der Orgel in der evangelischen Pfarrkirche in Schmiedeberg i. Schl., das ebenfalls eine homogene Verbindung von Altar und darüberstehender Orgel zeigt, hat die Orgel vermöge ihrer Größe und Gestaltung sich eine stärkere Bedeutung zu sichern gewußt. Die ganze Wand mit Altar und Orgel ist zu einem großen Schautstück entwickelt, wie wir es, obzwar in ganz anderer Weise, bei Engler, dem Meister dieses Werkes, auch in Brieg und Grüssau beobachten konnten.

Wir haben aus den Vorfürhungen ersehen können, daß die architektonischen und technischen Probleme, die der Orgelbauer zu lösen hat, nicht zu unterschätzen sind. Sie folgen überwiegend aus der Einpassung und Einstimmung in die Oertlichkeit. Steht die Orgel frei im Raumprofil, so ergibt sich größere Freiheit in Maßstab, Umriß und Linienführung. Nimmt sie die ganze Breite des Profils oder des verfügbaren Raumes ein, so ist die Aufgabe der verbindenden Eingliederung schwerer zu lösen. Deutlich aber zeigt sich, daß die stilistische, formale Ausbildung nicht das Wesen der Sache ausmacht, sondern die Gruppierung der Massen im Raume. Die wechselnde Einzelbehandlung ist nicht ausschlaggebend, und in jeder Stilphase sind überraschende Wirkungen erzielt worden. Weiter ist festzustellen, daß Orgeleinbauten der nachmittelalterlichen Stilformen

sich mittelalterlichen Räumen harmonisch einfügen, Ja, das Gegensätzliche in dem leichten Linienspiel der von der Renaissance abgeleiteten Stile hebt sich von den starren Formen des Mittelalters wohltuend ab. Ausgleichend wirkt dabei die in den Pfeifen und Türmen gegebene aufsteigende Tendenz, von der naturgemäß alle Orgelgehäuse durchdrungen sind. Die höchsten Wirkungen werden aber erreicht, wo der Kirchenbau mit dem Orgelprospekt auch stilistisch gleichen Geistes ist. Wo angängig, wird die Brüstung der Orgelbühne zur Steigerung des architektonischen Gedankens herangezogen.

Aus allem aber folgt, daß die Geschichte des Orgelprospektes einen höchst bemerkenswerten Ausschnitt aus der Geschichte des Kirchenbaues darstellt, so wenig sie auch bisher zusammenfassend beachtet worden ist. In ziemlich selbständiger architektonischer Entwicklung, parallel der allgemeinen Kunstgeschichte, bildet der Orgelprospekt zugleich ein Kunstdenkmal und eine Verkörperung religiöser und musikalischer Anschauungen.

Damit schließe ich meine Ausführungen über die Außenerscheinung der Orgel, die vieles nur andeuten konnten, und gehe nunmehr zur Erhaltung der Orgelprospekte über, wobei vorweg zu bemerken ist, daß sich der denkmalpflegerische Schutz der Orgeln bisher überhaupt nur auf das Gehäuse und die Empore beschränkte, während man das Tonwerk ohne weiteres allen neuzeitlichen Umgestaltungen freigab.

Welches sind nun die Feinde, die der Erhaltung alter Orgelprospekte erwachsen können?

Allgemeine Umgestaltungen einer Kirche können auch die Orgel in Mitleidenschaft ziehen, indem sie andere räumliche Verhältnisse schaffen, als sie ein Gehäuse bis dahin hatte und auch fordert. Als drastisches Beispiel kann die Orgel in Rysum, einer hannöverschen Stadt, gelten. Die dort vorhandene Orgel, die älteste und einzige aus dem Mittelalter in dieser Provinz, ist durch eine neuere Decke im Kirchenraum völlig entzwei geschnitten. Natürlich liegt der Vorfall lange zurück, aber der Zustand besteht noch. Es braucht kaum betont zu werden, welche Gefühllosigkeit dort gewaltet hat. Uebrigens bemüht sich die Gemeinde um eine Besserung der Verhältnisse.

Veränderte Kunstanschauungen oder Strömungen, wie sie hier zur Verstümmelung der Orgel geführt haben, führten auch oft zur Vernichtung ganzer Werke. Noch in neuerer Zeit, 1888, ist eine glanzvolle Barockorgel aus der Maria-Magdalenenkirche in Breslau entfernt worden.

Von großer Bedeutung sind die musikalischen Anschauungen. Ein neuer Organist, der bestimmte musikalische Ziele verfolgt, wird bemüht sein, Orgel und Empore seinen Zwecken anzupassen. Vor 50 Jahren richtete sich der Kampf gegen die Rückpositive, die als störend empfunden wurden. Bei der prächtigen Orgel der Elisabethkirche in Breslau, dem größten Werke Englers, hat man etwa 1870 die zwei Rückpositive, deren Standort in der Brüstung man noch erkennen kann, beseitigt. (Abb. 16.)

Die am häufigsten auftretende Forderung der Kirchenmusiker, die ja in gewissen Grenzen durchaus begreiflich ist, ist die Vergrößerung der Tonwirkung und Mannigfaltigkeit und somit der Stimmenzahl und des Gehäuses. In der hessischen Kirche in Lich fand schon 1860 eine Vergrößerung durch zwei seitliche Türme statt. Ein derartiger Ausbau wird in manchen Fällen ohne Schaden erfolgen können; im vorliegenden



Abb. 16. Evangelische Elisabethkirche, Breslau



Abb. 17. Marienkirche auf dem Sande, Breslau

Falle wirkt er nicht besonders glücklich, da die beiden Türme zu stark an das Gewölbe anschneiden.

Viel weniger günstig ist die Verbreiterung einer kleinen Orgel in Stockheim, auch in Hessen, bei der die geraden Seitenbauten mit dem Mittelstück nicht zusammengehen. Die großen Pfeifen reichen offenbar in den Dachraum. Ich führe das Bild nur als Gegenbeispiel vor.

In der wirkungsvollen Barockkirche zu Workau in Oberschlesien ist die Vergrößerung dadurch erzielt worden, daß man zu beiden Seiten einen Kastenbau aufstellte. Bleibt dabei auch das alte niedliche Gehäuse unangetastet, so empfindet man die Aufteilung der Orgel in drei Einzelkörper doch stark als Notbehelf.

Einen Fingerzeig, wie im gegebenen Falle eine architektonisch befriedigende Lösung einer Erweiterung gefunden werden könnte, scheint mir die reizvolle Orgel auf dem Kreuzberg bei Bonn zu geben, die der Orgelbaumeister Klais in Bonn in altem Sinne wiederhergestellt hat. Diese Orgel ist aber in Wirklichkeit nicht eine Erweiterung, als welche sie erscheinen könnte, sondern ist von Anfang an aus drei Teilen errichtet worden.

Jedenfalls ist es klar, daß die Vergrößerung einer Orgel eine sehr schwierige Aufgabe ist, wenn die Beibehaltung eines vorhandenen wertvollen Prospektes dabei in Frage kommt. Eine Orgel ist eben ein in sich abgeschlossener Organismus, an den man ebensowenig ohne weiteres Teile anfügen wie von ihm wegnehmen kann. Eintretendenfalls ist daher die Notwendigkeit und Möglichkeit solcher Umgestaltung sowohl vom musikalischen Sachverständigen als auch vom Konservator gewissenhaft zu prüfen. Auch der musikalische Sachverständige muß die schönheitlichen Interessen berücksichtigen. In der ministeriellen „Anweisung zur Aufstellung der Entwürfe und Anschläge für Orgelbauten“ vom 5. Februar 1904 [zu G 2] ist vorgesehen, daß, wenn es sich um Umbau eines vorhandenen Gehäuses handelt, eine Aufnahme des alten Gehäuses im Maßstab 1 : 10 und womöglich eine Photographie desselben der Prüfungsinstanz vorgelegt werden soll. Für eine schönheitliche Prüfung der Umbauten ist also im Geltungsbereiche dieser Vorschriften Vorsorge geschaffen. Es kommt jedoch vor, daß die Regierung den Vorhaben der Gemeinden freien Lauf läßt, falls die ganzen Kosten von diesen übernommen werden. Das hat gelegentlich zu Schwierigkeiten geführt, und es ist zu wünschen, daß die architektonischen Konsequenzen von Werkvergrößerungen in allen Fällen vorher klargestellt werden.

Aehnlich steht es mit der nicht selten vorkommenden Vergrößerung der Orgelbühne. Auch sie ist in den meisten Fällen schwierig und führt leicht zu einer Schädigung des Raumes. Die Beseitigung von Rückpositiven zum Zweck des Platzgewinnes und freierer Herausstellung der Musiker und Sänger ist bereits erwähnt worden. Zurzeit ist bei der hiesigen Marienkirche auf dem Sande die Verbreiterung der Orgelbühne gefordert. Es handelt sich um einen Prospekt von 1712 von besonders glücklichen Verhältnissen mit gleichzeitig erbauter Orgelbühne. Durch Vorrücken der Orgelbrüstung würde die Gesamtwirkung fraglos beeinträchtigt werden. Auch entstehen erhebliche konstruktive Schwierigkeiten. Es sind verschiedene Vorschläge gemacht worden, die aber alle nicht voll befriedigen. Da die Angelegenheit noch in der Schwebe ist, muß ich bei der Kürze der gegebenen Zeit auf weiteres Eingehen verzichten. (Abb. 17.)

Wie wichtig diese räumlichen Verhältnisse sind, tritt gerade bei Orgeln aus dem 19. Jahrhundert öfters zu Tage, bei denen neben künstlerischer Unzulänglichkeit auch in räumlicher Hinsicht vielfach gefehlt wurde. Die Orgel wurde fabrikmäßig hergestellt, ohne daß die Größe und Gestalt des Gehäuses mit dem Raum in Einklang gebracht wurde.

Endlich tritt bei der Orgel, die aus Holz besteht, der Holzbohrkäfer als Feind auf. Dieser ist aber verhältnismäßig leicht zu beseitigen, wie ja das große Alter vieler Orgeln bezeugt. Die gelegentliche Begründung für Anschaffung eines neuen Gehäuses, daß der alte Prospekt wegen des vorhandenen Holzwurms und seiner Ansteckungsgefahr für ein neues Werk erneuert werden müsse, ist nicht stichhaltig. Der Wurm kann nach bekannten Methoden, die für alle Holzbildwerke gelten, durch Tränkung getötet, das Holzwerk kann gefestigt werden. Da es sich nicht durchweg um dekorativ wertvolle Teile handelt, ist sogar der Ersatz einzelner vermorschter Holzwerkteile in alter Art nicht bedenklich.

Ebenso wie die Form ist natürlich auch die farbige Behandlung der Orgel und der Orgelbrüstung, mit der ich mich bei der Kürze der Zeit nicht befassen kann, der sonst in der Denkmalpflege maßgebenden Auffassung gemäß zu erhalten.

Als Folgerung meiner Ausführungen ergibt sich folgendes:

Die Orgelprospekte sind, ebenso wie bauliche und plastische Gebilde, als Kunstdenkmäler entsprechend ihrer künstlerischen Bedeutung zu bewerten und zu behandeln. Wo ein größerer künstlerischer Wert vorliegt, sind sie in ihrem alten Bestande möglichst zu erhalten, wobei auch die Beibehaltung der alten Orgelempore und Umgebung als wesentlich anzusehen ist.

Bei Veränderung von Orgeltonwerken ist von vornherein von den musikalischen und künstlerischen Gutachtern dem Gesichtspunkt Gewicht beizulegen, ob und inwieweit in Frage kommende Maßnahmen zu schädigender Umgestaltung des Orgelprospektes und der Empore führen können. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Wir danken dem Herrn Redner für seinen vortrefflichen, interessanten, belehrenden Vortrag, der die ganze Frage der Geschichte des Orgelprospektes vor uns aufgerollt hat und uns zum Schluß die Forderung der Erhaltung des nicht allzu großen Reichtums auf diesem Gebiete, der noch auf uns gekommen ist, so lebhaft ans Herz gelegt hat. Wir machen uns diese seine Mahnung zu eigen, wir werden sie mit dem ersten Antrag verbinden und den verschiedenen Regierungen und Behörden der Denkmalpflege erneut unterbreiten.

Ich erteile jetzt das Wort dem verehrten zweiten Referenten, Herrn Professor Wilibald Gurlitt aus Freiburg, zu seinen Darlegungen über die Frage des musikalischen Denkmalwerts der alten Musikinstrumente, insbesondere der Orgel.

„Der musikalische Denkmalwert der alten Musikinstrumente, insbesondere der Orgeln.“

Professor Dr. Wilibald Gurlitt-Freiburg i. Br.: Wenn der Laie sich eine Vorstellung von der Orgel macht, so denkt er dabei weniger an die Beschaffenheit ihres Prospektes und ihrer technischen Einrichtungen, als an die Wirkung ihres Klanges, ihren musikalischen Charakter.

Es dürfte wohl das erstemal sein, daß in dem Kreise von Denkmalpflege und Heimatschutz Gegenstände und Fragestellungen musikalischer und musikwissenschaftlicher Natur zu Wort und zur Verhandlung kommen sollen. Es handelt sich dabei um ein neuartiges, wenn auch nur kleines Teilgebiet des großen und umfassenden Aufgabenkreises von Denkmalpflege und Heimatschutz. Sowohl als Vertreter der Musikwissenschaft wie als Leiter der Tagung für deutsche Orgelkunst, die im Juli d. J. eine unerwartet große Zahl Orgelfachleute aus allen Teilen des Reichs und aus dem Auslande in dem Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Freiburg i. Br. vereinigte, habe ich die Ehre, zugleich im Auftrage der Freiburger Tagung*) über den Denkmalwert der alten Musikinstrumente, insbesondere der Orgeln zu Ihnen zu sprechen und für dieses scheinbar entlegene Gebiet Ihre Aufmerksamkeit zu erbitten.

Denkmalpflege und Musikwissenschaft haben als Kinder der Romantik nicht nur ihre Herkunft aus der Historischen Schule miteinander gemeinsam, sondern auch ein weites Stück ihres Weges über das geistesgeschichtliche Verstehen und Verlebendigen zum Erhalten und Schützen und nötigenfalls Ergänzen wertvoller Denkmäler der Kunst. Unter den von Denkmalpflege und Musikwissenschaft als natürlichen Bundesgenossen gemeinschaftlich zu betreuenden Kunstdenkmälern stehen ihrer vielseitigen Bedeutung wegen die Musikinstrumente an erster Stelle. Man hat sie meist einseitig beurteilt nach allgemeinen künstlerischen, kunst-, kultur-, geschichtlichen und volkskundlichen, nicht aber gleichermaßen nach besonderen musikalischen, musikgeschichtlichen und musikwissenschaftlichen Gesichtspunkten. So schätzte man sie wohl als Werke plastischer und bildhafter Gestaltung, sowie als Erzeugnisse des Kunsthandwerks, vergaß aber oft, daß ihr künstlerisch auch noch so selbständig und eigenwertig durchgeformter Körper letztlich doch nur verständlich ist als Ausdrucksfeld einer musikalischen Innerlichkeit, einer — Klangseele. Solche einseitige und äußerliche Würdigung der Musikinstrumente, wie sie in vielen Museumskatalogen anzutreffen ist, vermag dem Sinn und Wesen der Musikinstrumente niemals gerecht zu werden. Die Neigung zu solcher Betrachtungsweise wird freilich vielfach unterstützt durch die in weiten Kreisen von Musikern und Musikliebhabern herrschende Ansicht von dem „Fortschritt der Instrumenten-Baukunst“, wobei man sich den Verlauf der geschichtlichen Entwicklung der Musikinstrumente etwa so denkt, als ob die einzelnen Instrumententypen sich in gleichsam unaufhaltsamem Fortschreiten untereinander überholen, jüngere Stufen des Instrumentenbaues ältere als minderwertige Vorstufen überwinden würden, und der jeweils neueste Instrumententypus seine Vorläufer allesamt derart entwertete, daß für den „fortgeschrittenen“ Musiker alte Musikinstrumente nichts andres bedeuten könnten als Atavismen, mit denen möglichst aufzuräumen „Forderung der Gegenwart“ sei, und zu deren Bewertung museale, Alters- und sonstige außermusikalische Maßstäbe eben gut genug seien.

Hierin Wandel schaffen zu helfen, ist Mitaufgabe von Denkmalpflege und Heimatschutz; denn jene herkömmliche Anschauung vom Gang der Instrumentengeschichte hat bereits in unzähligen Fällen zur Vernichtung unersetzlichen Kulturgutes geführt und wird dazu weiterhin führen, wenn

Vgl. den „Bericht über die Freiburger Tagung für deutsche Orgelkunst vom 27. bis 30. Juli 1926“, herausgegeben von Wilibald Gurlitt, Augsburg 1926 (Bärenreiter-Verlag), S. 67 und 75.

der Gesichtskreis auch wissenschaftlicher Darstellungen der Musikinstrumentenkunde sich mit einem bloßen Ausschnitt aus dem Gesamtproblem begnügt, und das Thema der Forschung sich immer mehr auf dasjenige einengt, was tatsächlich eines Fortschreitens und einer Entwicklung fähig ist. Hierbei tritt die Frage nach den sich wandelnden technischen Mitteln und Möglichkeiten des Instrumentenbaues ungehörlich laut in den Vordergrund, und es mag wenig Gebiete im Gesamtgebiete kulturgeschichtlicher Erkenntnis geben, die so merkwürdig zäh an einem unerschütterlichen, geradezu fatalistischen Fortschrittsglauben und -optimismus festhalten wie gerade die Musikinstrumentenkunde. Erst in allerjüngster Zeit beginnt sie sich von ihren materialistischen Vorurteilen zu befreien und dank der bahnbrechenden Arbeiten des Berliner Musikwissenschaftlers Curt Sachs, des Wiener Kunsthistorikers Julius Schloßer und des Basler Musikwissenschaftlers Karl Nef in geisteswissenschaftliche Bahnen einzulocken und ein selbständiger Zweig der musikwissenschaftlichen Disziplin zu werden.*)

Um dem vorwissenschaftlichen Fortschrittsdogma der Musikinstrumentenkunde wirksam zu begegnen, muß aus musikgeschichtlich vertiefter Besinnung die grundsätzliche Frage aufgeworfen werden nach den möglichen und bisher vielleicht unbeachtet gebliebenen Rückbildungen und Verkümmern anderer, in den bautechnischen Fortschrittzusammenhang nicht mit eingehender, vornehmlich musikalisch-klanglicher Seiten des geschichtlichen Wandlungsprozesses der Musikinstrumente: die Frage also gleichsam nach der Kehrseite des bautechnischen Fortschritts, nach seiner geschichtlichen Gegenbewegung, seinen musikalischen Rückschritten.

Von hier aus — musik- und klanggeschichtlich gesehen — verläuft z. B. die Geschichte der Klavierinstrumente keineswegs eingleisig vom Clavichord über das Clavicembalo, den Tangentenflügel und die Frühformen des Hammerklaviers bis hin zu dem modernen Flügel, bedeuten auch diese einzelnen Klaviertypen nicht etwa bloße Entwicklungsstadien oder gleichsam nur verschiedene Antworten auf ein und dieselbe Frage, sondern es handelt sich dabei umgekehrt um verschiedene Fragen, auf die, mehr oder minder zufällig, auch einmal ein und dieselbe Antwort gegeben werden kann, d. h. ursprünglich wurzelt jeder dieser geschichtlichen Klaviertypen in einem unvergleichbaren, ihm eigentümlichen geschichtlichen Klangreich, in das er uns vermittels seiner Töne ganz unmittelbar versetzt, und das er durch den Zauber seiner Musik gleichsam schon mit dem ersten Griff in die Tasten heraufbeschwört.

Der wechselnde Rang, den die verschiedenartigen Klavierinstrumente ebenso wie die Musikinstrumente überhaupt zueinander einnehmen, richtet sich nach Art und Maß, wie sie ihrer Natur nach das je herrschende Klangbedürfnis zu befriedigen vermögen. Die hierin bedingte Rangordnung der Klaviertypen bekundet sich in einer stufenweisen Anpassung an die musikalische Eigenart desjenigen Instruments, das den Klangwillen einer Zeit am reinsten und lebendigsten zu verkörpern fähig ist, wobei es sich um Wandlungen handelt, die sich von der gegenseitigen Verdrängung

*) Vergleiche die besonders wertvollen kompendiösen Darstellungen: C. Sachs, *Die Musikinstrumente*, Breslau, (Verlag Ferdinand Hirt) 1923; J. Schloßer, *Unsere Musikinstrumente*, Wien, (Kunstverlag Anton Schroll) 1922; K. Nef, *Geschichte unserer Musikinstrumente*, Leipzig, (Verlag Quelle & Meyer) 1926.

und Deklassierung, von dem durchgreifendsten Umbau der Instrumente bis in die feinste Veränderung und Umstellung ihrer Spielart und stilistischen Behandlung erstrecken. Dieser gemeinsame innermusikalische Bezug der historischen Klangtypen der Musikinstrumente auf das Klangideal und durch dieses hindurch auf das führende Instrument ihrer Zeit als ihre klangliche Repräsentation (die „Königin der Instrumente“) macht die Einheit der Instrumentengeschichte aus und bildet das geisteswissenschaftliche Prinzip, nach dem der instrumentenkundliche Stoff Gliederung und sinnhafte Gestalt gewinnt.

Lenkt man, um beispielsweise bei den Klavierinstrumenten zu bleiben, den Blick nunmehr auf dasjenige, was der moderne Flügel gegenüber den älteren Klaviertypen an musikalischen Ausdruckswerten und klanglichen Möglichkeiten verloren hat, so läßt sich beobachten, wie ihm infolge zunehmender Verschmelzung, Obertönigkeit, Stärke und Fülle des Klanges eine angemessene Wiedergabe melodisch selbständig gegeneinander zu führender Stimmen eines linear-polyphonen Gewebes, namentlich in tieferer Lage, oder eines klar gegeneinander zu stellenden Forte und Piano, eines bunt zu kontrastierenden oder dynamisch terrassenförmig zu stufenden Kompositionsaufbaues, und wie sein Zusammenspiel mit anderen, vornehmlich Streichinstrumenten, ganz außerordentlich erschwert ist. Aus solchen und ähnlichen Zügen einer musikalisch-klanglichen Gegenbewegung des unleugbaren technischen Fortschrittes der Klavierinstrumenten-Baukunst begreift man auch die inneren Gründe, weshalb z. B. Voltaire als Liebhaber und Kenner der französischen Clavicembalo- (= frz. clavecin-) Kunst das neuaufkommende Pianoforte, aus dessen fein, hell und durchsichtig klingenden Frühformen unser moderner Flügel in echter Entwicklung hervorgegangen ist, als „instrument de chaudronnier en comparaison du clavecin“ verworfen, Joh. Sebastian Bach den ersten Pianoforten von Gottfried Silbermann in Freiberg i. Sa. seine älteren Clavicembali und Clavichorde unbedingt vorgezogen, und noch der junge Mozart, ehe er 1771 an den neuen Pianoforten von Joh. Andreas Stein in Augsburg Geschmack gewann, die Clavichorde, namentlich die von Fr. Jakob Späth in Regensburg gebauten, bevorzugt und auch in späteren Jahren noch gespielt hat.

Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Musikinstrumenten, den anderweitigen Tasten-, Blas- und Streichinstrumenten, sowie mit der Instrumentation. Wie nämlich von der Schnabel- oder Block- zur Querflöte, von der Viola da braccio zur Violine, so läßt sich auch in der Geschichte der Instrumentation keine gradlinige Entwicklung aufweisen von dem Stil der Instrumentation einer burgundischen Chanson des 15. Jahrhunderts zu dem Stil der Instrumentation eines Musikdramas von Richard Wagner; auch hier fördert die Gegenfrage, was an musikalischen Werten der Wagherschen Instrumentation gegenüber derjenigen auch schon Bachs verloren gegangen sei, höchst überraschende und neuartige Einsichten zutage, und man braucht nur an den grundsätzlichen Gegensatz von chorischer und durchbrochener Instrumentation zu denken, um zu erkennen, daß man nicht Entwicklungsstadien der modernen, sondern historische Stiltypen der Instrumentation überhaupt, und daß man Werke, Persönlichkeiten und Zeiten als unter völlig verschiedenartigen musikalisch-klanglichen Gesetzen stehend zu unterscheiden hat. Dann lernt man auch verstehen, wie ganz sinnwidrig jene Meinung ist, die man immer wieder zu lesen und zu hören bekommt, und die dahin geht, daß die Klavier- und Orchesterkunst z. B. Bachs irgendwie künstlerisch wertvoller ausgefallen

wäre, wenn dem Meister die „fortgeschrittenere“ Technik der Klavierkunst etwa Chopins oder der Orchesterkunst etwa Wagners zur Verfügung gestanden hätte, und daß auch ihre Wiedergabe durch moderne Klangwerkzeuge in ihrer musikalischen Wirkung irgendwie gesteigert oder gar vervollkommenet werden könnte.

Für die Geschichte der Orgel finden sich diese Gesichtspunkte durchgeführt in meinem Eröffnungsvortrag der Freiburger Tagung für deutsche Orgelkunst über „Die Wandlungen des Klangideals der Orgel im Lichte der Musikgeschichte“, der sich in dem oben genannten Tagungsbericht (Seite 11—42) abgedruckt findet und einige nach Intonation, Mensurierung und Disposition selbständige historische Klangtypen der Orgel herauszuarbeiten versucht. Wegen der Kürze der Zeit darf ich in diesem Zusammenhang bezüglich der Orgel wohl auf jenen Vortrag verweisen.

Die nach ihrer musikalisch-klanglichen Absicht und ihrer bautechnischen Beschaffenheit verschieden gearteten historischen Klangtypen der Musikinstrumente sind demnach ebenso wie die verschiedene Art und Weise ihres Zusammenwirkens jeweils als Ausdruck des Klangideals ihrer Zeit zu würdigen. Denn wie das Wesen des musikalischen Kunstwerks verglichen mit den Werken der übrigen Künste vornehmlich darin besteht, daß es wirklich und lebendig ist nur im Erklängen, eindeutig faßbar nur im Hören, so lebt es auch ganz in einem traditionell mehr oder weniger fest geschlossenen Klanghorizont, in einer bestimmten, geschichtlich begrenzten Klangwelt und vermag nur dann zu angemessener klanglicher Verwirklichung zu gelangen, wenn es mit den Mitteln und im Sinne seiner Klangwelt und streng nach dem Gesetz seines Klanghorizontes in möglichst originalgetreuer Form wiedergegeben wird. Denn nicht dadurch wird alte Musik dem modernen Hörer nahegebracht, daß man sie aus ihrem eigenen in unseren heutigen Klanghorizont verpflanzt, sondern indem man sie kraft ihres fremdartigen Klangzaubers die alte Klangwelt heraufbeschwören läßt und den modernen Hörer in ihren Klangzauberkreis hineinbannt.

Diese unsichtbare, mit keiner Schrift zu bezeichnende zauberische Welt, dieser allein dem Ohr verspürbare zauberische Horizont bestimmt bis in alle Einzelheiten auch der bautechnischen Durchgestaltung hinein Wesen und Werden des Musikinstrumentariums, und es gilt die innere Notwendigkeit begreifen zu lernen, in der das künstlerische Ausdrucksbedürfnis und der musikalische Klangwille einer Zeit mit ihrem Musikinstrumentarium verbunden sind. Dann leuchtet auch ein, wie in jedem Musikinstrument eigentümliche musikalisch-klangliche Einsichten und Triebkräfte geheimnisvoll verborgen liegen, die nicht immer mehr verschüttet, sondern, aus Ehrfurcht vor ihnen, geschützt und bewahrt werden müssen, nicht nur um der daraus lebenden Kunstwerke der Vergangenheit willen, sondern auch zu künstlerischer Befreiung aus der durchschnittlichen Enge und Einseitigkeit unseres heutigen Klangempfindens, zur Erweiterung unseres musikalischen Klangbewußtseins und unserer klanglichen Erfahrung überhaupt.

Zusammenfassend läßt sich demnach sagen: Der musikalische Denkmalwert der alten Musikinstrumente besteht darin, daß sie als unersetzliche lebendige Zeugen vergangener Klangideale das künstlerische und geschichtliche Verständnis der historischen Klangwelten und der aus ihrem Gesetz und Horizont wieder-

zugewinnenden Kunstwerke zu erschließen und die musikalische Klanganschauung der Gegenwart wesentlich zu beleben und zu befruchten fähig sind.

Demzufolge möchte ich Ihnen, meine hochverehrten Damen und Herren, folgende EntschlieÙung unterbreiten und dazu Ihre geneigte Zustimmung erbitten:

Der 19. Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz zu Breslau empfiehlt auf Grund einer entsprechenden EntschlieÙung der Freiburger Tagung für deutsche Orgelkunst die sachverständige Erhaltung, Pflege und Aufzeichnung auch musikgeschichtlicher Denkmäler nach den heute geltenden allgemeinen Grundsätzen des Denkmalschutzes und lenkt dabei im öffentlichen Interesse die Aufmerksamkeit der kirchlichen und staatlichen Organe von Denkmalpflege und Heimatschutz auf den hohen, nicht nur künstlerischen, kunst-, kulturgeschichtlichen und volkskundlichen, sondern auch musikalischen und musikwissenschaftlichen Denkmalwert der alten Musikinstrumente, insbesondere der Orgeln von klangtypischer Bedeutung. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Wir danken Ihnen, verehrter Herr Professor, für Ihren interessanten Vortrag, in dem Sie uns eine Fülle neuer Anregungen gegeben haben. Wir wissen, daß die diesjährige denkwürdige Freiburger Tagung für deutsche Orgelkunst in erster Linie Ihrer Initiative zu verdanken war, und daß sie Anregungen auch auf sehr vielen anderen Gebieten für die weitere Orgelforschung und für alle mit der Orgel zusammenhängenden Fragen gegeben hat. Für die meisten von uns haben Sie ein ganz neues Problem angerührt. Wir waren nach dem bisherigen Dogma der Denkmalpflege der Ansicht, daß es der Orgelprospekt und die Orgelbühne sei, denen unsere Sorge zu gelten habe, daß dahinter ein geheimnisvoller Organismus stehe, der für sich arbeite, der uns aber als Denkmalpfleger nichts angehe. Es ist uns jetzt eingeschärft worden, daß die Seele der Orgel doch etwas ist, was auf unsere Fürsorge in hohem Maße Anspruch hat, und ich glaube, wir dürfen sagen, wir werden diese Frage von heute ab mit ganz anderen Augen ansehen. Daß Sie uns hierzu eine so bedeutsame Anregung gegeben haben, dafür danken wir Ihnen ganz besonders.

Und nun erteile ich das Wort unserem verehrten letzten Referenten, Herrn Kirchenmusikdirektor Professor Biehle, außerordentlichen Professor an der Technischen Hochschule Berlin.

„Die bauliche Behandlung der Orgel als Denkmalwert und als Einbaugesand in Denkmälerkirchen.“

Professor Kirchenmusikdirektor Biehle - Bautzen, a. o. Professor an der Technischen Hochschule Berlin: Was die bildende Kunst in den herrlichen Formen der Prospekte schuf, war für den Nichteingeweihten vielfach eine Täuschung, indem er glauben konnte, der geringe sichtbare Pfeifenbestand sei das Instrument. Eine Orgel mit nur 1000 Pfeifen in ihrem Innern ist klein zu nennen; die größte in Deutschland, die in der Breslauer Jahrhunderthalle, besitzt 15 000 Pfeifen. Sie stehen alle wohlgeordnet in Reihen und innerhalb der Reihen nach Größe und Tonhöhe. Jede Reihe stellt eine sogenannte „Stimme“ oder ein klingendes

Register dar. 10 bis 30 solcher Stimmen werden als Unterwerke der Orgel mit den Namen: Hauptwerk, Oberwerk, Brustwerk, Rückpositiv zusammengefaßt, und diese Gruppierung spiegelt sich vorn am Spieltisch in dem Terrassenaufbau der Manuale und dem Pedal wieder. Registerzüge neben den Tasten lassen Zahl und Art der Pfeifen-Reihen erkennen, so daß der Fachmann schon aus der äußeren Anlage des Spieltisches den Bestand im Innern übersehen kann.

Aufgestellt sind diese Reihen auf große flache Kästen, Laden genannt, aus denen die Druckluft den Pfeifen zugeführt wird mit Hilfe von Ventilen, die zu ihrer Betätigung durch die sogenannte Traktur mit dem Spieltisch in Verbindung stehen. Spieltisch, Traktur, Laden und Pfeifen bilden somit die vier Hauptbestandteile des Orgelgefüges. Der fünfte Teil, das Gebläse, scheidet für unsere Erörterung aus.

Zwei Geschlechter von Pfeifen stehen nebeneinander; die Zungenpfeifen mit der Tonerregung durch ein Metallband und die Lippenpfeifen mit der Erregung durch ein Luftband. Beide Arten spalten sich in so viel Abarten, daß insgesamt wohl 200 Namen für Register im Gebrauch sind, von denen jedes wiederum, je nach Geschmack des Künstlers und Absicht des Herstellers, in vielen Sonderausführungen denkbar ist, indem bei gleicher Bauart die sogenannte Mensur, das ist die Gesamtheit der Maßverhältnisse der vitalen Teile, der Zungen und Lippen und der zugehörigen röhren- oder trichterförmigen Resonanzkörper, stark schwanken kann. Wie bei der Gestalt der Glocke die sogenannte Rippe — das ist ebenfalls eine Mensur —, so bilden bei der Pfeife die Zahlenbeziehungen in der Form der Zunge und zwischen Körperweite und -Länge, Mundbreite und Lippenabstand das Geistige, Seelische und Charaktervolle an der Orgel. Da ferner die Mensur auch innerhalb einer Registerreihe zwischen den hoch und tief klingenden Pfeifen veränderlich gewählt werden kann und soll, und schließlich der Klangcharakter der fertigen Pfeifen noch durch die Höhe des angewendeten Winddruckes stark beeinflussbar ist, so läßt sich der Reichtum der Orgel an fein unterschiedlichem Klangmaterial gar nicht erschöpfend ausdenken.

Naturgemäß hat der Orgelbau aus dieser Fülle eine Auslese typischer Charaktere zu treffen, und zwar im allgemeinen nach künstlerischen, im besonderen bei der Kultorgel auch nach liturgischen Gesichtspunkten. Die objektiven Grundlagen hierzu wären Akustik und Tonpsychologie. Aber eine exakte Behandlung dieser Fragen fehlt noch. Daher ist jetzt die Orgelforschung stark bemüht, die noch erreichbaren Reste früherer Orgelbaukunst zur Wiedergewinnung verlorener Klangschönheiten zu studieren, und zwar handelt es sich vornehmlich um die Blütezeit des Orgelbaues um und vor Silbermann im 16. und 17. Jahrhundert.

Auch die Pfeifenlade unterlag im Laufe der Entwicklung starken Wandlungen. Ursprünglich war eine Unterscheidung des Pfeifenbestandes in Stimmen oder Register nicht bekannt. Bei diesen sogenannten Mixturen-Organen konnten nicht einzelne, sondern nur alle einer Taste zugehörigen Pfeifen gleichzeitig erklingen. Dieser unzulängliche Zustand führte bereits seit 1500 allgemein zu der Teilung der Lade in Kanzellen dergestalt, daß entweder alle zu einer Taste oder alle zu einem Register gehörenden Pfeifen auf einer Kanzelle vereinigt wurden. Es entsteht die Register-Organ, die ein Koordinatensystem mit der Eigenart darstellt, daß zwei Ventilbewegungen zum Erklingen der einzelnen Pfeife erforderlich sind.

Zuerst erfand man die jetzt im Aussterben befindliche Ton- oder Tasten-Kanzellenlade in den Formen der Spring- und der Schleiflade, und später — jetzt allgemein üblich — die Registerkanzellenlade in den Formen der Kegellade und der Innenventillade. Nebenher wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorübergehend versucht, die kanzellenlose Lade als sogenannte Kastellade einzuführen, während jetzt ein Bestreben nach Rückkehr zur Tonkanzellenlade bei der Fachwelt im Vordergrund der Erörterung steht.

Bautechnisch sehr kunstvoll entwickelte sich von den Anfängen des Orgelbaues bis längstens 1900 die mechanische Verbindung der Taste mit dem Pfeifenventil in der Form der Wellen- und der Winkeltraktur. Für die heutige Generation der Orgelbauer ist diese Bauart bereits außer Übung; sie wird ausnahmslos durch die pneumatische und elektrische Betätigung ersetzt.

Dieser Systemwechsel in der Traktur rief im Spieltisch tiefgehende Veränderungen hervor: Die schwerfällige Zugstange zur Betätigung der Register wich zierlichen Tasten, und die Zahl der Spielhilfen und damit die freie Verfügung des Spielers über das gesamte Klangmaterial wuchs so an, daß die Orgel musiktechnisch eine vorher ungeahnte Leistungsfähigkeit erlangte.

Aber wie hinsichtlich der Lade, so bemerken wir auch bei der Traktur ein Rückstreben, indem heute bei einem Teil der Orgelspieler ein Verlangen nach der alten Mechanik hervortritt. Die Beweggründe dafür und die Gründe dagegen abzuwägen, erfordert große Weitsicht über alle Bedürfnisfragen und kann hier nicht verfolgt werden. —

Naturgemäß unterliegt ein bautechnisch so verschiedenartiges Gefüge einer ungleichen Abnutzung.

Die Pfeife verbraucht sich nicht durch das Ertönen und wäre somit von unbegrenzter Lebensdauer. Aber das Material verfällt auch unbenutzt der Zerstörung, bei den Holzpfeifen durch Wurmfraß und Fäulnis, bei Zinn und Blei durch chemische Einflüsse. Im übrigen und unabhängig davon wird die Lebensdauer der Pfeifen durch die Hantierung beim Stimmen stark herabgesetzt. Der alte Orgelbau kannte nicht die neuzeitlichen, die Pfeifen schonenden Stimmvorrichtungen. Im allgemeinen sind selbst bei sehr alten Orgeln die Pfeifenbestände durchschnittlich kaum länger als 200 Jahre alt. Vereinzelt finden sich in alten Meisterorgeln gediegener Herstellung auch 300 Jahre alte Pfeifen. Darüber hinaus sind nur Vermutungen möglich, selbst wenn ältere Jahreszahlen an Pfeifen angebracht sein sollten. Man muß sich die Erneuerung des Pfeifenwerkes kontinuierlich, also unmerklich vorstellen, sofern nicht ein durchgreifender Umbau, der längstens alle 100 Jahre unvermeidlich wurde, den Pfeifenbestand plötzlich und vollständig ersetzte.

Letztere Maßnahme ergab sich in der Regel, wenn die Pfeifenladen unbrauchbar wurden. Wir treffen zwar heute noch Laden aus bestem Eichenholz von hervorragender Tischlerarbeit an, die fast unverwüstlich erscheint. Aber Laden in der Güte durchschnittlicher Herstellung werden kaum 200 Jahre gebrauchsfähig überdauern.

Am schnellsten unterliegt der Abnutzung die mechanische Traktur. Die Uebertragung der feinen Fingerspitzenbewegung durch die Taste, viele Meter weit in Winkelführungen und Umwegen bis an die Lade, erfordert eine Bauweise mit kleinstem Trägheitsmoment und geringster Reibung. Nur allersorgfältigste Arbeit und große Erfahrung in dieser

eigenartigen Kunst konnten Gewähr für Haltbarkeit dieser zarten und doch stark beanspruchten Gebilde geben. Trakturen vor 1800 sind ausnahmslos verbraucht und werden heute nur wegen der wirtschaftlichen Notlage noch länger erhalten.

Auch die Mechanik des Spieltisches, oft unverständiger Handhabung preisgegeben, verfällt schnell der Abnutzung. Vor allem mußte sie oft noch vor Eintritt der Unbrauchbarkeit weichen als ein Hindernis gegenüber den Fortschritten des Orgelbaues und den wachsenden Ansprüchen der Spieler.

Nach alledem ergibt sich die Sachlage, daß die alten Orgeln Werte im Sinne der Denkmalpflege nicht in dem Maße bergen, als ihre ehrwürdigen Prospekte vermuten lassen. Trotzdem wird auch bei ihnen nach den Grundsätzen der Heimpflege und der Pietät zu verfahren sein, allerdings unter vermittelnder Abwägung der lebendigen Bedürfnisse, die mit diesem Instrument verbunden sind.

Der wichtigste und bei alten Orgeln am häufigsten auftretende Grenzfall ist die Entscheidung zwischen einer durchgreifenden Erneuerung und einem vollständigen Ersatzbau. Ausschlaggebend hierbei ist in der Regel die Beschaffenheit der Laden als des Fundaments des ganzen Baues. Bieten diese keine Gewähr für volle Gebrauchsfähigkeit auf nochmals 30 bis 50 Jahre, so ist damit das Todesurteil für die Orgel ausgesprochen. Man wird an neue Laden nicht eine gebrechliche Traktur anhängen und auf sie nicht baufällige Pfeifen setzen wollen, wenn sie klanglich nichts Außergewöhnliches darstellen. Sind aber die Laden vertrauenerweckend — und solche sind in der Tat noch anzutreffen —, dann wird sich vielfach auch die Auffrischung des alten Pfeifenbestandes noch lohnen. Sinnwidrig wäre es, unter dem Gesichtspunkte einer Denkmalpflege alte fragwürdige Schleifladen durch Aufbau neuzeitlicher, ihre Eigenart entstellender Einrichtungen gebrauchsfähig erhalten zu wollen.

Hinsichtlich der Traktur und des Spieltisches ist bei Fragen der Erhaltung abzuwägen zwischen der Wirtschaftlichkeit und der Gebrauchsfähigkeit, letzteres im Sinne der liturgisch und künstlerisch zu stellenden Bedingungen. Siegen hierbei die Ersparnisgründe, dann stets so, durch eine nochmalige Wiederherstellung Zeit zur Beschaffung größerer Mittel für eine neuzeitliche Anlage zu gewinnen. — Was unter dieser zu verstehen ist, hat bei der Kultorgel die Kirche, bei der Konzert- und Orchesterorgel der Künstler zu entscheiden, und da wäre es möglich, unter neuzeitlich das Vorbild vergangener Anlagen zu meinen. Aber zur Vereinfachung einer Auseinandersetzung in diesen Dingen sei betont, daß die Orgelforschung historische Belange an der Traktur und am Spieltisch — als der realen Fortsetzung der geistigen Tätigkeit des Spielers — nicht hat, wohl aber an dem Pfeifenbestande und den Laden als den Trägern des geistigen Inhaltes des Bauwerkes.

Denn, wie schon angedeutet, ist für die Orgelforschung von Wichtigkeit, in den akustischen Bau, also in die feinsten Maßverhältnisse der Pfeifen aus der Blütezeit im 16. und 17. Jahrhundert Einblick zu gewinnen. Die Schriftsteller jener und der späteren Zeit geben keinen genauen Anhalt. Es ist aber zu erwarten, in einzelnen alten Orgeln Nachweise von vergangener Kunst zu finden zur Wiedergewinnung früherer Klangideale und zur Wiederbelebung einer originalgetreuen Wiedergabe der damaligen Kammerliteratur. Dieses Forschungsmaterial wird baufälliger und geht schließlich verloren, so daß eine planmäßige Durchforschung des wenigen,

noch heute zugänglichen alten Bestandes und die Inventarisierung der dabei als Meisterwerke erkannten Orgeln das Gebot der Stunde ist.

Ist auf diesem Wege eine lückenlose Rekonstruktion der gesuchten Werte gelungen, so hat dann die Orgelforschung kein dauerndes Interesse an der Erhaltung des durchforschten Bestandes und würde diese der spezifischen Denkmalpflege überlassen können. Doch wird seitens dieser den lebendigen Bedürfnissen im weit umfassenderem Maße entsprechen werden müssen, als dies bei den sonstigen und anders gearteten Gegenständen der Denkmalpflege sein kann. Einzelne Orgelwerke, historisch von hervorragender Bedeutung, also wirkliche Unika, wie es z. B. eine originelle Orgel mit Springladen sein könnte, müßten natürlich, um sie der weiteren Abnutzung zu entziehen, außer Gebrauch gesetzt und als Museumsstücke in der Kirche mit allen Mitteln der Konservierungskunst erhalten werden. — Im übrigen aber möchten behördliche Maßnahmen nicht über das hinausgehen, was die Orgelforschung wirklich braucht.

Somit läßt sich der Gedankengang bis hierher in den Leitsatz zusammenfassen:

Der Orgelforschung sind für ihre gegenwärtigen Aufgaben die alten Meisterorgeln früherer Blütezeit zugänglich zu machen und bis dahin in gegenwärtigem Zustande zu erhalten.

Das Untersuchungsmaterial ist bei einer Sammelstelle zu registrieren, um auf diesem Wege die Ergebnisse in den Dienst der gesamten Forschung zu stellen.

Diese Doppelthese bildet gleichzeitig den Extrakt der bei der hochbedeutsamen Tagung für deutsche Orgelkunst in Freiburg stark hervorgetretenen Belange.

An dieser Stelle sei angedeutet, daß die physikalische Akustik über den Weg der musikalischen Akustik und der Tonpsychologie zu der Musikästhetik die historische Forschung stark zu unterstützen und deren Ergebnisse objektiv nachzuprüfen vermag.

Die Auseinandersetzung mit der allgemeinen Denkmalpflege wird aber wesentlich dringlicher, wenn die Orgel in erster Linie als Kultinstrument, als liturgisches Gerät angesehen und in dieser Eigenschaft in Beziehung mit den Vorgängen des Gottesdienstes gebracht wird.

Die Bedeutung der Orgel im katholischen und evangelischen Gottesdienste ist zwar verschiedenartig, aber doch gleichwertig. Ihre Stellung in der Messe wurde durch die hochwichtige Aufgabe ausgezeichnet, vorzugsweise auf dem Wege intuitiver Improvisation die Verbindung der Messeteile durch liturgisch stilvolle Ueberleitungen zu sichern und somit dem Meßkanon die musikalische Zusammenfassung zu geben. Ein selbständiges Auftreten wäre gegen die innere Natur, gegen die Integrität der Messe gerichtet. Aber auch außerhalb dieser sind der Orgel in ihrer rein künstlerischen Entfaltung gewisse Beschränkungen auferlegt. Die katholische Kirche braucht eine durch die Auswahl der Klangmittel gekennzeichnete Kultorgel im höheren Sinne, deren Bedeutung auch äußerlich, nämlich räumlich, in der tunlichst engen Vereinigung mit den anderen kultischen Faktoren in Erscheinung tritt. Um musikalisch ein exaktes, störungsfreies Zusammenwirken mit den Beteiligten zu sichern, gehört sie mit dem Chor für den Figuralgesang in die Nähe des Chores und des Priesters für den Gregorianischen Gesang, also in das „Hohe Chor“. — Dafür erhielt frühzeitig der Laienraum eine zweite Orgel, die aber an musikalischer Größe ihre Schwester im Laufe der Entwicklung über-

wucherte und unterdrückte, so daß schließlich das Vorhandensein nur einer Orgel im Schiff zur Regel wurde. Dadurch wurde auch der Figuralchor, der die Nähe der Orgel nicht entbehren kann, in den Laienraum gezogen.

In der evangelischen Kirche erfreut sich die Orgel einer größeren Freiheit. Kirchenkonzert und Oratorium haben in Anerkennung, daß künstlerische Vollendung religiöse Werte in das Volk trägt, grundsätzlich kirchliche Billigung. Und selbst im Rahmen des Gottesdienstes ist bei taktvoller Abwägung selbständiges Orgelspiel weitgehend statthaft. Hier darf also das Kultinstrument zur Konzertorgel auswachsen. — Wie bei der Messe, so weist auch der evangelische Gottesdienst der Orgel eine führende Funktion zu. Der Organist ist verantwortlich für den liturgischen Verlauf und zugleich Stütze für das Auftreten des Kirchensängerchores, der als Ausfluß des Betätigungsdranges der Gemeinde liturgisch bedeutsam bleibt. So ergibt sich auch hier, wie bei der katholischen Kirche, als ideale, in Denkmalkirchen jedoch schwer realisierbare Forderung der Wunsch nach räumlicher Konzentration der musikalischen Faktoren einschließlich des Liturgen am Altare und der Gemeinde. Insbesondere ist dem Spieler an der Orgel eine solche Stellung einzuräumen, von wo aus die Vorgänge am Altare und im Gemeinderaum gleich gut optisch wie akustisch verfolgbar sind. —

Ein Hinweis auf diese Beziehungen erschien notwendig an dieser Stelle, weil der katholische und der evangelische Kirchenbau zweifellos die für ihn daraus erwachsenden Aufgaben zum Teil verkannt hat. Die dadurch für den liturgischen Betrieb entstandenen Erschwernisse sind stark fühlbar und werden kirchlicherseits schon als unvermeidlich hingenommen. Aber in den katholischen Kreisen ist heute deutlich das Bestreben nach Zusammenfassung der Beteiligten erkennbar. Denn es ist nicht allein die Entfernung, die die Beziehung in der dialogischen Wechselwirkung abschwächt; die starken raumakustischen Vorgänge in übergroßen Hallen stellen sich wie eine Trennungswand zwischen die Ausführenden, Vorgänge, die ich im vorigen Jahre in diesem Hause bei dem Ostdeutschen Lehrgang für Kultus und Kunst ausführlich behandelte.

Es sind nun vornehmlich zwei Umstände, bei deren Eintritt sich die Erwägungen nach Abhilfe vordrängen: Die Baufälligkeit und Ersatznotwendigkeit der alten Orgeln und die Unzulänglichkeit der ihr vorgelagerten, als Sängertribüne nicht gedachten Emporen. In diesem Stadium tritt häufig der latente Widerstreit zwischen der Denkmalpflege und der liturgischen Zweckmäßigkeit hervor.

Eine Vergrößerung der Emporenfläche durch Vorziehen der Brüstung, obwohl bautechnisch durchführbar, erscheint bei vielen Prospekten unmöglich, weil diese in das Bild ihres wunderbaren Aufbaues, — der Gegenstand des Denkmalschutzes darstellt —, auch die Brüstung einbezogen haben. So entsteht für die Chorsänger die Notwendigkeit zu einer Abwanderung nach einem anderen Teil des Kircheninnern, und für die Orgel im Falle ihrer Erneuerung die Erwägung, jenen nachzufolgen. Und doch möchte der sichtbare Zustand tunlichst unberührt bleiben. Dieser Zwiespalt führt von der Denkmalpflege aus zu dem schwierigsten Problem der Kirchenbautheorie, nämlich zu der Frage der richtigen Einordnung von Orgel und Sängerkhor im Kircheninnern, und kann nur von Fall zu Fall geklärt und entschieden werden.

Aber auch ohne Ortsveränderung wird die Denkmalpflege beim Orgelneu- oder -Umbau vielfach berührt.

Das Drängen des Musikers nach neuzeitlicher Umgestaltung oder Erweiterung seines Werkes ist verständlich und wohlwollend zu behandeln, aber in den Fällen besonders zu untersuchen und einzudämmen, wo der Prospekt in seiner Flächenausdehnung nicht zur Verkleidung der zu erweiternden Orgel ausreicht und bauliche Zusätze erhalten müßte. Wie weit dann den gegensätzlichen Ansprüchen Beschränkungen aufzuerlegen oder Zugeständnisse zuzubilligen sind, ließe sich jeweils nun durch Verhandlung aller Beteiligten entscheiden. Jedenfalls hat die Denkmalpflege in zahlreichen Fällen gezeigt, wie durch geschickte, zurückhaltende Anbauten ein alter Prospekt ohne Beeinträchtigung seiner Reize zu erweitern ist.

Endlich kann eine aktivere Stellung des Spieltisches, also seine Lösung vom Prospekt, die Ursache zu einem Eingriff in das gewohnte Bild werden, vielleicht auch eine Umwandlung der Orgelpore veranlassen und verständnisvolle Nachsicht seitens der Denkmalpflege voraussetzen.

Nun gibt es doch auch Dinge an der Orgel, die ganz der Denkmalpflege gehören. Es sind die kleinen, zwar hörbaren, aber nicht musikalischen, vereinzelt auch scherzhaften Einrichtungen, die wir unter dem Namen der *Schnurrpfeifereien* zusammenfassen: den Vogelgesang, den Kuckuck, die Nachtigall, den Hahn, das Hummelchen, den Paukenzug, den schlagenden Paukenengel, den blasenden Posanenengel, den Engel mit beweglichem Taktstock, den kreisenden Zimbelstern, das Spiel kleiner Glocken, den Bock und die Schwebung, die fliegende Taube, in Preußen umgewandelt in den flügelschlagenden Adler, den Fuchsschwanz. — Für den Orgelbau von heute sind sie ohne Bedeutung und nicht in neue Gehäuse einzubauen. — Aber einen kulturhistorischen Wert behalten sie und sind deshalb tunlichst zu schonen, ebenso wie andere Kuriositäten und originelle Dinge in und an alten Orgeln, so z. B. Holzpfeifen, mit den Rückseiten in den Prospekt gestellt, auf denen die Labien in Gestalt von mundaufsperrenden Köpfen das nichtsichtbare Labium darstellen sollen.

Somit gliedert sich die Beziehung der Orgel zur Denkmalpflege in die Belange der eigentlichen Orgelforschung, wie sie durch die Fachkreise der Orgelbauer, Orgelsachverständigen und Orgelspieler vertreten wird, in die Belange der spezifischen Denkmalpflege und in die der allgemeinen Denkmalpflege, deren berufene Vertretung diese Tagung in Breslau darstellt.

Die Orgel-Fachkreise verhandelten in Freiburg auf der von lebhafter Anteilnahme getragenen Tagung für deutsche Orgelkunst, deren Grundstimmung sich schließlich zu dem bestimmten Wunsch verdichtete, die großen Anregungen zusammenzuhalten, weiter auszuwerten, die jetzt in den Vordergrund getretenen Aufgaben planmäßig zu verfolgen und eine Sammelstelle für die Fragen der Orgelkunst, insbesondere der spezifischen Denkmalpflege zu schaffen. Zur Wahrnehmung dieser Belange wählte die Versammlung einen Ausschuß, als dessen Vorsitzender ich heute die Ehre habe, die Bestrebungen dem Schutze und der Unterstützung dieser Tagung für Denkmalpflege anzuvertrauen. In der Versuchsstelle für Orgelbau, Glockenwesen, Raumakustik und Kirchenbau an der Technischen Hochschule Berlin sollen die musikalisch akustischen Untersuchungen der bei der Freiburger Tagung hervorgetretenen Streitfragen durchgeführt werden. Die kirchlichen Oberbehörden in Deutschland und einige im Ausland sind von diesem Stand der Orgelsache durch Rundschreiben unterrichtet und ersucht worden, Untersuchungsmaterial im Sinne der spezifischen Denkmalpflege und Forschungs-

ergebnisse zur Kenntnis der Sammelstelle gelangen zu lassen, die die Aufgabe einer wissenschaftlichen Vermittlung übernehmen will. Der preußische Herr Minister für Wissenschaft, Kunst- und Volksbildung hat bereits durch Erlaß die einheitliche Durchführung des Vorhabens innerhalb des Ministeriums im Zusammenwirken mit den Kircheninstanzen vorgesehen.

Folgerichtig müßte nun auch eine kirchliche Tagung diese Fragen der Orgelkunst in eine Sonderberatung nehmen. Aber der eigentliche Boden wäre ein die Belange aller Beteiligten umspannender Kongreß für Kirchenbau, weil das, was heute hier zur Verhandlung steht, nicht lösbar ist von dem Wesen der Kirche und ihrer gottesdienstlichen Aufgabe sowie vom Wesen des für sie bestimmten Raumes und seiner Akustik.

Hochansehnliche Versammlung! Diese Tagung für Denkmalpflege hat das Verdienst, in der Kette der Auseinandersetzungen ein wichtiges Vermittlungsglied eingefügt zu haben und selbst ein solches zu bilden. Damit bekundet die berufene Denkmalpflege öffentlich, nunmehr auch das Hörbare in ihre Fürsorge nehmen zu wollen. — So mag dieser Tag zu einem bedeutsamen Wendepunkt werden für alles, was in der Kirche singt und klingt. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Ich danke Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, im Namen der Versammlung für Ihren vortrefflichen, instruktiven und so überaus klaren Vortrag. Nachdem Herr Professor Wilibald Gurlitt von hoher Warte das Problem für uns formuliert hat über die Frage der Erhaltung der Orgelseele, haben Sie uns gezeigt, was die Denkmalpflege hier tun kann, und was sie auf diesem Gebiete tun soll, und Sie haben uns eine Fülle von Wissen übermittelt, das wir in unserer Arbeit praktisch verwerten können. Wir freuen uns, daß in Preußen die Frage der Orgelerhaltung und der organischen Weiterbildung der alten Orgeln einen so ausgezeichneten, sachverständigen Berater gefunden hat, wie Sie es sind; wir danken Ihnen, und wir werden Sie, wo es uns möglich ist, unterstützen. Hoffen wir, daß das von Ihnen begründete und vorgesehene Institut in Charlottenburg eine Sammelstelle für die ganzen Belange der Orgelforschung werden möge.

Ich stelle die ganze Frage der Orgelfürsorge und unseres Verhaltens dazu nunmehr zur Debatte und frage, ob noch jemand aus der Versammlung dazu das Wort zu nehmen beabsichtigt. — Die Versammlung scheint der Ansicht zu sein, daß von den drei Referenten die verschiedenen wichtigen Gesichtspunkte so ausführlich behandelt sind, daß es vielleicht nur eine Abschwächung bedeuten würde, wenn wir jetzt noch Einzelheiten darauf folgen lassen würden. Ich darf dann die Entschliebung, die Professor Gurlitt uns zwecks Annahme unterbreitet, noch einmal verlesen:

Der 19. Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz zu Breslau empfiehlt auf Grund einer bezüglichen Entschliebung der Freiburger Tagung für deutsche Orgelkunst, die vom 27. bis 30. Juli dieses Jahres durch das musikwissenschaftliche Institut der Universität Freiburg i. Br. veranstaltet wurde und über 500 Organisten, Orgelbauer, Komponisten, Musikgelehrte, Pädagogen und Geistliche beider Konfessionen aus allen Teilen des Reichs und aus dem Auslande vereinigte, die Erhaltung und Inventarisierung auch musikgeschichtlicher Denkmäler nach den heute allgemein geltenden Grundsätzen des Denkmalschutzes und lenkt dabei die Aufmerksamkeit der kirchlichen und staatlichen Organe der Denk-

malpflege und des Heimatschutzes auf den musikalisch-künstlerischen und musikwissenschaftlichen Denkmalwert alter Musikinstrumente, insbesondere der Orgel.

Außerdem steht zur Debatte der Zusatz auf Grund des Referates von Professor Biehle:

Der Breslauer Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz erklärt die Durchführung einer einheitlichen Orgelforschung für notwendig und empfiehlt als Sammelstelle hierfür die Versuchsstelle für Orgelbau, Glockenwesen, Raumakustik und Kirchenbau an der Technischen Hochschule Berlin.

Vielleicht empfiehlt es sich, diese Resolution doch noch einer textlichen Vereinfachung zu unterwerfen. Wir werden uns mit den beiden Referenten zu diesem Zwecke in Verbindung setzen; ich möchte fragen, ob die Versammlung uns das Vertrauen schenken will, daß wir in ihrem Sinne diese Resolution gestalten. Einwendungen dagegen erheben sich nicht. Dann darf ich noch einmal unserer Freude Ausdruck geben über diese Bereicherung unserer Sorgen, die von diesem Tage ab datieren wird, und über die Belehrung, die wir nach dieser musikalischen und musikwissenschaftlichen Seite hin empfangen haben. Wir wiederholen unseren Dank an die Adresse des Herrn Professor Gurlitt für die glänzende, gedankenreiche Einführung in das ganze Problem. Herrn Professor Biehle dürfen wir dankbar sein, daß er sich erinnert hat, daß er zu einem nicht geringen Teile vor musikwissenschaftlichen Analphabeten (Heiterkeit) sprach und daß er von unten aufbauend uns die einfachen und primitiven Grundlagen der ganzen Orgelbaukunst vorgetragen hat. Herrn Provinzialkonservator Burmeister dürfen wir dazu beglückwünschen, daß in seiner Provinz eine große Zahl der schönsten und wertvollsten Orgelwerke noch erhalten sind — ich hoffe, nicht nur in den Prospekten, sondern eben auch mit der Seele und mit den musikalischen Klangwerten, und wir empfehlen sie dieser schönen Provinz nun ganz besonders zur Pflege und Erhaltung.

Ich darf annehmen, daß Sie, wie ich das schon im Anschluß an das erste Referat ausgeführt habe, der Ansicht sind, daß wir diese beiden Referate oder ihre Quintessenz den Regierungen und Behörden der Denkmalpflege, den kirchlichen und den weltlichen, in allen deutschen Ländern und in Oesterreich noch ganz besonders ans Herz legen. Die Fragen, die hier aufgeworfen worden sind, sind von solcher Bedeutung, daß sie einer besonderen Unterstreichung bedürfen. Wir dürfen uns zu diesem Zwecke mit Ihnen ins Benehmen setzen, weil wir für einen kurzen Wortlaut, der Ihre Wünsche für den ersten Teil kurz zusammenfaßt, noch Ihrer Nachhilfe bedürfen. Darf ich fragen, ob die Versammlung mit diesen Vorschlägen einverstanden ist? Ich konstatiere allseitige Zustimmung, die hoffentlich nicht nur auf Ermüdung zurückzuführen ist. (Heiterkeit.)

Ich frage dann, ob heute noch eine Frage aufzuwerfen ist — wir haben ja die Möglichkeit, morgen, am Ende des zweiten Tags, noch eine Reihe von Einzelthemen in Angriff zu nehmen. Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß wir morgen über die Frage der Gestaltung der neuen Tagung unter Umständen noch eine Auseinandersetzung haben werden.

Dann darf ich die heutige Sitzung schließen.

Schluß: 1 Uhr 40 Minuten.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 22. September 1926.

Die Sitzung wird unter dem Vorsitz Seiner Exzellenz des Wirkl. Geh. Rats Staatssekretärs a. D. Freiherrn von Stein-Berlin um 9 Uhr eröffnet.

Vorsitzender: Meine Herren, ich eröffne den zweiten Beratungstag unserer Tagung. Bevor wir aber an die Arbeit gehen, habe ich die Ehre, den Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zu begrüßen. — Herr Minister, es ist uns eine ganz besondere Freude, Sie hier persönlich zu sehen. Sie haben uns vorgestern schon durch den Mund Ihres Herrn Ministerialdirektors Nentwig Ihrer Fürsorge für unsere Bestrebungen versichern lassen; es hätte dessen gar nicht bedurft, wo wir hier bei jedem Schritt empfinden, mit welcher Liebe und Umsicht Sie unsere Bestrebungen zu fördern geneigt und bereit sind. Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen namens des Tags zu danken, nicht zum wenigsten für die überaus reichen Gaben, die Sie dem Tag in Gestalt von Publikationen gewidmet haben. Nehmen Sie hierfür unseren verbindlichsten Dank entgegen. Sie dürfen versichert sein, daß wir das Unsere tun werden, um die Aufgaben, die wir uns gesetzt haben und zu denen wir berufen sind, in einer Weise zu erfüllen, die es Ihnen, Herr Minister, und Ihrer Verwaltung erleichtern soll, dem hohen Berufe zu dienen, dem Sie Ihr Leben gewidmet haben. Es ist uns eine Gewissenspflicht, Ihnen beratend und fördernd zur Seite zu stehen, und wenn in einem oder dem anderen Falle ein von der Meinung der amtlichen Stellen abweichendes Wort fällt, so entspringt es nicht der Lust am Kritisieren, sondern aus dem Bewußtsein, daß wir mitverantwortlich sind, die Schätze der Heimat zu wahren und sie lebendig zu erhalten als Vorbilder für die Gegenwart und die Zukunft. In diesem Sinne habe ich die Ehre, Sie in unserer Mitte willkommen zu heißen. (Beifall.)

Preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Dr. Becker-Berlin: Exzellenz! Meine hochverehrten Herren! Es ist mir ein lebhaftes Bedürfnis gewesen, dieser Tagung hier im schlesischen Lande, wenn auch leider erst zu einem verspäteten Termin, beiwohnen zu können. Schon seit Jahren verfolge ich mit lebhaftestem Interesse die Arbeit Ihrer Tagung, und wenn es mir auch leider noch nicht möglich gewesen ist, mich aktiv daran zu beteiligen, so liegt das nicht etwa an einem Mangel an Interesse: Ich wußte ja, wieviel lebendiges Interesse meine Mitarbeiter Ihrer Betätigung und Ihren Veranstaltungen entgegenbringen, und so ist es mir auch möglich gewesen, mit ihrer Hilfe mich über Ihre Arbeiten auf dem laufenden zu erhalten. Ich habe es aber diesmal, obwohl ich gerade in diesen Tagen im Westen von Preußen festgehalten war, für meine Pflicht gehalten, hierher zu kommen, weil ich mir sagte, daß es doch ein besonderer Anlaß ist, wenn Ihre Veranstaltung gerade hier in unserem schlesischen Lande tagt, wo, wie dieser Saal schon kundgibt, überall um uns herum die Vergangenheit lebt und die Aufgaben Ihrer Gesellschaft in der ganzen Oeffentlichkeit ein so außerordentliches Interesse finden; gerade hier geschieht so viel von den Kirchen, von den Gemeinden und auch vom Staate, um die Denkmäler der alten Zeit zu erhalten; so hat auch diese Veranstaltung mit den Anlaß dazu gegeben, hier einmal eine Sammlung, eine Ausstellung schlesischer Kunstdenkmäler der Vergangenheit zu veranstalten. Ich freue mich, sie nachher besichtigen

zu können — bis jetzt habe ich nur die Abbildungen des Katalogs gesehen —, und gern benutze ich die Gelegenheit, allen Beteiligten dafür zu danken, daß sie in so intensiver Arbeit diese treffliche Ausstellung zusammengebracht haben. In dieser Zeit, in der das nationale Bewußtsein in der Kunst immer lebendiger wird, und in der die Vorgeschichte der einzelnen Provinzen auch für die große Politik von Bedeutung wird —, da ist es für uns ein erhebendes Bewußtsein, zu sehen, daß diese Ostmark des Reiches schon immer ein deutsches Bollwerk gegenüber dem Osten gewesen ist, und daß deutscher Geist nicht nur auf dem Schlachtfeld von Wahlstatt, im 13. Jahrhundert, sondern zu gleicher Zeit und auch später immer wieder in der schaffenden Kunst des Ostens ganz unmißverständlich zum Ausdruck gekommen ist: alles ein Beweis dafür, daß wir hier auf deutschem Boden stehen.

Meine hochverehrten Herren, Sie tagen hier in diesem historisch bedeutungsvollen Saale der Universität, und so ergibt sich ganz von selbst auch ein Bindeglied zwischen Ihrer Arbeit und zwischen der wissenschaftlichen Forschung, wie ja auch Ihr Blick im wesentlichen nach rückwärts in die Geschichte gerichtet ist und damit auch einen Auftakt bildet zu der großen historischen Tagung, der wir in der nächsten Zeit hier entgegengehen. Aber was ich als ein besonderes Zeichen der Lebenskraft Ihrer Veranstaltung begrüße, ist, daß Sie Ihren Blick nicht nur in die Vergangenheit richten, sondern auch den Aufgaben des Tages, den Aufgaben der Gegenwart frisch und lebendig in mannigfacher Weise Ihren Arbeitsbereich öffnen, daß Sie auch die Frage des Orgelbauwesens — etwas ganz Neues — in den Kreis Ihrer Beratungen hineinbezogen haben und vor allem das weite Gebiet der Siedlung. Ich würde mich freuen, wenn diese engen Beziehungen, die zwischen der Denkmalpflege und der Heimatkunst bei Ihnen so praktisch lebendig sind, auch in Zukunft fest zusammenhalten möchten; ich bin überzeugt, daß wir die Liebe zur Heimat durch nichts stärker pflegen und festigen können als durch den Blick auf die Geschichte und auf die Lage unseres Volkstums hier an der Ostgrenze, die in der Vergangenheit ebenso gewesen ist wie in der Gegenwart. Möge dieses Volkstum immer getragen sein von dem gleichen Geiste echter Vaterlandsliebe! Und so begrüße ich die Herren auf ihrer Tagung und wünsche Ihnen im Geiste dieser Ausführungen einen recht günstigen Verlauf und eine erfolgreiche Arbeit; ich wünsche Ihnen weiter, daß auch Ihre kommenden Tagungen unter den gleichen freudigen, erfolgversprechenden und glückverheißenden Zeichen stehen mögen, wie die Tagungen der Vergangenheit und dieses Jahres. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Ich danke Ihnen, hochverehrter Herr Minister, für die ersten Worte, die Sie an uns gerichtet haben, die von Ihrem Wohlwollen und von dem tiefen Verständnis zeugen, von dem ich vorhin schon gesprochen habe; seien Sie versichert, daß diese Worte bei uns einen starken Widerhall finden werden, daß wir uns ganz besonders auch des Zusammenhangs der Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft bewußt sind, daß wir dabei nicht einseitige Interessen fördern, sondern überall deutsche Kunst und deutsches Wesen pflegen und hegen wollen in allen Landesteilen und ganz besonders hier im Grenzland als unser höchstes Gut.

Wir treten nunmehr in unsere Beratung ein, die sich mit der Frage der Siedlung und Stadtplanung im deutschen Osten beschäftigen wird, und ich bitte den ersten Herrn Berichterstatter, Professor Dr. Kloeppel, das Wort zu nehmen.

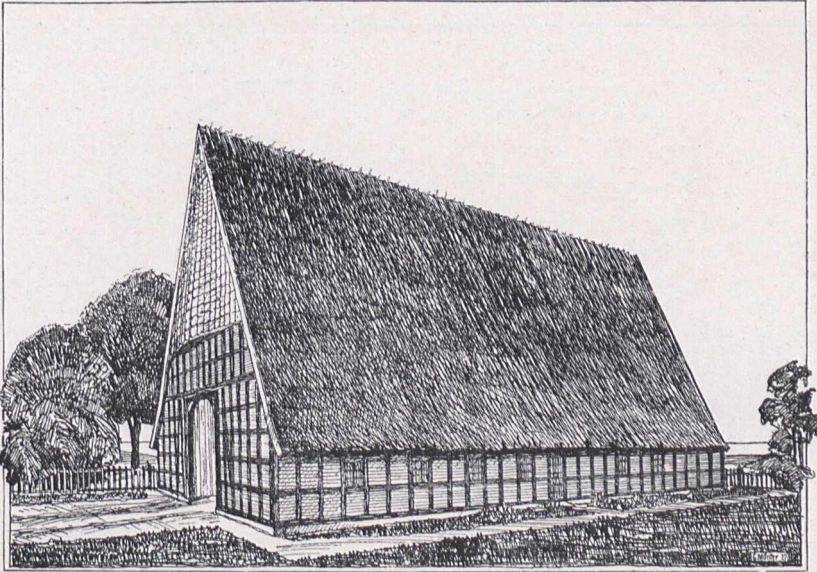


Abb. 18. Niederdeutsches Haus, aufgeschlossen aus der Längsachse

„Siedlung und Stadtplanung im deutschen Osten.“

Professor Kloeppe-Danzig: Treitschke hat einmal den Ausspruch getan, die Wiedergewinnung des Ostens für die deutsche Kultur sei die Großtat des deutschen Mittelalters gewesen. Ich möchte noch einen Schritt weitergehen und behaupten, es handelt sich hierbei um die Großtat der deutschen Geschichte überhaupt! Nie vor- noch nachher ist dem deutschen Volke ein ähnlicher Raumgewinn gelungen, und man kann sich gar nicht vorstellen, wo wir heute stehen würden, wenn es uns zum zweiten Male möglich gewesen wäre, etwas Ähnliches zu erreichen. Ohne den entsprechenden Raum für sein natürliches Wachstum ist ein Volk zur Stagnation verurteilt. Es gibt seinen Zuwachs, darunter oft die besten Kräfte, an ein anderes Volkstum ab, um später erleben zu müssen, daß sein eigenes Fleisch und Blut ihm im großen völkischen Daseinskampfe zum gefährlichsten Gegner wird.

Als die überschüssigen deutschen Kräfte vom 12. Jahrhundert ab aus ihren bisherigen Stammgebieten westlich der Elbe nach Osten drängten, befanden sie sich gegenüber der gestellten Aufgabe in einem ganz anderen Verhältnis als zu jener Zeit, wo die germanischen Stämme in der Völkerwanderung vom Westen Besitz ergriffen. Damals noch in den Anfängen einer Kulturentwicklung stehend, hatten sie mittlerweile viel gelernt. Sie hatten das Erbe der absterbenden antiken Kultur übernommen und ihrer Eigenart gemäß schon weitgehend verarbeitet. Sie waren Meister des Bauens in Holz und Stein geworden. Sie hatten für die ihrem Entwicklungsstand entsprechenden räumlichen Aufgaben charakteristische Bautypen geschaffen, sie hatten gelernt zu siedeln, Dörfer und Städte anzulegen.

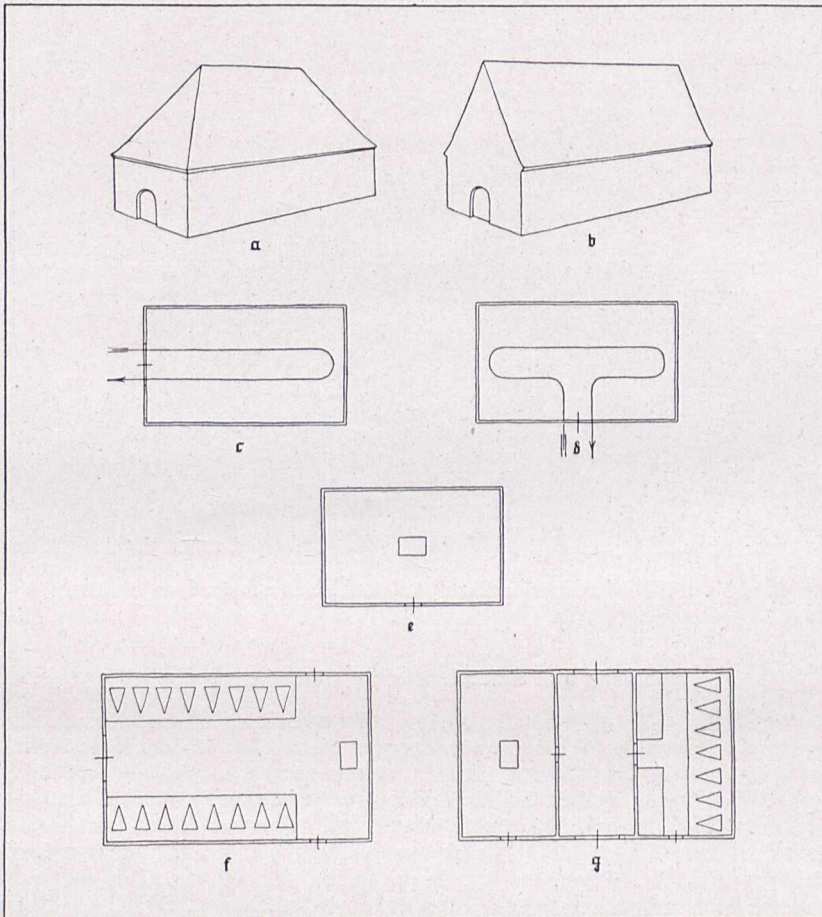


Abb. 19. a) Haus mit Walmdach; b) Haus mit Satteldach; c) Haus aufgeschossen aus der Längsachse; d) Haus aufgeschossen aus der Querachse; e) Haus nur für den Menschen mit der Feuerstelle in der Mitte; f) Haus für Menschen, Vieh und Vorräte, aufgeschossen aus der Längsachse; g) desgl. aus der Querachse

So waren unsere Vorfahren bis zu einem gewissen Grade fertige Menschen, als sie nach dem Osten zogen, und alles, was sie hier geschaffen, hat daher vom ersten Augenblick an den Charakter von etwas Reifem gegenüber dem Bild gärender Entwicklung, das uns die ersten Jahrhunderte des Mittelalters im Westen bieten. Aber ebenso wie uns das, was wir östlich der Elbe an alter Baukultur finden, von vornherein verhältnismäßig klar und abgerundet erscheint, so tritt es uns zugleich als etwas Neuartiges entgegen. Das Einrichten in einem fremden, nur schwer zu gewinnenden Gebiete zwang von vornherein zu einem bewußten, klaren und systematischen Vorgehen. Es ergab sich dabei ganz

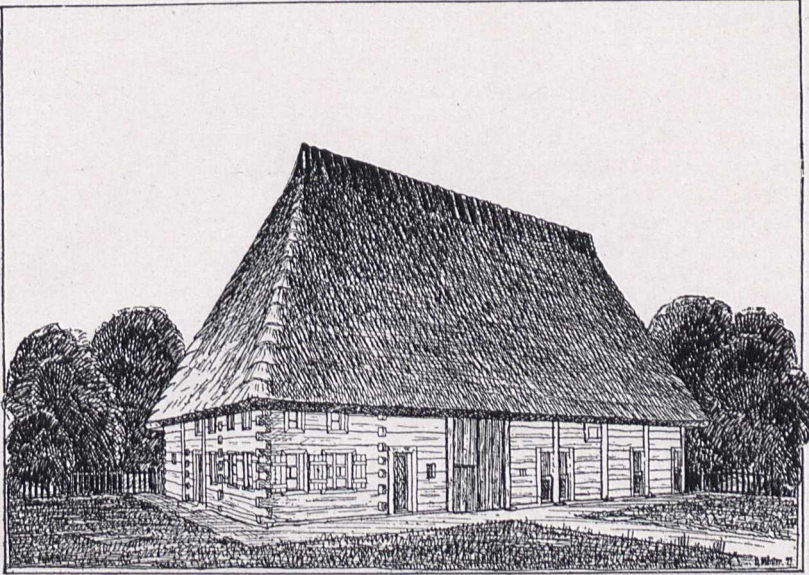


Abb. 20 Oberdeutsches Haus, aufgeschlossen aus der Querachse

von allein ein Verzicht auf alles Ueberflüssige, Nebensächliche; nur das Wesentliche, raumkünstlerisch Typische wurde in erster Linie herausgearbeitet. Dazu kam ein weiteres wichtiges Moment. Es fehlt in der nordostdeutschen Tiefebene vollständig das natürliche Steinmaterial, dessen man sich im Westen für alle hervorragenden Bauausführungen bedient hatte. Man mußte sich seinen monumentalen Baustoff hier erst selbst aus gebranntem Ton schaffen, und dessen ganz andere Eigenschaften führten zu entsprechend eigenartigen Neubildungen.

Aber wenn auch aus der östlichen Siedlungstätigkeit alsbald etwas Fertiges und zugleich Neues herauskam, so hat es hier doch selbstverständlich, da sich diese Siedlungstätigkeit über mehrere Jahrhunderte erstreckte, ebenso eine Weiterentwicklung zu immer größerer Vollendung gegeben. Den Höhepunkt einer solchen Weiterentwicklung müssen wir naturgemäß da suchen, wo die Kraft zur Neugewinnung von Siedlungsland am längsten durchhielt. Dies ist vor allem im deutschen Ordensgebiete der Fall. Dazu kommt, daß hier die Landgewinnung wie Landbehauptung mit den weitaus schwierigsten Kämpfen verbunden war und sich darum erst recht nur auf der Grundlage einer folgerichtigen Systematik auf allen in Frage kommenden Gebieten durchsetzen konnte. So ist es denn kein Wunder, daß wir an dieser Stelle auch die einzige deutsche mittelalterliche Staatenbildung vorfinden, die in ihrer durchdachten straffen Organisation einen vollständig modernen Eindruck macht. Das alles spiegelt sich deutlich in der hier geschaffenen sichtbaren Kultur technischer wie künstlerischer Art wieder. Die Geschichte des deutschen Ordensstaates stellt nach jeder Richtung eine Spitzenleistung der mittelalterlichen deutschen Geschichte dar.

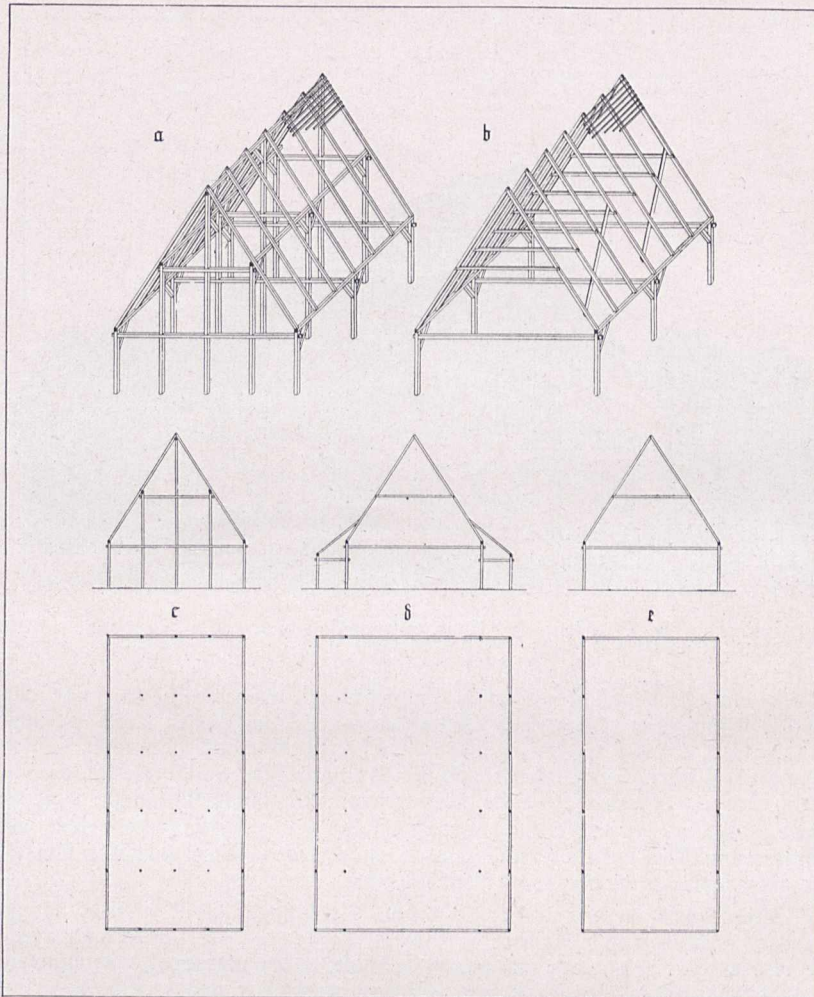


Abb. 21. a) und c) Haus mit Pfettendach, b) d) und e) Haus mit Kehlbalkendach

Nach allem stehe ich nicht an zu behaupten: wer vom deutschen Mittelalter und seiner Entwicklung nur das in sich aufgenommen hat, was der Westen mit seiner stärkeren Abhängigkeit von den benachbarten romanischen Völkern hervorbrachte, kennt bei weitem noch nicht die Hälfte von dem, was damals in selbständiger, eigenartiger Leistung durch sein Volkstum geschaffen wurde.

In nachmittelalterlicher Zeit gleichen sich die Unterschiede zwischen Westen und Osten etwas mehr aus, aber bis zu einem gewissen Grade bleiben die alten Gegensätze bestehen. So vielfach beide Teile die Kriegsfurie über sich herziehen sahen, im Westen bedeutete sie nie im gleichen Sinne reinen Existenzkampf wie im Osten. Die Grenzwildnis, welche der

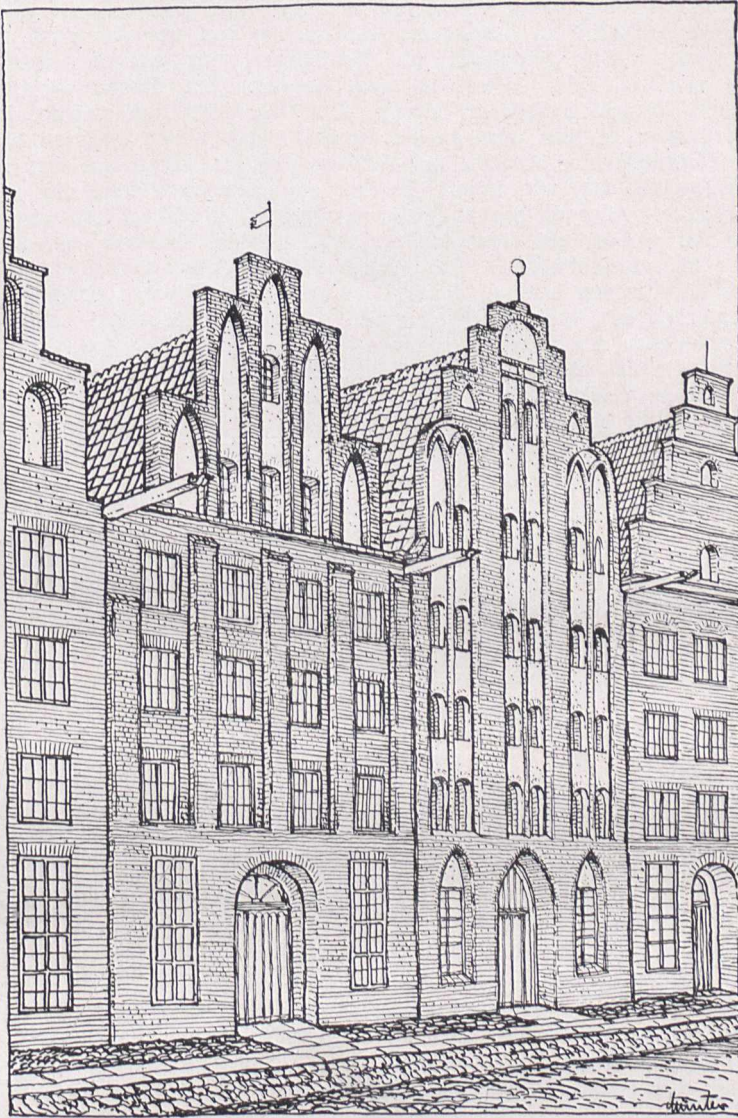


Abb. 22. Bürgerhausgruppe aus Elbing

deutsche Orden am Rande seines Gebietes stehen ließ, hat im verflochtenen Weltkriege noch genau die gleiche Rolle gespielt wie im 13. und 14. Jahrhundert. Aus dem deutschen Osten etwas zu machen und ihn zu halten ist immer nur unter schärfster Anspannung aller verfügbaren Kräfte möglich gewesen. So wurde die preußische Monarchie, als sie das Landerbe des alten Ordensstaates antrat, zugleich auch Erbe seiner staatlichen und kulturellen Eigenart.

Wenn wir nun heute Geschichte im allgemeinen und für unseren Fall Siedlungsgeschichte im besonderen treiben, so tun wir das doch nicht bloß, um unsere Neugierde zu befriedigen, zu wissen, wie die Dinge gewesen oder geworden sind, sondern um daraus für unser heutiges Tun und Lassen zu lernen. Die Geschichte, um welches ihrer Sondergebiete es sich auch immer handeln mag, bleibt doch stets das große Lehrbuch von Ursache und Wirkung in den Dingen, aus dem man, vorausgesetzt, daß wir richtig in ihm zu lesen verstehen, nie genug lernen kann. Aber da begegnet uns nun bei jedem Schritt, den wir vorwärts tun wollen, ein eigentlich recht äußerlicher Umstand, der immer wieder ein vernünftiges Lernen ganz wesentlich erschwert. Gewiß ist es bei dem großen Umfang des zu bearbeitenden Gebietes nötig, es zur Erleichterung der Uebersicht in einzelne Abschnitte einzuteilen. Aber die so geschaffenen Abschnittsgrenzen werden dann nur zu oft zu chinesischen Mauern, die uns hindern, den klaren Entwicklungsgang der Dinge vorurteilsfrei zu verfolgen. Sie bilden, in unsere Vorstellung eingehämmert, leicht Zäsuren, die es tatsächlich eigentlich nie gegeben hat, und versperren so eine richtige Erfassung des gesetzmäßigen Verlaufs der Dinge.

Mittelalter und italienische Renaissance mit ihren Abwandlungen sind für die Geschichte der Baukunst zwei solche Abschnitte, zwischen denen in unserer Vorstellung eine Kluft gähnt, die bei näherer Betrachtung zu einem ganz kleinen Riß in spiegelglatter Eisfläche zusammenschumpft. Die Zwangsvorstellung von dieser Kluft hat es dann dahin gebracht, daß wir fest davon überzeugt worden sind, das Mittelalter habe eine grundsätzlich ganz andere räumliche Gestaltungsart gekannt als die Antike und die an sie wieder anknüpfende und auf dieser Grundlage weiter entwickelnde Renaissance. So wurden Romantik und Klassizismus des 19. Jahrhunderts zu den verhängnisvollsten Schlagworten für die baukünstlerische Entwicklung der letzten drei Menschenalter. Sie sind der äußere Ausdruck für die merkwürdige Vorstellung, es gäbe zwei verschiedene, gleichberechtigte, durch völkische Unterschiede bedingte Arten raumkünstlerischen Gestaltens, eine strenge antik-renaissancistische, den romanischen Völkern eigene, und eine freie mittelalterliche, malerische, germanische, wo jedes Einzelglied sein Sonderleben führen dürfte und müsse, d. h., es gäbe gewissermaßen zwei Wahrheiten in einer Sache.

Gelingt es, sich von der Zwangsvorstellung einer solchen Zäsur freizumachen und den Entwicklungsgang raumkünstlerischer Gestaltung vorurteilsfrei zu verfolgen, so kommen wir zu ganz anderen Ergebnissen.

In der Baukunst müssen wir Absolutes und Relatives streng voneinander zu trennen verstehen. Das eine ist die Raumgestaltung, das andere die Stilform. Erstere ist ihr innerlicher, wesentlicher, wichtiger Inhalt, letztere ihr äußerliches, wechselndes, verhältnismäßig gleichgültiges Kleid. Beide leben ihre besondere Geschichte und haben eigentlich gar nichts miteinander zu tun. Jede nimmt ihren selbständigen Verlauf; wenn sie sich dabei manchmal berühren, wenn gewisse Entwicklungsstufen zusammenfallen, so ist das ohne grundsätzliche Bedeutung, vielmehr ein ganz zufälliger Vorgang.

Die Baukunst und ihr wesentlicher Inhalt, das raumkünstlerische Gestalten, hat nun ganz allgemein drei Entwicklungsstufen, drei Ordnungen oder drei Potenzen: Die erste ist das vollkommen einräumige Gebilde, bei dem das Innere und Äußere eines Baukörpers gewissermaßen kongruent sind. Die zweite ist das mehrräumige Gebilde, bei dem eine äußere

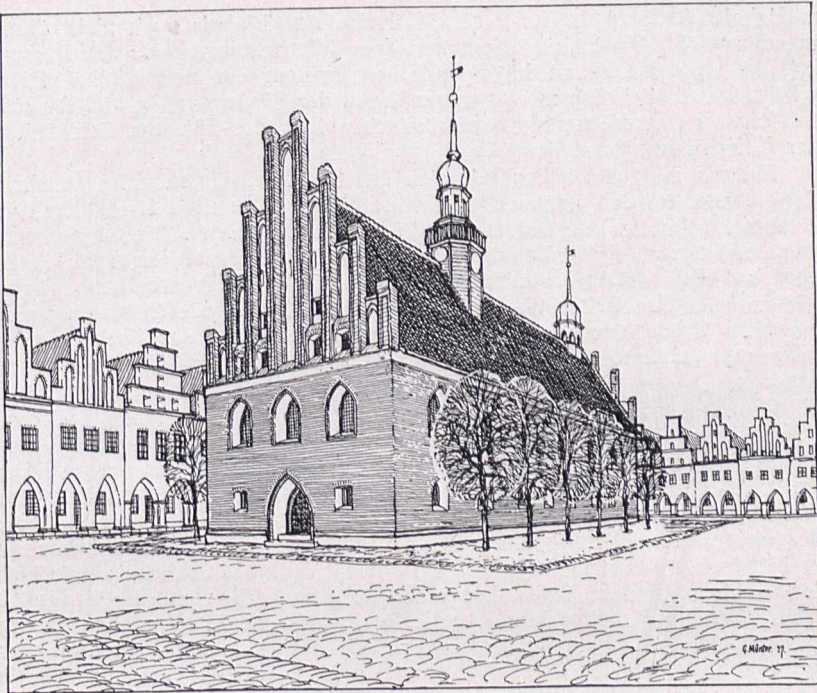


Abb. 23. Rathaus in Wormditt (Ostpreußen)

Einheit eine innere Vielheit umschließt, und die dritte ist die Zusammenfassung einer Mehrzahl von Gebilden einräumiger wie mehrräumiger Art zu einer übergeordneten Einheit, zum städtebaulichen Gesamtkunstwerk.

In der Geschichte der Raumkunst können wir deutlich verfolgen, daß die Entwicklung immer mit der nach innen wie außen einheitlichen Lösung der einfachsten Bauaufgabe des Einraums beginnt. Schon viel schwieriger ist es dann, eine Mehrzahl von Räumen im gleichen Sinne zusammenschweißen, und stets nur langsam folgt der Fortschritt zum letzten, aus einer Mehrheit solcher Zellen erster und zweiter Ordnung eine künstlerische Synthese dritter Ordnung zu schaffen.

Wie man sagt, daß der Embryo im Mutterleibe noch einmal den ganzen langen Entwicklungsgang vom Wurm zum Menschen zurücklegen muß, so scheint es ein biogenetisches Grundgesetz der Entwicklungsgeschichte der Raumkunst zu sein, daß jedes neu in die Kultur eintretende Volkstum immer wieder von vorn anfangen muß, um langsam von der ersten über die zweite zur dritten Ordnung der Baukunst vorzudringen.

Wir können diesen Vorgang ganz deutlich in der Antike, der griechisch-römischen Entwicklung, verfolgen. Welch ein langer Weg führt da von der so früh gefundenen klassischen Lösung des einfachsten einräumigen Gebildes, des griechischen Tempels, bis zu den raumkünstlerisch einheitlich gelösten komplizierten Bauaufgaben der spätrömischen Thermenanlagen, Kaiserpaläste usw.! Und das gleiche gilt vom antiken Städtebau, zuerst die gewordene Stadt Griechenlands mit ihrer ganz planlosen Unregel-

mäßigkeit, die auch in der ersten Kolonisationstätigkeit noch nicht überwunden wird. Dann aber erfolgt mit dem Wiederaufbau nach den Perserkriegen im sogenannten hippodamischen System ein wesentlicher Fortschritt, bis endlich das monumentale Kreuz der Säulenstraßen und die einheitlichen Forenanlagen der spätrömischen Zeit das logische Schlußglied der Entwicklung darstellen.

Mutatis mutandis sehen wir sich das gleiche noch einmal vollziehen, als die von Norden kommenden Volksstämme die antike Herrlichkeit in Trümmer schlagen und nun selbst Träger der weiteren Kulturentwicklung werden. Soviel sie dabei von der alten Kunst lernen, so fehlt ihnen zunächst noch jede Voraussetzung dafür, deren fortgeschrittene raumkünstlerische Ergebnisse übernehmen zu können. Sie müssen bis zu einem gewissen Grade wieder von vorn anfangen, es heißt, das übernommene Erbe erst in harter Entwicklungsarbeit erwerben, um es wirklich zu besitzen.

Neben dieser so interessanten Geschichte des eigentlichen architektonischen Werkes, des sich mit innerer Notwendigkeit vollziehenden Entwicklungsganges raumkünstlerischen Gestaltens von der ersten über die zweite zur dritten Ordnung, vom Nebeneinander zur Einheit, zur höchsten künstlerischen Synthese aller sichtbaren Kultur, erscheint die Geschichte der stilistischen Form tatsächlich als etwas Nebensächliches, verhältnismäßig Gleichgültiges. Die Form ist eben die Sprache, deren sich der Architekt bedient, und selbstverständlich muß ich, wenn ich Gedanken ausdrücken will, die zur Anwendung gelangende Sprache richtig beherrschen, soll etwas Vernünftiges dabei herauskommen. Ich darf aber nie vergessen, daß ich unter vollkommener Beherrschung einer Sprache in ihr etwas sehr Dummes wie etwas sehr Kluges sagen kann.

Betrachten wir auf der Grundlage einer solchen Anschauungsweise vom Wesen der Baukunst die Entwicklungsgeschichte des deutschen Mittelalters, so werden wir zu dem manchem vielleicht überraschend erscheinenden, nach dem vorher Ausgeführten aber doch eigentlich logischen Ergebnis kommen, daß ihr raumkünstlerischer, also wesentlicher Höhepunkt im deutschen Osten liegt. Nirgends sonst auf deutschem Boden sind während des Mittelalters in dieser Richtung gleiche Ergebnisse erzielt worden wie hier, und nirgends kann man besser den Irrtum vorgeblichen romantischen und klassizistischen Gegensatzes, der auch heute noch jeden Ansatz zu gesunder Weiterentwicklung hemmt, überwinden lernen als durch ein verständiges, gewissenhaftes Studium unserer ostdeutschen Baukunst. Hier darf man getrost sagen: *Ex oriente lux*.

Zum Beweise dieser Behauptung wollen wir den Entwicklungsgang der drei Ordnungen der Baukunst während des deutschen Mittelalters in seinen charakteristischen Zügen von West nach Ost kurz verfolgen.

Als Bauaufgaben erster Ordnung kannte jene Zeit das Bauern- und Bürgerhaus, das Rathaus und die Kirche. Die Bauaufgaben zweiter Ordnung bilden die Klosteranlagen und Herrensitze nebst allem, was damit zusammenhängt; der dritten Ordnung gehören, wie immer, die Siedlungsanlagen an, das Dorf und die Stadt.

Am Anfang jeder Entwicklung steht das einfache Haus rechteckiger Grundrißanlage, also diejenige Form, bei der man eine verhältnismäßig große Grundfläche ohne zu große technische Schwierigkeiten überdachen kann. Ueber diesem Grundriß erheben sich senkrechte Wände, während der obere Abschluß durch mehr oder minder schräge, von den Längs-

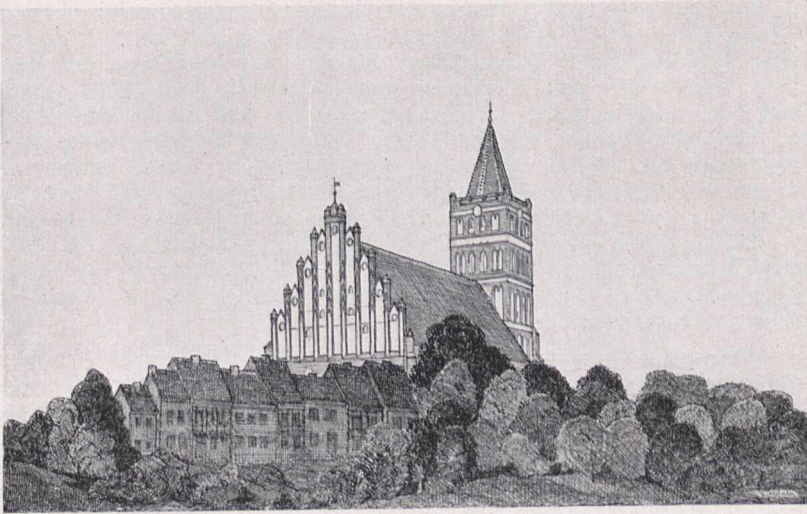


Abb. 24. Kirche in Friedland (Ostproußen)

wänden zur Mitte verlaufende Flächen abgeschlossen wird. Für die Verhältnisse Deutschlands kam dabei fast ausnahmslos nur ein sehr steiles Dach mit Giebel oder Walmabschluß an den Schmalseiten in Frage (Abb. 19). Die Aufschließung eines solchen Einraums erfolgt am einfachsten aus der Längsachse, denn ohne Zweifel läßt sich hierbei der Innenraum in allen seinen Teilen auf kürzerem Wege zugänglich machen, als wenn man den Eingang des Hauses in die Querachse legt. Nun gibt es von altersher zwei Möglichkeiten, ein solches Haus zu überdachen, das eine Mal mit der Kehlbalcken-, das andere Mal mit der Plettenkonstruktion (Abb. 21). Bei primitiver Ausbildung der letzteren gehen die die Pletten unterstützenden Ständer bis zum Erdboden herab, versperren also die Längsachse, während die Querachse freigehalten werden kann. Beim Kehlbalckendach bleibt die Längsachse immer frei, selbst wenn das Haus sehr breit wird, denn hier hilft man sich zu diesem Zwecke durch seitliche Anklappungen, um zu große Holzlängen zu vermeiden. Die Kehlbalckenkonstruktion ist die von altersher übliche in Niederdeutschland, darum hier das aus der Längsachse aufgeschlossene Haus (Abb. 18). Die Plettenkonstruktion dagegen ist von jeher in Oberdeutschland heimisch, daher hier das aus der Querachse aufgeschlossene Haus (Abb. 20). Ursprünglich diente dieses einfachste Haus wohl nur den Menschen zur Unterkunft, und die Feuerstätte befand sich möglichst gleichmäßig von den feuergefährlichen Wänden entfernt in der Mitte des Einraums. Sobald aber auch Vieh und Vorräte unter dem gleichen Dach Schutz finden sollten, mußte irgendeine Einteilung des zur Verfügung stehenden Raumes vorgenommen werden. Bei dem Längshause rückt dabei die Feuerstelle aus der Mitte nach der einen Giebelwand zu, und hier liegt so der für den Menschen vorbehaltene Raumteil. Der vordere Hausabschnitt bleibt in der Mitte Arbeitsstätte, die typische Tenne; rechts und links davon wird das Vieh untergebracht, die Vorräte kommen in den Dachboden. Damit haben wir das niedersächsische Haus in seiner ursprünglichen Form. Beim Querhause ist nicht genug Tiefe vorhanden,

um die Feuerstelle nach hinten zu verschieben, sie muß hier zur Seite der Aufschließungsachse rücken, die Mitte bleibt Tenne, und auf ihrer anderen Seite liegt der Stall. Damit haben wir das ursprüngliche oberdeutsche Haus, wie es bei den Alemannen und Bajuwaren noch heute deutlich festgestellt werden kann. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß auch das Haus des Franken und des Hessen-Thüringers ursprünglich genau so ausgesehen hat. Denn überall, wo sich im Gebiete dieser Stämme, sei es nun im Westen oder im östlichen Kolonisationsgebiet, primitive Verhältnisse erhalten haben, finden wir das ganze bäuerliche Anwesen mit Queraufschließung unter einem Dache vereint. Nur daß hier die Tenne meistens nach hinten gerückt wird und so die Reihenfolge Wohnteil, Stall, Scheune entsteht, ein Vorgang, der aber auch im alemannischen und besonders im bajuvarischen Gebiet zu verfolgen ist.

Wenn man dem niederdeutschen Haus dann später auch besondere Wohnräume anfügte, und der Wohnteil des oberdeutschen weiter unterteilt wurde, an der ursprünglichen einfachsten Gesamtgestalt nach Grundriß und Aufbau ist stets festgehalten worden. Wird das Innere solcher Häuser mit der Zeit auch immer komplizierter, so handelt es sich hier doch nie um eine ursprüngliche Vielheit, die allmählich zusammengeschweißt wurde, sondern um eine ursprüngliche Einheit, die eine immer stärkere Unterteilung erfuhr.

Die hier geschilderte Entwicklung ist die typisch südwestgermanische; im ausgesprochenen Gegensatz dazu steht die nordostgermanische und von ihr stark beeinflusste slawische. Hier kennt man die großen Einbauten nicht, sondern errichtet für jedes Bedürfnis besondere Bauten. So finden wir denn im Osten überall da, wo sich slawische Eigenart erhalten hat, eine mindestens aus drei Bauten (Wohnhaus, Scheune, Stall) bestehende Hofanlage. Hier ist auch noch als altes nordwestgermanisches Erbe die Vorlaube zu Hause, die der Westen als typisches Glied des Hauses nicht kennt. Ein interessanter Vorgang ist nun, daß sowohl die oberdeutschen als auch die niederdeutschen Siedler diese Vorlaube im Osten kennenlernen und hier mit Begeisterung übernehmen.

Aus diesem Bauernhause entsteht dann das städtische Wohnhaus, genau wie das Dorf sich zur Stadt auswächst. Anders kann der Vorgang gar nicht gewesen sein, denn die ländliche Kultur hatte im deutschen Mittelalter schon ganz bestimmte Formen ausgebildet, ehe eigentliche städtische Siedlungen entstanden. Aber auch diese konnten nach den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen zunächst ohne eine gewisse landwirtschaftliche Grundlage nicht bestehen, eine strenge Scheidung zwischen Dorf und Stadt und so auch zwischen Bauern- und Bürgerhaus bildet sich erst allmählich heraus. Nun steht im nieder- wie oberdeutschen Dorf das Haus senkrecht zur Straße, kehrt dieser also seine Schmalseite, seinen Giebel zu. So wird es in die Stadt übernommen. Zunächst bleibt eine kleine Lücke zwischen den Anwesen bestehen. Erst später rücken die Häuser unmittelbar aneinander, wobei das oberdeutsche Haus einen seitlichen Flur als Zugang erhalten muß. Charakteristisch für diese Anordnung ist der lange, in die Tiefe verlaufende First mit den zugehörigen Stockrinnen zwischen den einzelnen Gebäuden, und die sich mit ihrer Silhouette klar gegen den Himmel abhebende Giebelwirkung. Die alte Bauernhausanlage wird in der Stadt horizontal wie vertikal immer weiter unterteilt, ohne daß dabei der ursprüngliche Charakter des Einhauses mit seinem einfachen rechteckigen Aufbau verlorengeht. Die Enge der Stadt bringt

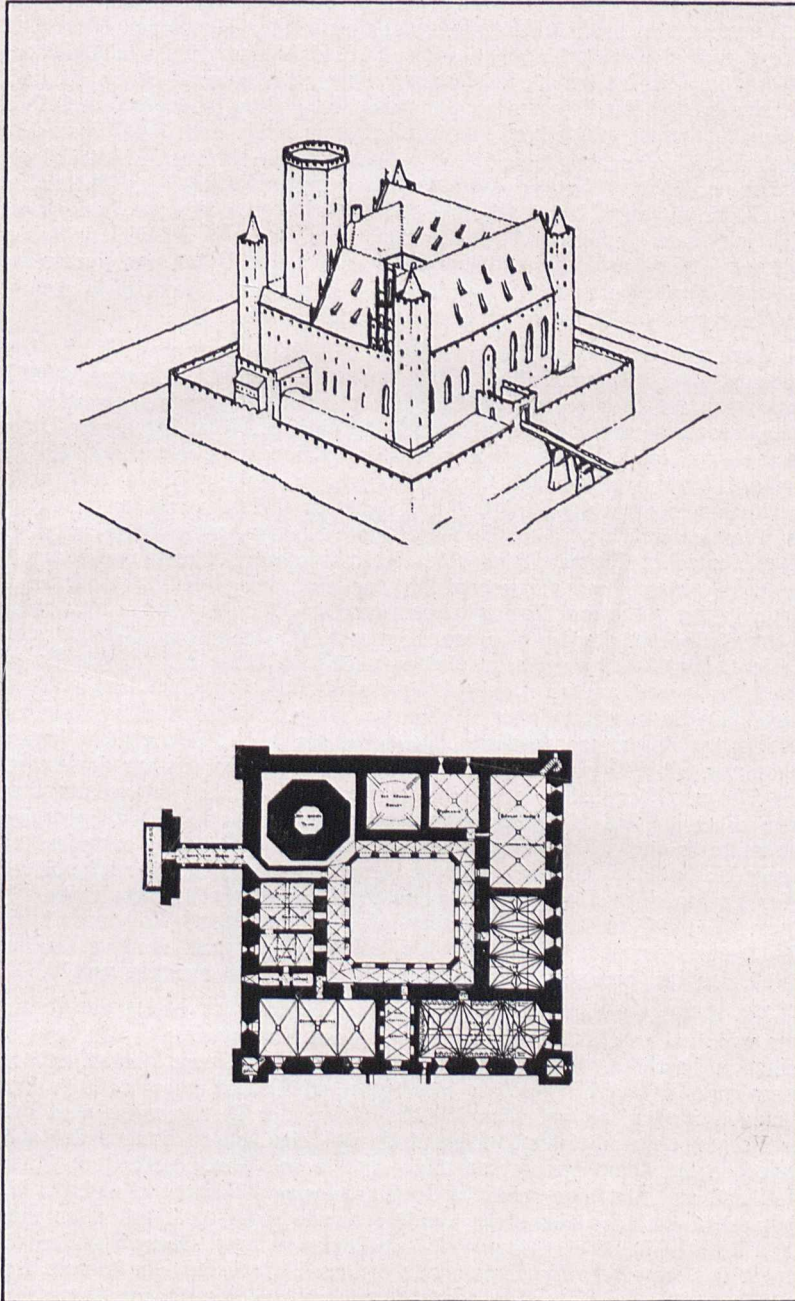


Abb. 25. Schloß Rheden (Westpreußen)

es nur mit sich, daß die Häuser hier schmaler werden, dafür aber das Verlorene durch größere Höhenentwicklung wieder einzuholen suchen. In West- und Süddeutschland werden die städtischen Wohngebäude sehr lange, zum Teil bis ins 18. Jahrhundert hinein, fast ausschließlich als Fachwerkbauten in Holz konstruiert. Im Osten, besonders im deutschen Ordensgebiet, geht man viel früher und in stärkerem Maße zum Massivbau über. Hierbei spielt das handliche, leicht zu gewinnende Backstein-Material eine besondere Rolle. Gerade diese östlichen Bürgerhäuser des Mittelalters mit ihrem strengen Vertikalismus und gestaffelten oder gar horizontalen Giebelabschluß stellen das Monumentalste vor, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Alle zur Unruhe neigenden Zutaten wie Erker und dergleichen fehlen hier vollständig, nur die einfachste Erscheinungsform wird in strenger architektonischer Gliederung herausgearbeitet (Abb. 22).

Auch das Haus der Gemeinde ist im Mittelalter ursprünglich absoluter Einraum, sehr früh wird dieser aber horizontal geteilt. Die untere Hälfte dient dann Marktzwecken, während die obere den Versammlungssaal der Gemeindevertretung enthält. Später finden dann auch im Ober- wie Untergeschoß weitere Abtrennungen einzelner Räume statt, ohne daß für das Äußere jemals, genau wie beim Bürgerhaus, die einfachste rechteckige Erscheinungsform aufgegeben wird. Höchstens löst sich von der Baumasse ein Treppenturm ab, der aber stets eine streng axiale Stellung erhält. Im ostdeutschen Kolonisationsgebiet fehlt aber auch dieser meistens, und der große längliche Rathausbau ist hier fast überall freistehend, häufig genau in der Mitte des Marktplatzes angeordnet. Leider haben sich später an ihn vielfach Verkaufsbuden angeschlossen, die dann noch später zu einer regelmäßigen Zutat wurden, so daß das Rathaus heute oft vollständig eingekeilt zwischen andern Baulichkeiten steht, die den einst viel größeren Marktplatz in unerfreulicher Weise verbauen. Ueber dieses einfachste Rathaus ist das ganze deutsche Mittelalter im wesentlichen nicht herausgekommen (Abb. 23). Die einzige Ausnahme bildet eigentlich nur das Rathaus von Thorn. Hier haben wir eine große quadratische Anlage um einen entsprechenden Hof. Im Erdgeschoß ziehen sich mitten durch die einzelnen Bauakte breite Mittelgänge, zu deren beiden Seiten Verkaufsstände angeordnet sind. Im oberen Hauptgeschoß reiht sich eine Flucht von Sälen aneinander. Das Ganze macht einen ausgesprochen modernen Eindruck. Tatsächlich liegt hier aber ein Unikum vor. Es handelt sich dabei gewissermaßen um ein in die Stadt verpflanztes Deutsch-Ordensschloß, das den besonderen städtischen Bedürfnissen angepaßt wurde.

Die dritte einräumige Bauaufgabe des Mittelalters bildet die Kirche; aber während es sich beim Bürger- und Bauernhaus wie dem Rathaus um Aufgaben handelte, die ganz aus eigenen Bedürfnissen heraus geboren waren und so auch räumlich von vornherein ihre ganz selbständigen Lösungen fanden, so war das Mittelalter bei der Kirche mit einem Erbe der Vergangenheit belastet. Man übernahm hierfür den Bautyp der spät-römischen Basilika, eine dreischiffige Anlage mit höher geführtem Mittelschiff und selbständiger seitlicher Lichtzuführung. Dieses an und für sich schon nicht einfache räumliche Gebilde wurde dann noch mit allen möglichen Zutaten belastet, Querschiff, Kapellenkranz usw. Kein Wunder, daß hiermit das räumliche Ergebnis zunächst kein einfachstes sein konnte. Sein komplizierter Aufbau wurde aber noch viel unklarer mit dem Augenblick, als die konstruktive Erfindung der Strebebögen und Strebebögen hinzutrat, und diese Dinge den schon so unruhigen Baukörper als selbständige

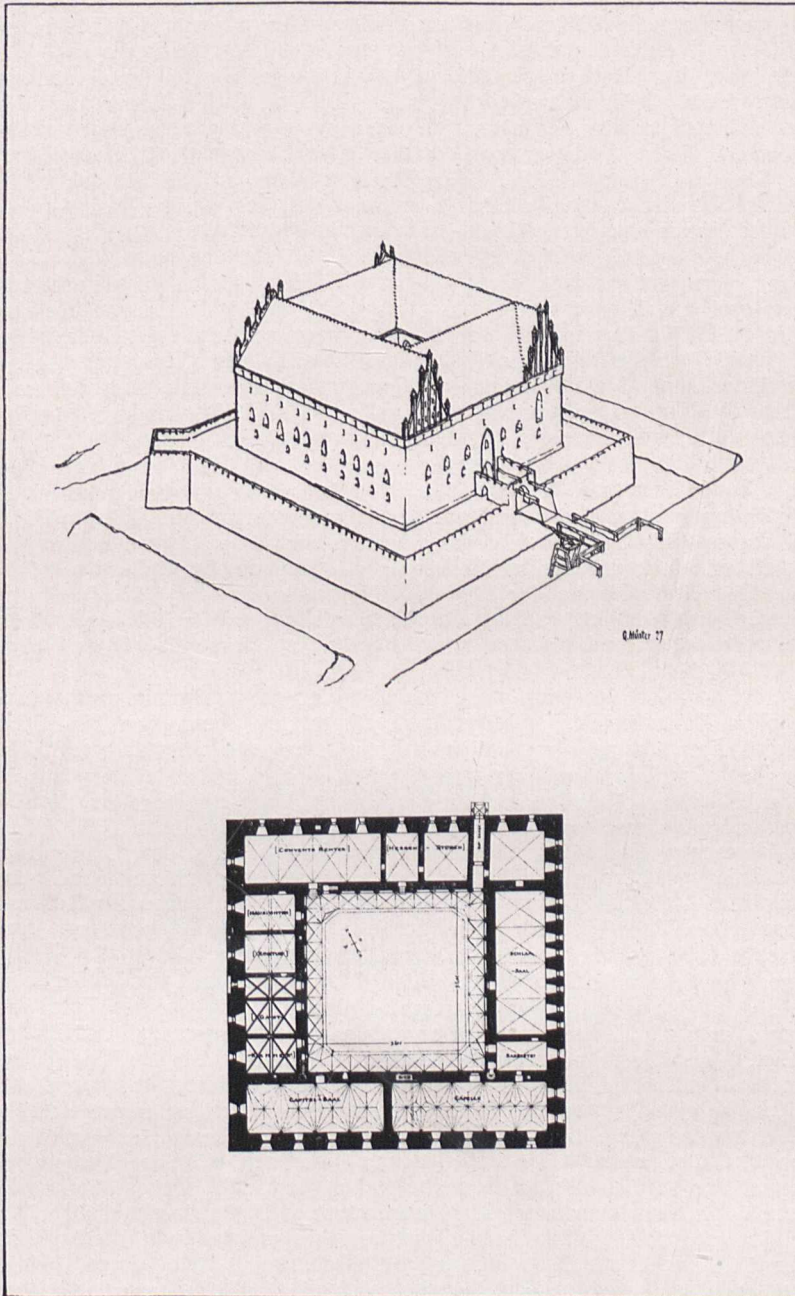


Abb. 26. Schloß Ragnit (Ostpreußen)

Glieder umwucherten. Das Innere ließ sich dadurch ja immer weiträumiger und großzügiger gestalten, ohne seine einheitliche räumliche Wirkung zu verlieren. Von außen dagegen konnte von einer solchen kaum noch die Rede sein, hier löste sich alles zu einer mystischen, unklaren, seltsam phantastischen Silhouettenwirkung auf. Halt gab der Sache nur der Umstand, daß man in der Längsrichtung meist eine klare Symmetrieachse beibehielt. Vom Turmpaar des Westens über Längsschiff, Querschiff und den Chor mit seinen vielen Anhängseln läuft diese als Leitlinie durch das sonstige Gewirr des verwickelten Aufbaus unserer großen Kathedralen. Es wird immer eine der größten Taten deutscher mittelalterlicher Baukunst bleiben, wie schließlich doch klarer räumlicher Gestaltungswille dieser Auflösung Herr wurde. Das Ergebnis dieses Sieges ist die Hallenkirche mit ihren drei gleich hohen Schiffen, die typische städtische Pfarrkirche des späteren Mittelalters. In dieser kommen nach wie vor alle Bedürfnisse zu ihrem Recht, werden nach wie vor alle technischen Errungenschaften mittelalterlicher Gewölbetechnik voll ausgenutzt, aber die letzteren verpuffen nicht mehr größtenteils nach außen in die Luft, sondern kommen restlos der Erweiterung des räumlichen Gesamtgebildes zugute. Die Strebe Pfeiler werden nach innen gezogen, das Querschiff fällt weg, der Chor wird ebenso breit wie der Hauptbau und erhält einen gradlinigen Abschluß usw. So entsteht schließlich auf einfachster rechteckiger Grundrißanordnung ein ebenso einfacher, geschlossener Aufbau, und es wird von neuem der Beweis geliefert, daß die im Verhältnis zur Bauaufgabe einfachste räumliche Gestalt immer wieder die erste Voraussetzung für höchste Monumentalwirkung bildet. Selbst die Turmanlagen geben jedes räumliche Sonderdasein auf und wachsen organisch aus dem Gesamtbaukörper heraus (Abb. 24).

Viel schwieriger liegen die Dinge bei den von vornherein mehrräumig gestellten Bauaufgaben des Mittelalters, Kloster und Herrensitz. Hier setzt sich die Entwicklung zur räumlichen Einheit nur sehr allmählich und sehr spät durch. Man kann aber das Streben, das allmähliche Vorwärts in dieser Richtung überall deutlich verfolgen. Dem unregelmalten Nebeneinander um einen Innenhof folgt bei Kloster wie Herrensitz eine immer geschlossener Umbauung dieses inneren Raumes, bis das Ganze zum Schluß ein von innen wie außen klares räumliches Gebilde wird. Am einfachsten ist dieser Vorgang bei den Bauten des deutschen Ritterordens festzustellen, da hier beide Bauaufgaben in eins zusammenfallen. Der deutsche Ritterorden war eine geistige Kongregation, zugleich aber waren seine Mitglieder eben Ritter, und so handelte es sich bei den Wohnsitzen, die sie sich anlegten, um Klöster und Herrensitze zu gleicher Zeit. So können wir die Entwicklung dieser beiden Bauaufgaben zur räumlichen Einheit hier an ein und demselben Objekt verfolgen. Die bauliche Tätigkeit des Ordens erstreckte sich über zwei Jahrhunderte, und wenn das Mittelalter eine Fortentwicklung seiner räumlichen Auffassungsart tatsächlich gekannt hat, so muß sie sich nirgends besser nachweisen lassen als hier, und dies ist auch für die einzelnen Bautypen wie ihre Zusammenfassung zur städtebaulichen Einheit deutlich der Fall. Schon die vorhin geschilderte Entwicklung der Kirchenanlagen zur höchsten räumlichen Einheit ist nirgends so folgerichtig durchgeführt worden wie hier. Dem entspricht genau die Entwicklung der Ordensburg. Bei deren Anlage kann man von vornherein feststellen, daß die Ordensherren durch ihre Tätigkeit im Morgenlande so manches gelernt hatten. Die Ordensburgen sind von vornherein geschlossene, meist ziemlich quadratische Anlagen um

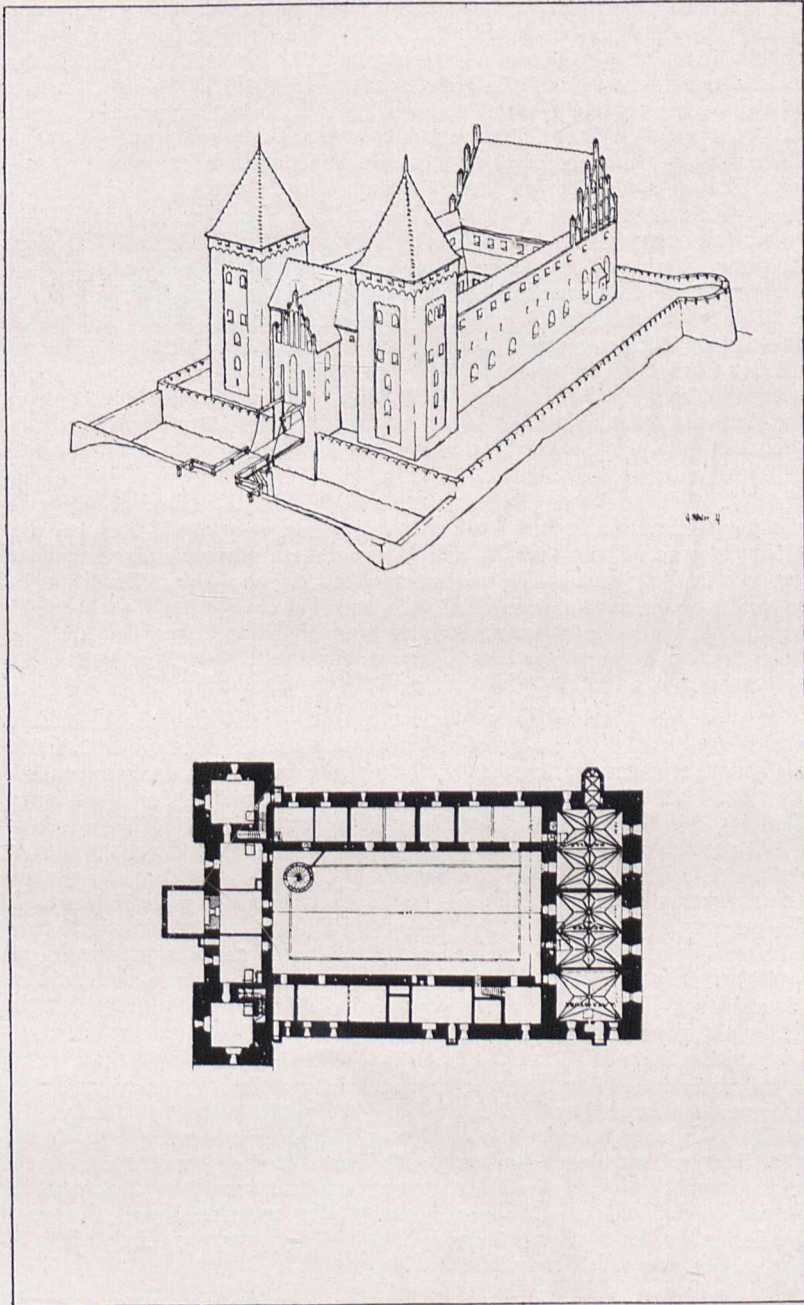


Abb. 27. Schloß Neidenburg (Ostpreußen)

einen entsprechenden Hof. Dabei ist das Uebliche zunächst die Anordnung von vier Ecktürmchen, zu denen aber, einer alten Tradition folgend, immer noch ein Turm von größeren Abmessungen tritt. Es ist der Bergfrit der mittelalterlichen Burg, der letzte Zufluchtsort in höchster Bedrängnis, der auch dann noch verteidigt wird, wenn schon die übrige Burg in die Hände der Feinde gefallen ist. Dieser aus der einen Ecke der sonst so regelmäßigen Anlage mächtig herauswachsende Baukörper bildet zunächst das größte Hindernis für eine einheitliche räumliche Erscheinung der Gesamtanlage (Abb. 25). Aber dieser Turm wird in der späteren Zeit häufig ganz aufgegeben, und damit ist dann die Bahn frei zu einer vollständig klaren Gestaltung der Anlage. Entweder wird dann diese in ihrer rein quadratischen Masse belebt und bekrönt durch vier Ecktürme, oder auch diese fallen weg, und den Hauptschmuck des Aufbaus bilden vier Giebel, die entsprechend den auf zwei parallelen Flügeln durchschießenden Dächern zwei gegenüberliegende Fronten beiderseits bekrönen (Abb. 26). Aber neben dieser rein quadratischen Anlage gibt es dann auch eine ins Längliche gezogene, wo aus der Situation heraus eine besondere Verteidigungsrichtung gegeben und diese entsprechend betont wird. Dann ist eine ausgesprochene Symmetrieachse in dieser Richtung vorhanden, und die Burg erhält nach der Feindseite zu besonders starke Abwehranlagen, wie wir das bei der Neidenburg mit ihrem mächtigen, gegen die Grenzwildnis ragenden Turmpaar in vorzüglicher Weise durchgeführt sehen (Abb. 27). Hier ist alles auf strengste räumliche Einheit, nach klarer Symmetrieachse eingestellt, und es dürfte wirklich schwer sein, im räumlichen Gestaltungsprinzip solcher Anlagen auch nur den geringsten Unterschied gegen die Schaffensart der Barockzeit festzustellen.

Zum Beweise dieser Behauptung ist in Abb. 28 das Schloß Neidenburg von 1400 und in Abb. 29 die Klosteranlage Melk a. d. Donau von 1700, beide in gleicher Entwicklungsrichtung hoch über einem Wasserspiegel tronend, dargestellt. Ich sollte meinen, das Uebereinstimmende in der räumlichen Auffassung, das Fehlen auch des geringsten romantischen Einschlags in beiden Anlagen müßte jedem in die Augen springen. Gewisse Gegensätze zwischen beiden Bildern sind allerdings vorhanden, die aber mit dem räumlichen Gestaltungsprinzip an sich nichts zu tun haben. Ebenso wie die Neidenburg als Festungsanlage sich gegen die Feindseite aufs stärkste abschließt, ebenso öffnet die Klosteranlage sich nach vorn, die frommen Besucher freundlich zum Nähertreten einladend. Der andere Unterschied besteht im Formalen, bei dem Barock-Kloster eine reiche phantastische Komposition in der damals beliebten Formenwelt. In Neidenburg äußerste Beschränkung im formalen Detail überhaupt, und dieses Wenige gehalten in der ersten strengen Sprache mittelalterlicher Backsteinkunst. Ich glaube, es kann zugleich kein besseres Beweisbeispiel dafür geben, wie verhältnismäßig gleichgültig gegenüber den raumkünstlerischen Werten die formale Sprache ist, deren man sich dabei bedient. Nur wäre zu bemerken, daß wir heute nach einer Formenhetze von drei Menschenaltern entsprechend formenmüde geworden sind, und uns dadurch zurzeit die mittelalterliche Formeneinfachheit und Herbheit wohl mehr liegt als der noch so genial durchgeführte Schwung und Schwulst der Barockzeit.

Genau das gleiche, was wir hier bei den einzelnen Bautypen kennengelernt haben, wiederholt sich im mittelalterlichen Städtebau, der in immer folgerichtigerer Weise diese Zellen zu räumlich klaren und einheitlichen

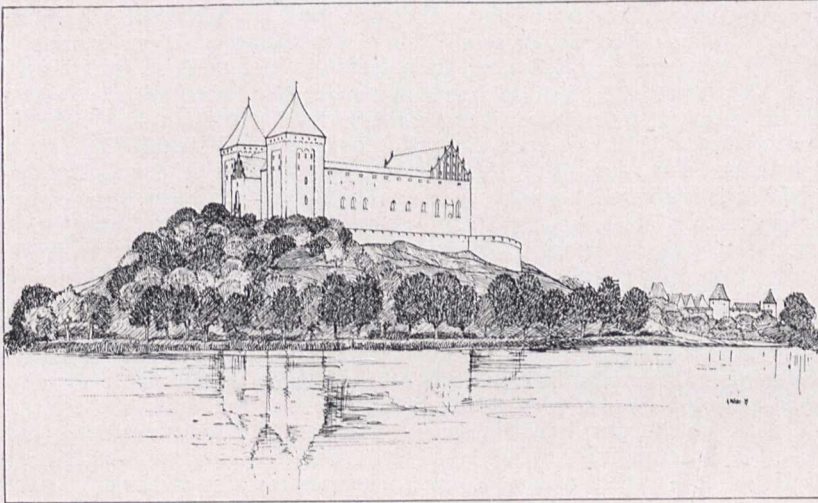


Abb. 28. Schloß Neidenburg (Ostpreußen)

Siedlungsanlagen zusammengeschweißt hat. Einem an sich richtigen Schema nach gibt es in der städtebaulichen Entwicklung drei Stufen; die gewordene Stadt, die geplante Stadt und die entworfenen Stadt. Von diesen dreien wird aber im allgemeinen die letzte Stufe in der nachantiken Entwicklung erst der Renaissance zugeschrieben. Es kann aber, wie schon ausgeführt, nichts Einseitigeres geben als den Zeitpunkt, wo man anfang, bewußt wieder antike Formen nachzuahmen, als eine allgemeine Wende der künstlerischen Anschauung aufzufassen. Hier gibt es ganz allmähliche Uebergangsstufen, und viele Dinge waren schon angebahnt, wenn nicht im wesentlichen fertig, die die landläufige Anschauung als abhängig oder identisch mit dem Beginn der formalen Renaissance setzt. Und so liegt auch die Grenze zwischen der geplanten und entworfenen Stadt nicht hier, sondern weiter vorwärts. Diese Tatsache bildet den besten Beweis dafür, daß es keine, das Mittelalter und die Renaissance scheidende, grundsätzlich verschiedene Anschauung über räumliches Gestalten im einzelnen wie im ganzen gibt.

Im deutschen Mittelalter herrscht zunächst die rein gewordene Siedlungsanlage in der ländlichen wie städtischen Entwicklung vor. Der deutsche Bauer, gebunden an die Verfassung der Markgenossenschaft, besitzt im allgemeinen keinen zusammenhängenden Grundbesitz. Dieser wird in einzelnen Streifen auf eine große Zahl von Gewannen verteilt. Das selbstverständliche Ergebnis ist, daß er nicht im Einzelhof, sondern mit anderen Markgenossen zusammen im Dorfe wohnt. Dies Zusammenwohnen wird aber nicht systematisch organisiert, die Gehöfte ballen sich ziemlich regellos aneinander. Man hat solche Anlagen, wie sie für das ganze Gebiet zwischen Rhein und Elbe mit wenigen Ausnahmen typisch sind, mit Recht das Haufendorf genannt. Nicht viel anders entstehen die ersten Städte, sie wachsen aus verschiedenen Einheiten, Bischofsitz, Herrenhof, Markgenossenschaften und ähnlichem erst allmählich in den Begriff Stadt hinein. Und dies allmähliche Werden spiegelt sich auch in der Unregelmäßigkeit

der Anlagen als Ganzem wieder. Erst mit dem 12. Jahrhundert beginnen systematischere Neuanlagen von Dörfern wie Städten. Diese werden in ihrem Kern aus einem Guß geschaffen, und hier gibt es denn auch bereits eine Planvorstellung, nach der verfahren wird. Nur haben spätere Zutaten häufig diese ursprüngliche Planmäßigkeit stark mit ihren Zufälligkeiten überwuchert. Wie weit man allmählich aber in der Planmäßigkeit schon gekommen war, das sieht man deutlich, sobald man in das Gebiet der Kolonisationstätigkeit kommt. Hier gibt es so gut wie keine gewordenen Anlagen mehr, alles ist planmäßig geschaffen, nur darf man dabei nicht vergessen, daß die damaligen Mittel, einen klar gedachten Plan in die Tat umzusetzen, sehr primitiv waren, und auch sonst so manche Zufälligkeiten und Nebenwirkungen möglich blieben, die das Ergebnis leicht trüben konnten. Gibt man sich aber die Mühe, die Siedlungsanlagen des Ostens vergleichend zu studieren, so ist es nicht schwer, das einfache Schema herauszuschälen, nachdem im allgemeinen verfahren wurde, und demgegenüber die vorhandenen Abweichungen nichts Gewolltes sind, sondern nur auf nicht überwundenen Hinderungen verschiedenster Art beruhen. Das gedachte Schema schwebt wie eine platonische Idee über diesen Dingen, es ist nur sehr selten gelungen, ihr vollständig nahe zu kommen.

Ich möchte im folgenden zunächst das Schema der ländlichen und städtischen Siedlungsanlagen geben, wie es sich aus den ungezählten vorhandenen Beispielen herausarbeiten läßt, um dann zum Beweise, daß dieses keine künstliche Konstruktion ist, aus den verschiedenen Kolonisationsgebieten des Ostens Beispiele vorzuführen, die zeigen werden, daß tatsächlich überall die gleiche Plansystematik vorlag, und daß wirkliche Abweichungen davon nur die Ausnahme bilden.

Das Idealschema des Dorfes ist eine ovale Anlage (Abb. 31). Sie liegt an einer durchgehenden Straße, deren Ränder am Dorfeingang ausschwingen und eine länglich runde Fläche umgeben, um sich dann am entgegengesetzten Ausgang wieder zur normalen Straßenbreite zusammenzuschließen. An den ausgeschwungenen Straßenseiten liegen die bäuerlichen Gehöfte mit wesentlich gleichen Breiten aneinandergereiht; in der mittleren Fläche ist die Kirche vom Friedhof umgeben angeordnet, dazu unter Umständen das Pfarrhaus und später auch noch Krug und Schule. Was übrig bleibt, ist Versammlungsort der Gemeinde, und hier liegen auch die Dorfteiche zum Tränken des Viehs. Entsprechend der rundlichen Form des inneren Dorfkerns bekommt die Anlage auch nach außen die Form eines Ovals, die sich ursprünglich scharf gegen das Außengelände abhob, weil die Dörfer einheitlich mit Schutzhecken, Bretterzäunen oder Palisaden zum Schutze gegen Ueberfälle abgeschlossen waren. Abweichungen von diesem Schema kommen nur vor, indem entweder der Dorfkern zu nicht viel mehr als einer breiten Straße zusammenschumpfen kann, oder solche Anlagen bekommen eine ausgesprochen runde Form da, wo sie nicht an einer durchlaufenden Straße angeordnet sind, sondern am Ende einer Zweigstraße liegen. Man spricht hierbei vom Angerdorf, vom Straßendorf und vom Rundling. Eine Besonderheit des Kolonisationsgebietes des deutschen Ordens bilden Angerdörfer, die keine runde Form haben, sondern wo an Stelle des Ovals eine ziemlich streng rechteckige Form vorgezogen wurde, ein Vorgang, dessen Wiederholung wir bei der Stadtanlage des deutschen Ordens sehen werden. Ein Blick auf die Meßtischblätter des deutschen Ostens zeigt, daß solche Anlagen tatsächlich die Regel bilden, nur ist heute die äußere einheitliche Umrandung meist verlorengegangen.

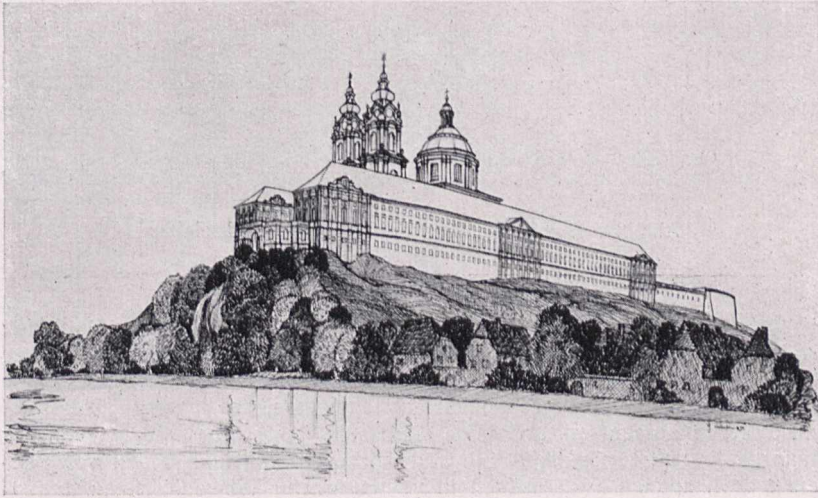


Abb. 29. Kloster Melk an der Donau

Hervorgehoben werden muß die gute räumliche Wirkung des Inneren wie Äußeren eines solchen Dorfes (Abb. 34). Der Dorfanger, umgeben von hohen Bäumen, zeigt eine prachtvolle Geschlossenheit, das Ganze hebt sich als einheitliches Gebilde klar von seiner Umgebung ab und zeigt mit der hochragenden Kirche in der Mitte einen von außen nach innen zu gestaffelten Aufbau.

Aus dieser Dorfanlage entsteht nun die kleinste Stadt dadurch, daß die beiden Zwickel des Dorfangers bebaut werden, so daß sich zwei innere Baublöcke bilden, zwischen denen die Mitte des alten Dorfangers als Marktplatz bestehen bleibt (Abb. 32). Auf diesem ist das Rathaus angeordnet, während die Kirche innerhalb des einen der beiden neuentstandenen Baublöcke ihre alte zentral-axiale Stellung in der Anlage beibehält. Die kleinste Stadt besteht so nur aus zwei Straßen, die sich an einem Stadtor gabeln, um sich am anderen ebenso wieder zusammenzuschließen. Entlang der Stadtmauer streicht eine schmale Gasse, die erstere und zugleich die äußeren Baugrundstücke von hinten aus zugänglich macht. Von dieser Mauergasse führen ab und zu schmale Verbindungsgäßchen nach den beiden immer stattlich breiten Längsstraßen. Von letzteren und dem Marktplatz geht allein die Bodenparzellierung aus, während die Anlage der Quergassen in erster Linie aus verkehrstechnischen Gründen vor allem bei der Verteidigung zu erklären ist. Die wehrhafte Mannschaft versammelte sich in Fällen der Gefahr auf dem Marktplatz, um sich von hier aus auf die Stadtmauer zu verteilen. Es ist dies genau das gleiche Prinzip, wie wir es später bei der zentralen polygonalen Festungsanlage der Vaubanschen Zeit ganz ähnlich, nur noch systematischer, durchgeführt finden. Was die Art der Bevölkerung einer solcher Stadt betrifft, so tritt der ursprünglich vorhandene Zustand, daß mit jeder Bürgerstelle auch eine Ackernahrung verbunden war, allmählich zurück. Die Beschäftigung der Bevölkerung differenziert sich. Ein Teil kann schon ganz vom Handwerk oder Handel leben, ein anderer dagegen behält den landwirtschaftlichen Nebenbetrieb



Abb. 30. Der Stadtaufbau Neidenburgs im Mittelalter

in stärkerem Maße bei. Für die Verteilung beider Schichten im Stadtplan ergibt sich da ganz von selbst, daß der gewerbliche Teil die beiden inneren Blöcke besetzt, während der andere in der Außenzone wohnt. Hier können die Grundstücke leicht größere Tiefen bekommen, am hinteren Teil Stall und Scheune aufnehmen, und diese sind dann durch eine Einfahrt von der Mauergasse aus zugänglich. So trägt dieser Stadtgrundriß den verschiedenen vorhandenen Bedürfnissen in vollkommener Weise Rechnung.

Das raumkünstlerische Ergebnis bei diesen Anlagen ist ganz hervorragend und könnte, wenn der raumgestaltende Wille hier das Primäre gewesen wäre, nicht besser ausfallen (Abb. 35). Zunächst das Innere; da haben wir eine Folge wunderbarer geschlossener Raumbildungen, beim Eintritt gleich den Torplatz; ob man von außen oder innen kommt, immer schließt sich seine Wirkung einheitlich zusammen. Nach der einen Seite der wunderbare Eindruck des von schräg zusammenlaufenden Wandflächen eingerahmten Turmes, auf der anderen die Straßengabelung, in der Mitte betont durch ein breitvorgebautes Haus. Rechts und links davon die Einblicke in die Straßen, die durch ihre Schwingung wieder einen guten räumlichen Abschluß erhalten, das Ganze bekrönt durch den aus der Mittelachse hervorragenden Kirchturm (Abb. 42). Im Weiterschreiten behalten die Straßen fortgesetzt ihre Geschlossenheit, dann öffnet sich der Blick auf den den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildenden Marktplatz. Auch dieser ist ein Muster strenger Geschlossenheit, da er zwischen zwei Straßen angeordnet ist, die ja gar keine Zerreißung des einheitlichen Bildes bedingen können, solange keine breiten Querstraßen gleichzeitig auf die Platzecken zulaufen. Das ist hier nicht der Fall, da die Quergassen so schmal gehalten sind, daß sie in den Straßen- und Platzfluchten überhaupt nicht als Oeffnungen wirken. Und dieser geschlossene mittlere Platz mit seinen ausgezeichneten Verhältnissen wird nun wieder in monumentaler Weise beherrscht durch die sich gegenüberliegenden Baumassen des Rathauses und des aus dem Blockinneren hoch hervorragenden Kirchenbaus (Abb. 43). Dazu sind die Platzwandungen vollkommen einheitlich gestaltet; die Bürgerhäuser bilden einen Typ von ungefähr gleicher Breite und gleicher Höhenentwicklung mit entsprechendem Giebelabschluß. Die kleinen Detailunterschiede, die in der Durchbildung der einzelnen Häuser vorkommen, spielen daneben gar keine Rolle; für die räumliche Wirkung setzt sich die Platzwand aus einer einheitlichen Reihung gleichmäßiger Einheiten zusammen. Dieser Klarheit der inneren räumlichen Wirkungen entspricht der äußerliche Aufbau derartiger Siedlungsanlagen. Zunächst sind sie vom äußeren Gelände durch die scharfe Kontur ihrer Maueranlagen abgeschlossen; diese bilden einen ausgesprochen ornamentalen Kranz. An

den beiden Spitzen des ovalen Gebildes die kräftigen Tortürme, dazwischen der Mauerring in regelmäßigem Abstände besetzt mit den Weichhäusern, dazu bestimmt, das zwischen ihnen liegende Mauerstück seitlich bestreichen zu können. Ueberragt wird der Mauerzug von der Silhouette der Giebelhäuser mit ihren gleichmäßig verlaufenden Dachfirsten, und das

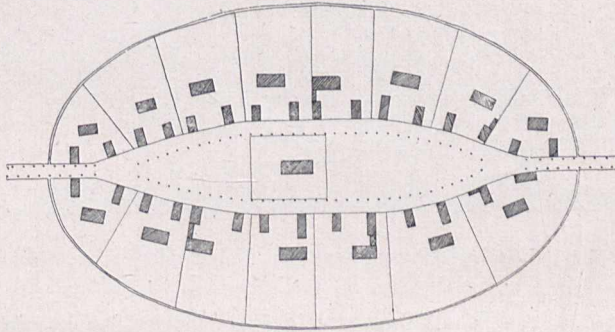


Abb. 31. Typus eines ostdeutschen Kolonialdorfes im Mittelalter

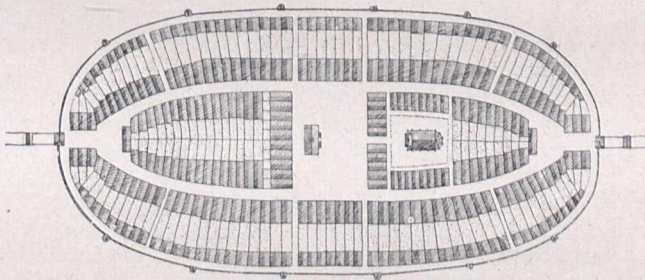


Abb. 32. Typus einer ostdeutschen Kolonialstadt im Mittelalter

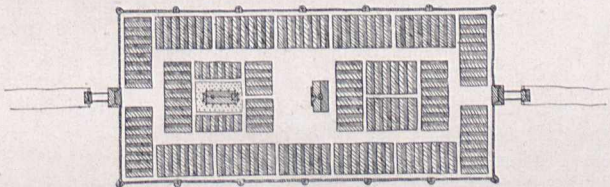


Abb. 33. Typus einer mittelalterlichen Stadt im Deutsch-Ordensgebiet

Ganze bekrönt als Abschluß eine starke Mittelbetonung, die sich durch den Rathaus- und noch mehr durch den Kirchenbau mit seinem stolzen Turm ergibt. Die beste räumliche Phantasie könnte innen und außen kein klareres und charakteristischeres Kunstwerk gestalten, als es sich hier zunächst einmal ganz von selbst aus der sachlichen Erfüllung gegebener Anforderungen entwickelt hat.

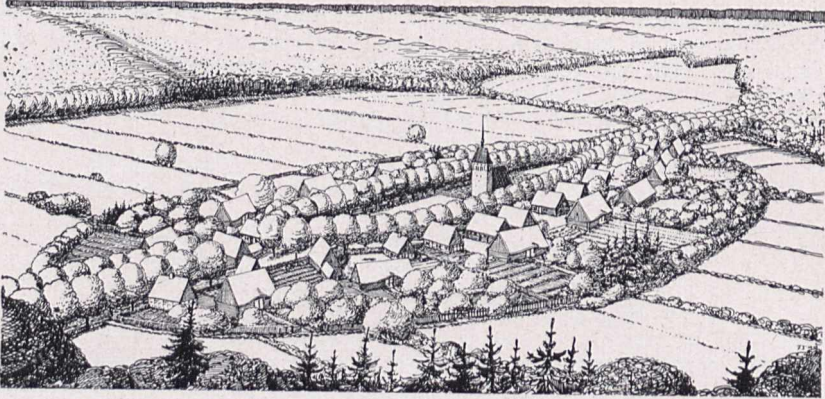


Abb. 34. Idealanlage eines ostdeutschen Kolonialdorfes im Mittelalter

Soll eine solche Stadtanlage nun größer werden, so besteht, solange sie noch zwei Straßen behält, nur die eine Möglichkeit, sie in die Länge zu ziehen. Dies würde aber bald ein sehr merkwürdiges engbrüstiges Gebilde ergeben. Es muß auch eine Verbreiterung in der Querrichtung stattfinden; dies ist aber nur möglich, wenn ein neuer Straßenzug hinzukommt, wenn aus dem Zweistraßentyp ein Dreistraßentyp wird. Dann ist eine Mittelstraße vorhanden und symmetrisch dazu verlaufen zwei seitliche. An dem Charakter der Anlage in ihrer typischen Längsentwicklung ändert sich damit nichts. Was den Marktplatz anbetrifft, so erstreckt dieser sich dann am einfachsten von der einen der Seitenstraßen über die Mittelstraße bis zur anderen Seitenstraße. Will man nun jetzt Rathaus und Kirche ihre beherrschende zentralaxiale Stellung belassen, so ergibt es sich ganz von allein, sie jetzt in der Querachse anzuordnen, indem man sie einander auf den beiden Seiten des Mittelplatzes gegenüberstellt. Im übrigen bleibt alles beim alten, die verdoppelten mittleren Baublocks sind am geeignetsten für Unterbringung der handel- und gewerbetreibenden Bevölkerung, die seitlichen für landwirtschaftliche Betriebe.

Genügt auch eine solche Anlage noch nicht dem Bedürfnis für die Unterbringung der vorhandenen Siedler, so wird der Dreistraßentyp zum Vierstraßentyp erweitert, und wieder bleibt alles übrige beim alten. Rathaus und Kirche bekommen naturgemäß am einfachsten wieder ihre Anordnung in der Längsachse entsprechend dem Zweistraßentyp. Eine Schwierigkeit entsteht jetzt nur dadurch, daß es etwas viel wird, die in das Tor einmündende Landstraße mit einem Male vierfach zu spalten. Der äußere Straßenzug muß dazu etwas ringförmig werden, und am einfachsten löst sich dann die Straßenverästelung, wenn man die Tore nicht in der Mittelachse anordnet, sondern beiderseits als Abschluß der mittleren Hauptstraßen versetzt. Will man noch weitergehen, so kann man sich in logischer Weiterentwicklung einen Fünf- oder Sechs-Straßentyp denken, wobei es naheliegt, daß, je mehr die Straßenzahl vermehrt wird, die Anlagen etwas immer Breiteres, Kreisförmiges bekommen.

Statt der rundlichen Form, von der wir bisher immer ausgegangen sind, läßt sich aber vom einfachsten bis zum reichsten Glied der Entwicklungskette eine rechteckige Anlage denken, ohne daß damit am ganzen Ge-

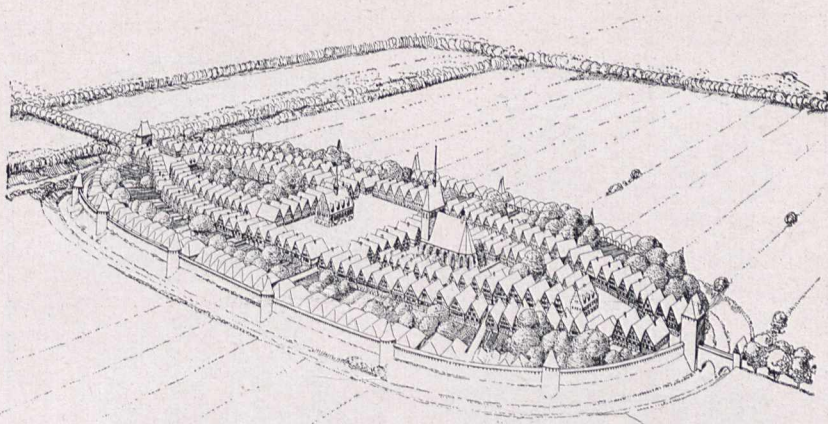


Abb. 35. Idealanlage einer ostdeutschen Kolonialstadt im Mittelalter

staltungsprinzip etwas Grundsätzliches geändert würde. Tatsächlich hat der deutsche Orden, wie schon erwähnt, bei seinen sämtlichen Siedlungsanlagen, handle es sich nun um Stadt oder Dorf, derartige rechteckige Formen bevorzugt. Vermutlich geschah dies unter dem Einfluß der Erfahrungen und Kenntnisse, die er im Orient in sich aufgenommen hatte. Abbildung 33 zeigt einen Zweistraßentyp, ganz systematisch rechteckig gestaltet; man sieht daraus deutlich, daß das Wesentliche genau das gleiche wie vorher bei der geschwungenen Straßenführung bleibt. Diese Abbildung zeigt dann aber noch eine weitere Besonderheit. Bei dem entwickelten Stadtschema hatten die nach außen gelegenen Baugrundstücke vor denen der inneren Blocks den großen Vorteil voraus, daß sie durch die Mauergasse von hinten zugänglich waren. In Abbildung 32 ist dieser Vorteil nun auch auf die Innenblöcke dadurch übertragen, daß man hier systematisch Hintergassen eingefügt hat, die je nach der Art der Aufteilung die Baublöcke quer oder längs aufschließen und damit jedes einzelne Grundstück von seiner Hinterseite aus zugänglich machen. Tatsächlich konnte auf diese Weise ein sehr tiefes Haus entwickelt werden, das von der Hintergasse aus Luft und Licht erhielt, so daß unter Umständen ein Verzicht auf jede Hofbildung möglich war. Derartige systematisch angelegte Hintergassen finden sich im deutschen Ordensgebiet sehr häufig, noch stärker und konsequenter wurden sie vielleicht in Schlesien durchgeführt. In den übrigen östlichen Provinzen findet sich verhältnismäßig selten eine Spur davon.

In den Abbildungen 36—41 werden nun Beispiele des bisher theoretisch entwickelten Idealschemas vom Ein- bis Sechsstraßentyp gegeben. Diese Beispiele sind den Provinzen Brandenburg, Ostpreußen, Schlesien und Pommern entnommen. Ihre Nebeneinanderstellung wirkt überzeugend genug, ohne daß es nötig wäre, zu jedem einzelnen etwas Besonderes zu bemerken. Auch das Rechteckige der ostpreußischen Anlagen tritt deutlich hervor. Nur auf Folgendes sei aufmerksam gemacht. Unser Idealschema sieht nur zwei Stadtzugänge vor, die immer einander gegenüber an den Längsenden liegen. Die Mehrzahl der mittelalterlichen Städte hat sich auch

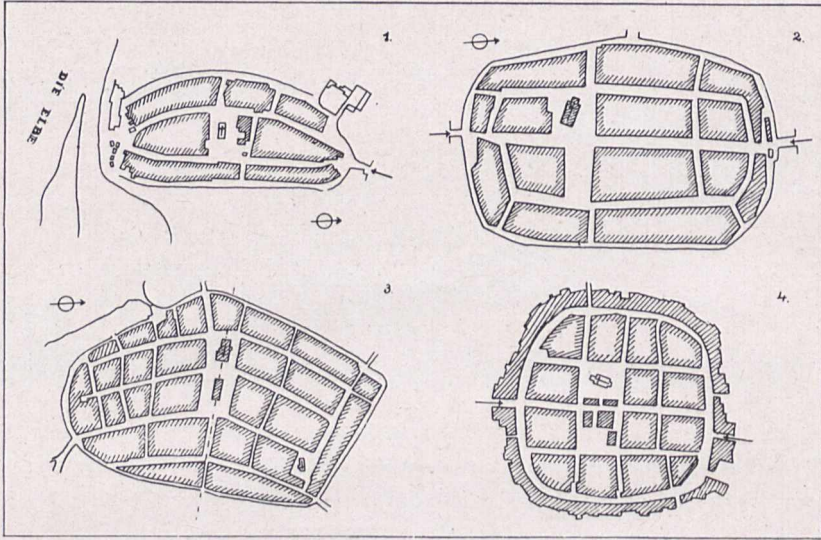


Abb. 36. Mittelalterliche Stadtpläne aus der Mark Brandenburg:

1. Wittenberge a. d. Elbe; 2. Freyenstein; 3. Prenzlau; 4. Friedeberg i. d. Neumark

hiermit begnügt. Selbstverständlich kommt aber auch ein drittes, unter Umständen auch ein viertes Tor in Frage. Damit ergibt sich naturgemäß die Entwicklung einer Querachse. Diese Querachse bleibt aber immer untergeordneter Natur. Ihr entsprechen keineswegs parallele gleichwertige Querstraßen, sondern die Anlagen behalten immer eine Hauptlängsentwicklungsrichtung mit schmalen Quergassen dazu, von denen nur die durch das seitliche Tor einmündende Straße eine Ausnahme macht. Ein typisches Beispiel hierfür bildet der in Abbildung 36,3 gegebene Plan von Prenzlau in der Uckermark, ein ausgesprochener Vierstraßentyp mit einer durch ein seitliches drittes Tor hervorgerufenen Querachse. Diese bekommt für die Stadtanlage dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie von Ost nach West verläuft; infolgedessen hat man in ihr die Pfarrkirche zu St. Marien angeordnet, die mit ihrem mächtigen Ostgiebel den Marktplatz in wunderbarer Weise beherrscht; diesem gegenüber stand längs der Querachse angeordnet das mittelalterliche Rathaus. Die gekrümmte Anordnung der vier Hauptlängsstraßen hat darin ihren Grund, daß die Stadt etwas am Hange liegt und deshalb diese Straßen den Krümmungslinien des Geländes folgend angeordnet wurden. Aus dieser Lage erklärt sich auch, daß beim Nordausgange der Stadt das Stadttor nach der östlichen Längsstraße versetzt ist, weil die nach Norden führende Landstraße hier auf der Höhe bleiben sollte.

Bei Abbildung 40 fällt auf, daß in diesem Stadtplan die Anlage an ihrem nördlichen Ende aus irgendwelchen Bedingungen der Bodengestaltung heraus schmaler sein mußte als am entgegengesetzten Ende. Diese Geländebesonderheit ist in geschickter Weise ausgenutzt, indem die Stadt in ihrem schmaleren Teil als Vier-, in ihrem breiteren als Sechsstraßentyp ausgebildet wurde. Vorbildlich erscheint das Gegenüber von Kirche und

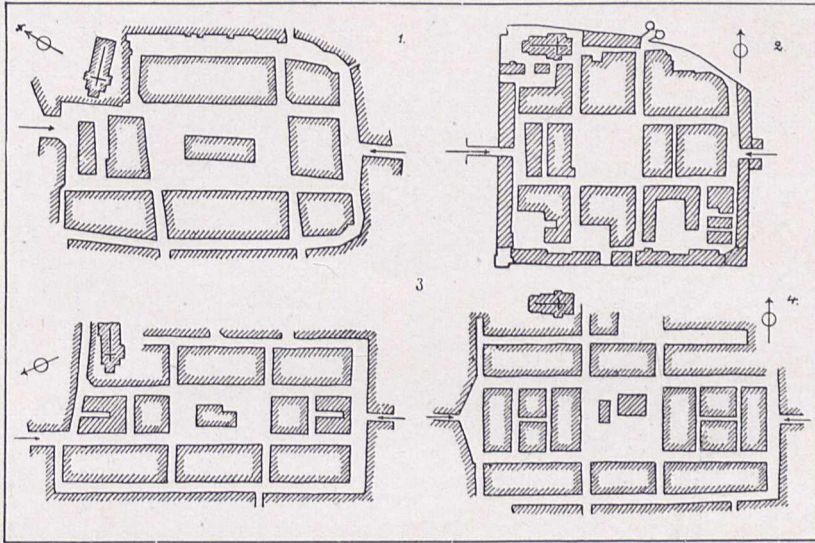


Abb. 37. Mittelalterliche Stadtpläne aus Ostpreußen:
1. Bischofsburg; 2. Friedland; 3. Wartenburg; 4. Drengfurt

Rathaus am Marktplatz, ebenso das Versetzen der Tore an den beiden Hauptlängsstraßen. Die an und für sich glänzende Planung ist im einzelnen nur in merkwürdig liederlicher Weise durchgeführt, wie wir es in diesem starken Maße bei den Kolonialstädten nur sehr selten finden. Wer weiß, was für verschiedene Einflüsse mitgespielt haben mögen. Um zu zeigen, was sich der entwerfende Städtebauer bei seiner Anlage sicher gedacht hatte, ist eine Rektifikation der Anlage unter exakter Straßenführung daneben gestellt.

Bei dem in Abbildung 39 gegebenen Plan von Züllichau, der in der Hauptsache als Zweistraßentyp angesprochen werden muß, ist sehr interessant, daß hier die alten Bodenparzellierungen eingetragen sind, woraus deutlich hervorgeht, daß die Längsstraßen die eigentlichen Parzellierungsstraßen waren und die schmalen Quergassen hierfür nur ausnahmsweise und dann auch meist erst in späterer Zeit in Frage kamen. Auffallen muß bei diesem Plan noch das Vorspringen der Grundstücke an den Längsstraßen, soweit sie den Marktplatz berühren. Hieraus geht deutlich hervor, daß der Marktplatz ehemals von Vorlauben umgeben war. Für diese ist es überall typisch, daß sie gewissermaßen eine Grundstückszugabe bedeuten und stets über die Hauptbaufluchtlinie vorspringen. Vorlauben an den Marktplätzen bilden für Schlesien und das Deutschordensgebiet die Regel, im letzteren fehlen sie nur in den niederdeutsch besiedelten Küstenstädten. In Pommern und Mecklenburg kommen keine vor, ebensowenig in der Mark Brandenburg mit Ausnahme der an Schlesien grenzenden Teile. Im ganzen deckt sich das Gebiet der städtischen Vorlaube mit dem der ländlichen.

Während das Rathaus immer auf dem zentral gelegenen Marktplatz angeordnet wird, gibt man die axiale Stellung der Kirche häufig auf. Sie

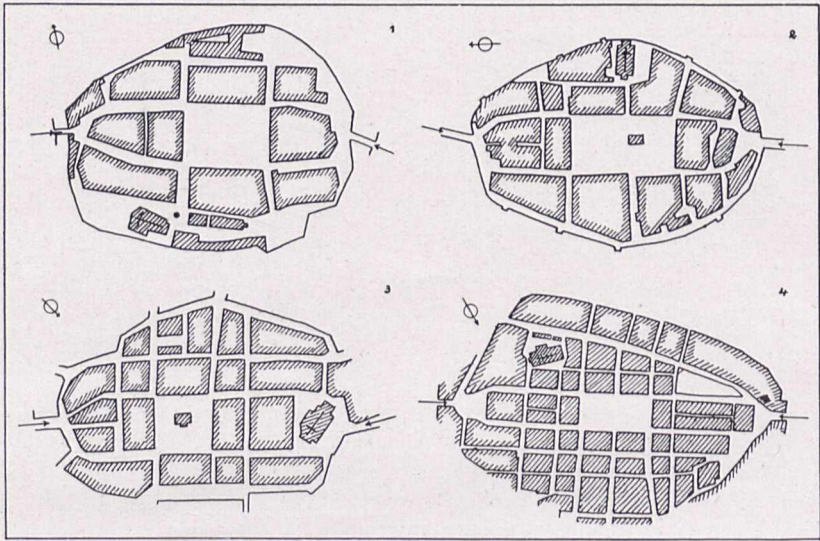


Abb. 38. Mittelalterliche Stadtpläne aus Schlesien:
1. Wohlau; 2. Ziegenhals; 3. Gleiwitz; 4. Brieg

rückt irgendwo in einen Winkel der Stadt. Es mögen da zwei Einflüsse mitgespielt haben, einmal das Verlangen der Bürgerschaft, die hochwertigen mittleren Baulagen in der Stadt voll auszunutzen, und ebenso der Wunsch der Kirche, das Gotteshaus dem Markttrubel zu entziehen. Oft genug aber ist ihre zentral-axiale Stellung auch beibehalten worden. Eine große Schwierigkeit für eine richtige Einordnung der Kirche in das Achsen-system der Stadtanlage bildete die strenge Forderung des Klerus, daß der Chor des Gotteshauses stets nach Osten gerichtet sein sollte. Hatte die Stadt nun keine ihrer Achsen in der Nordostrichtung, so mußte die schräge Anordnung der Kirchen eine unerfreuliche Unordnung in das sonst so klare Stadtsystem hineinbringen. Die kirchlichen Behörden scheinen in dieser Frage zunächst sehr unerbittlich gewesen zu sein. Im späteren Mittelalter kann man aber deutlich verfolgen, daß sich gegenüber den Forderungen der Geistlichkeit der Wille des Städtebauers im Sinne einer klaren Einordnung der Kirchen in das axiale System der Stadtanlage mehr und mehr durchgesetzt hat. Besonders oft scheint dies im Deutsch-Ordensgebiet der Fall gewesen zu sein. Abb. 44 gibt noch einen Prospekt der Stadt Bunzlau; diese bildet in der Hauptsache einen Zweistraßentyp mit der Normalstellung von Kirche und Rathaus in der Längsachse und versetzten Toren.

Natürlich gibt es alle möglichen Abweichungen von unserem Normal-schema, die aber sämtlich auf besondere Einflüsse späterer Erweiterungen zurückzuführen sein dürften; bei den weitaus meisten unserer Kolonialstädte leuchtet wenigstens im Stadtkern das Idealschema durch. Selbst da, wo man im ersten Augenblick ein ganz anderes Prinzip verfolgt zu sehen glaubt, sind solche Anlagen doch wieder auf die Norm zurückzuführen. Bei Städten, die an schiffbaren Flüssen oder sonstigen Wasserwegen liegen, ist es naturgemäß, daß man hier die Längsseite der Stadt sich

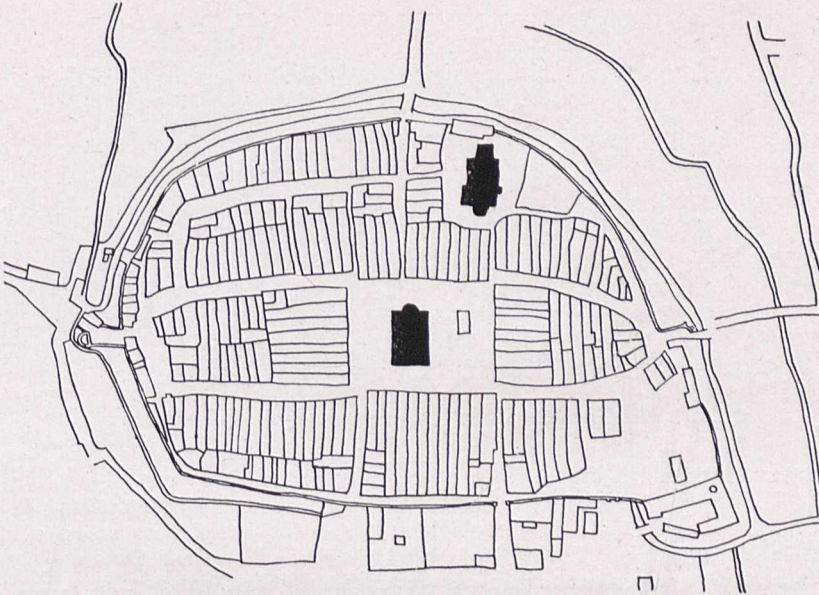


Abb. 39. Mittelalterlicher Stadtplan von Züllichau

dem Ufer anschließen läßt. Nach dem Normalschema würden dann aber die Hauptstraßenzüge parallel dem Wasser laufen, statt, wie es das natürliche Bedürfnis ergibt, diesem zuzustreben. Der in Abbildung 41 wiedergegebene Stadtplan von Elbing zeigt eine solche Anlage. Man sieht hier sofort, wie geschickt sich der verständige Städtebauer jener Zeit geholfen hat. Der Flußlauf hat Südnordrichtung, an ihm lehnt sich die langgestreckte Stadt an. Sie hat einen Zugang von Osten, ungefähr in der Mitte der zugehörigen Längsseite. An ihm gabelt sich eine Verteilungsstraße längs der Stadtmauer, von der aus dann die Hauptstraßen senkrecht zum Flusse laufen, um längs desselben durch die Gasse hinter den uferwärts angeordneten Speichern bzw. dem Verladekai wieder vereinigt zu werden. Der Marktplatz ist als breite Querachse parallel dem Fluß durchgeführt und vermittelt den Zugang zu zwei seitlichen Stadttoren. Man sieht, es handelt sich wieder um unser Normalschema, das hier nur den besonderen Bedürfnissen entsprechend stark in die Breite gezogen ist. Man kann sich aber für eine Stadt, die den Umschlagsverkehr vom Wasser zum Lande als Aufgabe hat, keine bessere Anlage denken. Geradezu klassisch ist hier die Stellung der Pfarrkirche dem Rathaus gegenüber, die beide an der breiten Marktstraße der Querachse folgend angeordnet sind. Es machte hier keine Schwierigkeiten, da diese Querachse von Ost nach West verläuft.

Nach allem, was wir bisher von der Entwicklung der ostdeutschen Kolonialstädte des Mittelalters sahen, kann kein Zweifel über deren hohen raumkünstlerischen Wert bestehen. Es fragt sich nur, ob dieser allein das Nebenprodukt einer aus rein sachlichen Zweckmäßigkeitsgründen heraus vor sich gegangenen Planung darstellt, oder ob diese Werte damals schon als solche empfunden, gewollt wurden, kurz, ob wir es hier mit nicht mehr bloß geplanten, sondern schon entworfenen Städten zu tun haben. Je

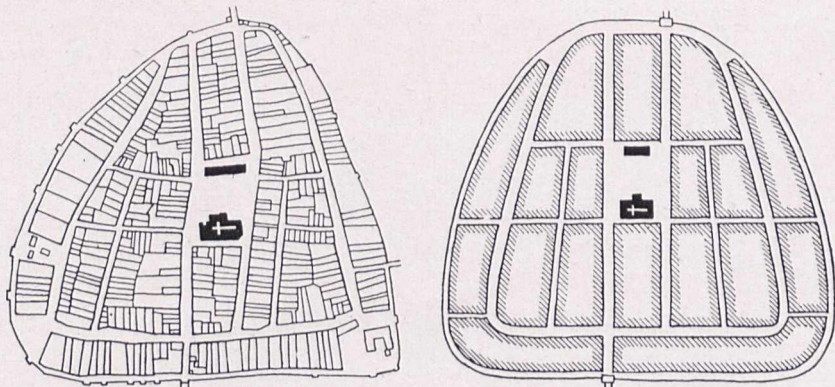


Abb. 40. Mittelalterlicher Stadtplan von Pyritz in Pommern

länger ich mich mit diesen Dingen beschäftigt habe, desto mehr bin ich zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß eine klare Raumvorstellung bei der Anlage der Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters schon eine große Rolle gespielt hat. Diese wunderbar geschlossenen Straßen- und Platzgestaltungen können nicht nur ein Zufallsergebnis gewesen sein, dazu sind sie viel zu systematisch weiter entwickelt. Man denke nur an solche Meisterstücke wie die Querachsen von Elbing, vor allen Dingen aber von Prenzlau. Der letzte Zweifel in dieser Richtung ist für mich aber geschwunden, nachdem ich in der Ordensbaukunst auch noch ein schlagendes Beispiel dafür gefunden habe, daß das Mittelalter sogar für die gewissermaßen letzte städtebauliche Aufgabe, nämlich das zur Stadt gehörende Schloß mit dieser in eine klare räumliche Beziehung zu setzen, wenigstens einmal schon eine glänzende Lösung gefunden hat. Es handelt sich um die im Schutze der Neidenburg angelegte kleine Stadt. Diese hat eine ausgesprochene Querachse, die genau auf die Mitte der Hinterfront der Burg zuläuft, wodurch diese streng achsial über der Breitseite der Stadtanlage thront, mit dem Ergebnis eines räumlichen Aufbaus sondergleichen (Abb. 47 u. 30). Die ganz kleine Abweichung der Schloßachse, ihre etwas schiefe Richtung gegen die städtische Querachse, spielt hierbei keine störende Rolle und ist aus den Besonderheiten der Geländesituation unschwer zu erklären. Wie stark diese achsiale Beziehung gewollt ist, erhellt wohl am besten daraus, daß die Kirche am hinteren Rande der Stadt als Gegenstück zum Schloß angeordnet wurde und ihr Turm so gestellt ist, daß er genau in die Mittelachse der Hinterfront des Schlosses fällt (Abb. 46). Es ist wohl nicht gut möglich, hier an einen bloßen Zufall zu denken, es hat dabei offenbar schon der gleiche Gestaltungswille geherrscht wie bei den späteren Barockanlagen, wo das Schloß ja stets mit der Anlage der Stadt als Einheit gedacht wurde und ihren raumkünstlerischen Höhepunkt bildet. Ich gebe als sprechendes Vergleichsstück in Bild 45 die ursprüngliche Anlage von Karlsruhe, wo genau wie in Neidenburg die städtische Kirche in der Hauptachse entgegengesetzt der Schloßanlage angeordnet ist.

Sicher hat die Barockkunst des 17. und 18. Jahrhunderts ihre Straßen und Plätze noch konsequenter als Räume ausgestaltet und deren Wände, die Blockfronten, streng nach den Regeln der Eurythmie und Symmetrie, gestaltet. Hierbei spielte ihr andersartiges Bausystem der Häuser eine

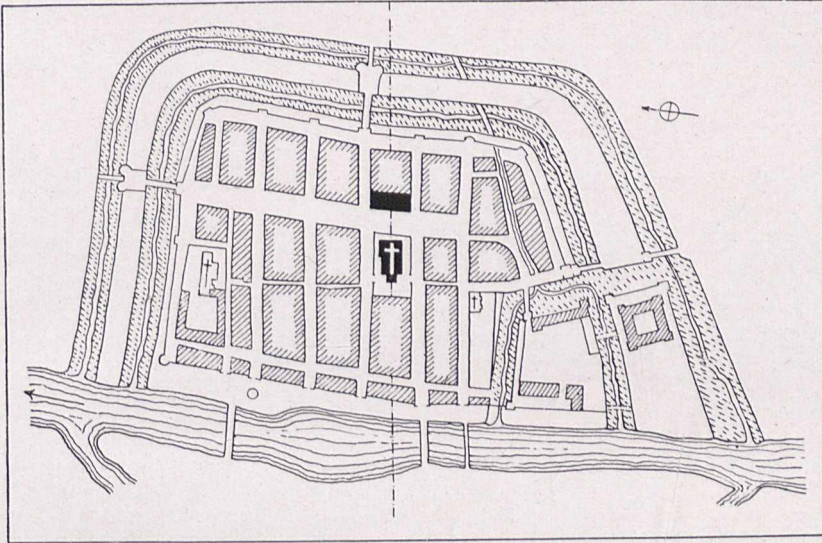


Abb. 41. Mittelalterlicher Stadtplan von Elbing

große Rolle. Die mittelalterliche Giebelstellung dieser wird jetzt grundsätzlich aufgegeben, und die Dächer werden parallel der Straße geführt, wodurch das einzelne Haus sein Eigendasein ganz aufgeben kann und zu einem, dem Gesamtbild untergeordneten Glied wird. Was aber die Gesamtwirkung der Stadtanlagen dieser Zeit betrifft, so werden sie eigentlich viel schematischer als die organischen Bildungen des Mittelalters. Statt der charakteristischen Wirkung einer Hauptentwicklungsrichtung setzen sich die Städte jetzt tatsächlich aus einem System einander rechtwinklig kreuzender Straßenzüge zusammen, und die Plätze sind häufig nichts als unbebaut gelassene Baublöcke, wodurch in ihre Ecken immer zwei breite Straßen münden, ihre räumliche Geschlossenheit stark gefährdend.

Im Westen entsteht im 17. und 18. Jahrhundert ja noch eine Anzahl ganz neuer Städte, im Osten ist davon kaum die Rede. Hier betätigt sich die Zeit hauptsächlich in Stadterweiterungen und sogenannten Retablissemments, dem Wiederaufbau von Städten nach Zerstörung durch Brand und Krieg. Eines der schönsten Beispiele dieser Art ist uns in Crossen an der Oder erhalten geblieben. Man hat am alten Stadtgrundriß dabei nichts geändert, nur das Rathaus rückt von der Mitte des Marktplatzes in die Mitte einer seiner Platzfronten, und die mittelalterliche Giebelstellung der Häuser weicht bei solchen Gelegenheiten fast immer einer Durchführung der Dachfirste parallel der Straße. Bild 48 zeigt den Marktplatz in Crossen a. d. O. Das Haus mit der geschwungenen Giebelbekrönung bildet die Mitte der zugehörigen Platzwand, wobei sich die Dachfirste nach dieser zu von beiden Seiten immer stärker heben.

Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große haben vielfach entwässertes Bruchland systematisch besiedelt. Die dabei angewendeten Dorf- formen, soweit sie geschlossen gehalten sind, kann man durchaus als Angerdörfer im alten Sinne bezeichnen, nur haben sie meist ganz bestimmte geometrische Formen erhalten.



Abb. 42. Torplatz in Calau (Mark Brandenburg)

Dann kam das 19. Jahrhundert, das große Zeitalter des deutschen Literaten. Der nur über Kunst Schreibende maß sich mit Erfolg an, dem Kunstausübenden vorzuschreiben, was er zu tun und zu lassen habe. Romantik und einseitiger Klassizismus werden die Totengräber des großen raumkünstlerischen Erbes vieler Jahrtausende. Ein uferloser Formalismus gelangt zur Herrschaft. Je mehr von einer immer schneller wechselnden Modeform auf ein unglückliches Haus gehäuft wird, desto größer erscheint es den Anhängern eben jener Modeform als Kunstwerk. Dabei bringt ein großer wirtschaftlicher Aufschwung eine Massenproduktion in den städtischen Zentren hervor, wie sie keine Zeit vorher gekannt hatte. Man steht dieser hilflos oder mit einer sehr einseitigen Interessenpolitik gegenüber. Die Versuche, einer auch hygienisch ganz uferlosen Verbauung unserer Städte durch baupolizeiliche Beschränkungen entgegenzuwirken, bleiben so gut wie erfolglos. Aber selbst unsere Kleinstädte, die vom großen Wirbel der Zeit eigentlich gar nicht gefaßt werden, leiden nicht viel weniger unter der allgemeinen Entwicklung, indem man hier ohne jeden inneren Zwang das Beispiel der größeren Städte in gedankenloser Großmannsucht nachahmt. Das Ende ist ein ungeheurer Katzenjammer, aus dem zum Schluß die beiden großen Bewegungen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes geboren werden. Das Alte erhalten und das neu Entstehende im Sinne der Ewigkeitswerte des Alten beeinflussen, wird die Parole. Die ersten Versuche in dieser Richtung lassen aber bald erkennen, daß man diese Ewigkeitswerte erst in harter Arbeit strenger Selbstkritik wieder erwerben muß, um sie besitzen und nützen zu können. Wie weit wir es in dieser Richtung zum Anfange des 20. Jahrhunderts gebracht haben, ist eine vielumstrittene Frage.

In diesem Sinne bildete der Wiederaufbau Ostpreußens eine glänzende Gelegenheit, zu zeigen, was man konnte. Ich muß gestehen, nachdem ich



Abb. 43. Marktplatz in Calau (Mark Brandenburg)

diesen Wiederaufbau persönlich kennenzulernen reichlich Gelegenheit gehabt habe, bin ich etwas mißtrauisch geworden, ob wir diese Prüfung wirklich bestanden haben. Gewiß ist da so manches Gute geleistet worden, aber gerade das letzte, die städtebauliche Einheit, läßt doch recht viel zu wünschen übrig. Ein Beispiel mag hier für viele sprechen. Bild 50 und 51 geben zwei Darstellungen der schon so oft genannten Stadt Neidenburg. Das erste zeigt sie als Retablissementstadt vom Anfang des 19. Jahrhunderts, das andere als Wiederaufbaustadt vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Ich muß gestehen, dieses Nebeneinander hat für mich etwas Erschütterndes. Welches waren nun die Kräfte, die das eine und das andere geschaffen haben? Da müssen wir eine merkwürdige Feststellung machen. Im 20. Jahrhundert stürzte sich auf ein so unglückliches Städtchen eine Schar von mindestens einem Dutzend organisierter Architekten, um die Stadt „schöner als je“ wiedererstehen zu lassen. In der guten alten Zeit schickte der König von Berlin zu dem gleichen Zwecke einen Baukondukteur oder, wenn es hoch kam, einen Bauinspektor. Keiner von letzteren beiden fühlte sich im Zweifelsfalle als großer Künstler; aber sie hatten etwas Ordentliches gelernt und besaßen den großen Vorzug, von der einheitlichen Anschauung einer in künstlerischen Dingen noch gesunden Zeit getragen zu sein. Jene zwölf Architekten des 20. Jahrhunderts brauchten dagegen noch lange nicht unter dem Durchschnitt ihrer Zeit zu stehen, um als Kinder deren vollkommenen Zerfahrenheit in diesen Dingen, auch mit dem besten Willen, nichts der Vergangenheit Gleichwertiges fertigbringen zu können. Die böse Romantik, aus deren Fesseln wir uns noch immer nicht befreien können, hat da so viel auf dem Gewissen. Bild 23 u. 49 geben als Beispiel hierfür ein Rathaus des 14. Jahrhunderts und ein solches aus der Wiederaufbautätigkeit. Ich glaube, auch dieses Nebeneinander ist sprechend genug, um ohne weiteres dartun zu können, daß

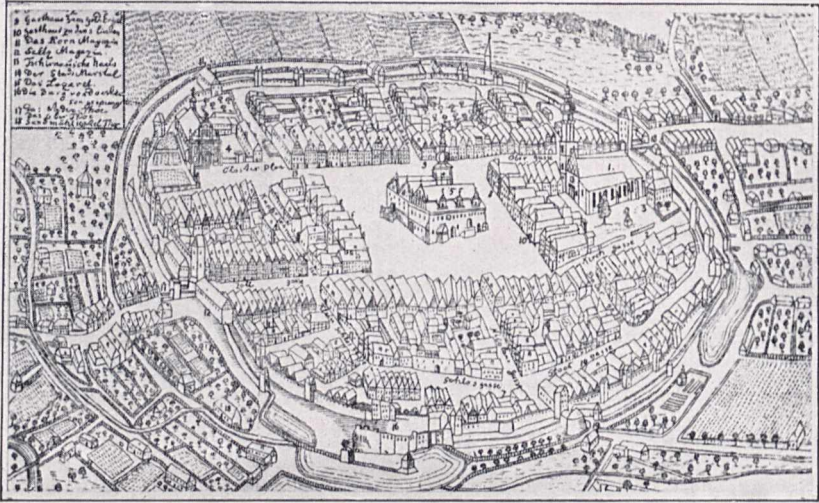


Abb. 44. Prospekt der Stadt Bunzlau (Schlesien)

der Architekt des 20. Jahrhunderts, der hier am Werke war, nicht viel von jenem Geist verspürt hat, der im Mittelalter die wunderbare Kultur des deutschen Ostens schuf.

Wer hätte sich nicht der Hoffnung hingegeben, daß uns der verlorene Weltkrieg für seine schrecklichen Folgen wenigstens einen Ersatz geben möchte, den Anfang einer neuen inneren Einheit, eines neuen gemeinsamen Lebenszieles, eines geschlossenen Wollens unseres Volkstums? Nichts hätte doch wohl näher gelegen, als daß wir, nachdem wir politisch und wirtschaftlich ein Spielball unserer unerbittlichen Gegner geworden waren, diesen wenigstens die stachelige Igelhaut eines selbständigen, eigenartigen Kulturwillens entgegengestreckt hätten! Aber, wenn wir ehrlich sein wollen, so ist keine Spur einer solchen Bewegung festzustellen. Noch nie haben wir beliebigen ausländischen Einflüssen auf kulturellem Gebiet so widerstandslos gegenübergestanden wie heute. Ganz typisch dafür ist ja die unmittelbar nach dem Kriege bei uns einsetzende Wolkenkratzer-epidemie. Und welche babylonische Sprachverwirrung heute auf architektonischem Gebiete bei uns herrscht, dafür hat ja der Wettbewerb um den Kölner Brückenkopf einen erschütternden Beweis geliefert.

Meiner Ueberzeugung nach gibt es nur einen Weg, aus diesem Durcheinander herauszukommen, und der ist der, entwicklungsgeschichtliche Erkenntnisse zu sammeln, wie das im Vorstehenden versucht wurde. Hat man durch eine solche ernsthafte Arbeit erst für sein architektonisches Wollen einen sicheren Boden unter den Füßen gewonnen, ein festes Ziel erkannt, so gilt es, sich über die Kräfte klar zu werden, die zur Verfügung stehen, um ein solches Wollen in die befreiende Tat umzusetzen.

Also auf das Ziel und auf die Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte auf dieses Ziel hin kommt es an. Dieses Ziel wird nun aber verschieden sein, je nachdem es sich um Denkmalpflege oder um Heimatschutz handelt, um die Erhaltung des noch vorhandenen Alten oder um Neuanschaffung im An-

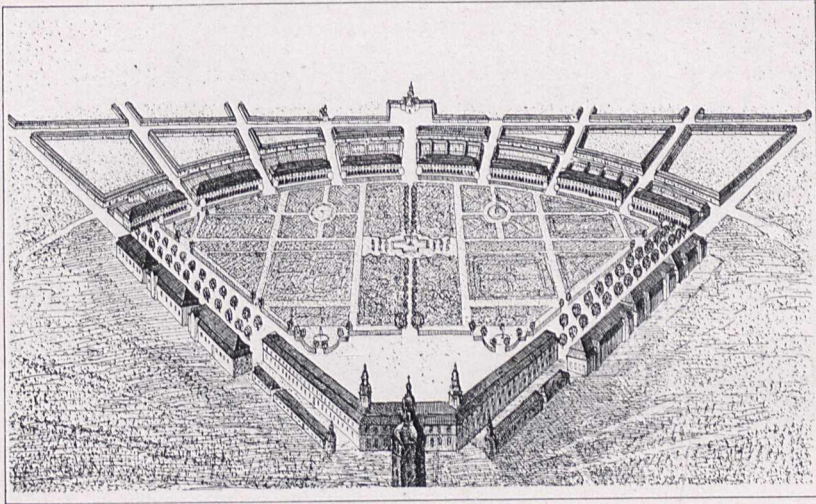


Abb. 45. Prospekt der ursprünglichen Stadtanlage der Stadt Karlsruhe i. Baden

schluß an dieses Alte. Bei der Denkmalpflege kommt es nach unserer heutigen Auffassung nicht nur in Frage, einzelne hervorragende alte Bauten gewissermaßen als Raritäten im Rahmen einer ganz anders gewordenen Welt zu konservieren, sondern daneben auch ihre Umgebung, das heißt schließlich das ganze alte Stadtbild, zu schützen. Aber nicht mehr in dem Sinne, wie es solange geschehen, daß man eine innerhalb eines solchen Stadtbildes besonders stark vertretene alte formale Nuance als den Stil der alten Stadt ansprach und nun alles Neue ganz äußerlich in diese kleidete. Das Wesentliche ist das Räumliche solcher überkommenen Anlagen, der alte Stadtorganismus. Da, wo sich dieser in der Hauptsache in seiner mittelalterlichen Art, Giebelfront mit Tiefenhaus dahinter, gehalten hat, heißt es, ihn sicherzustellen und alles im Rahmen der alten Stadt neu Entstehende im Sinne dieses räumlichen Organismus zu gestalten. Welcher besonderen Form man sich dabei bedient, bleibt gleichgültig, wenn diese Form nur gut ist. In unseren alten Stadtbildungen vertragen sich die stilistischen Abwandlungen vom Mittelalter bis zur Biedermeierzeit sehr gut miteinander; aber auch nur, solange der alte Organismus dabei nicht gestört wird. Ist dieser aber schon durch die Bautätigkeit der landesfürstlichen Zeit oder auch des 19. Jahrhunderts mit ausgesprochener Längsanordnung der Hauskörper und entsprechender Dachführung parallel der Straße ersetzt, so bleibt nichts übrig, als auch das Neue in diesem Sinne zu beeinflussen, um wieder zu einer einheitlichen Erscheinungsform des Stadtbildes zu gelangen. Es kommt nur darauf an, durch die Bauordnungen dafür zu sorgen, daß hier bald Ruhe eintritt. Darum soll es in diesen nicht nur heißen: du darfst bis zu der und der Höhe mit soundso viel Stockwerken bauen, sondern du mußt! Hat man aber erst eine solche Bestimmung, so ist an ihr auch ein für allemal festzuhalten, um in absehbarer Zeit die erstrebte Einheitlichkeit nicht wieder zu zerstören. Dem Berliner Stadtbild konnte kein größeres Unglück geschehen, als die neuerdings zu-

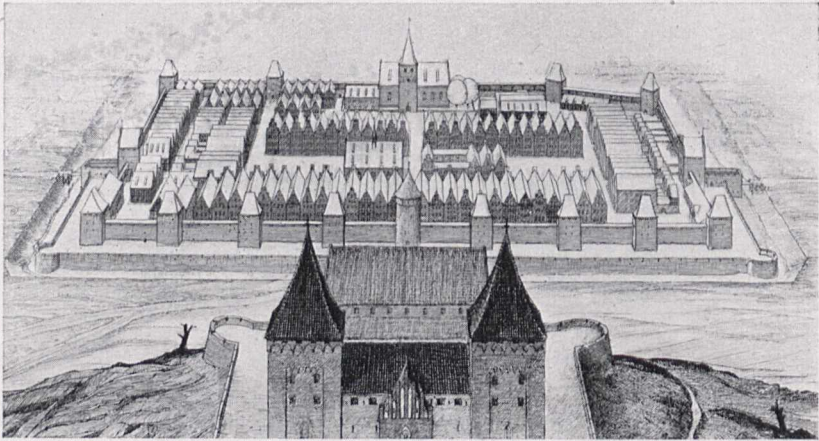


Abb. 46. Gesamtansicht der Stadt Neidenburg im Mittelalter

gelassene Ausführung eines sechsten und siebenten Geschosses. Das einzige, was bisher mit so manchem Schrecklichen versöhnen konnte, die gleichmäßig hohe Raumwand der Berliner Straßen, ist nun für viele Jahrzehnte neuer Unruhe preisgegeben.

Anders liegen die Dinge, wo der Heimatschutz das außerhalb des historischen Stadtbildes neu Entstehende beeinflussen will. Hier müssen wir wie in früheren Zeiten wieder zur Ausbildung charakteristischer Typen kommen, um diese dann zu raumkünstlerischen Einheiten städtebaulich zusammenzuordnen. Tatsächlich hat sich doch gegen früher nichts Grundsätzliches an den Dingen geändert, weder am Menschen noch an den Bauaufgaben, noch an den Lösungsmöglichkeiten letzterer. Nur Inhalt und Umfang des zu bewältigenden Stoffs ist ins schier Unermeßliche gewachsen. Warum sich heute die Anlage eines Dorfes oder einer sonstigen Siedlung wesentlich von den Lösungen früherer Zeiten unterscheiden sollte, ist nicht einzusehen. Jedoch werden solche Dinge heute nur noch sehr selten als ausgesprochene Einzelbildungen geschaffen, sie müssen sich vielmehr meistens in das Gebiet eines größeren Gefüges einordnen, handle es sich nun um eine Stadterweiterung oder um den übergeordneten Begriff einer Landesplanung, wenn die einzelnen Stadtbereiche bereits in so enge Beziehungen zueinander treten, daß sie nur noch als Einheit behandelt werden können. Immer aber wird sich dabei folgender Vorgang abspielen müssen: Es gilt in erster Linie, die großen Verkehrszüge verschiedenster Art für eine weit ausschauende Zukunftsentwicklung festzulegen, und vorläufig wenigstens für ihre Anlage das erforderliche Gelände frei zu halten. Ebenso muß man sich über diejenigen Gebiete klar werden, die als Grünstreifen besonders geeignet sind, eine zu starke Verdichtung des ganzen Siedlungsgebietes zu hindern. Sind diese beiden Voraussetzungen getroffen, so zerfällt damit der gesamte in Frage kommende Abschnitt bereits in einzelne Teile, Siedlungszellen, und diese gilt es nun, je nach ihrer besonderen Bestimmungsart, als Einheiten zu behandeln, damit eine jede ihre charak-

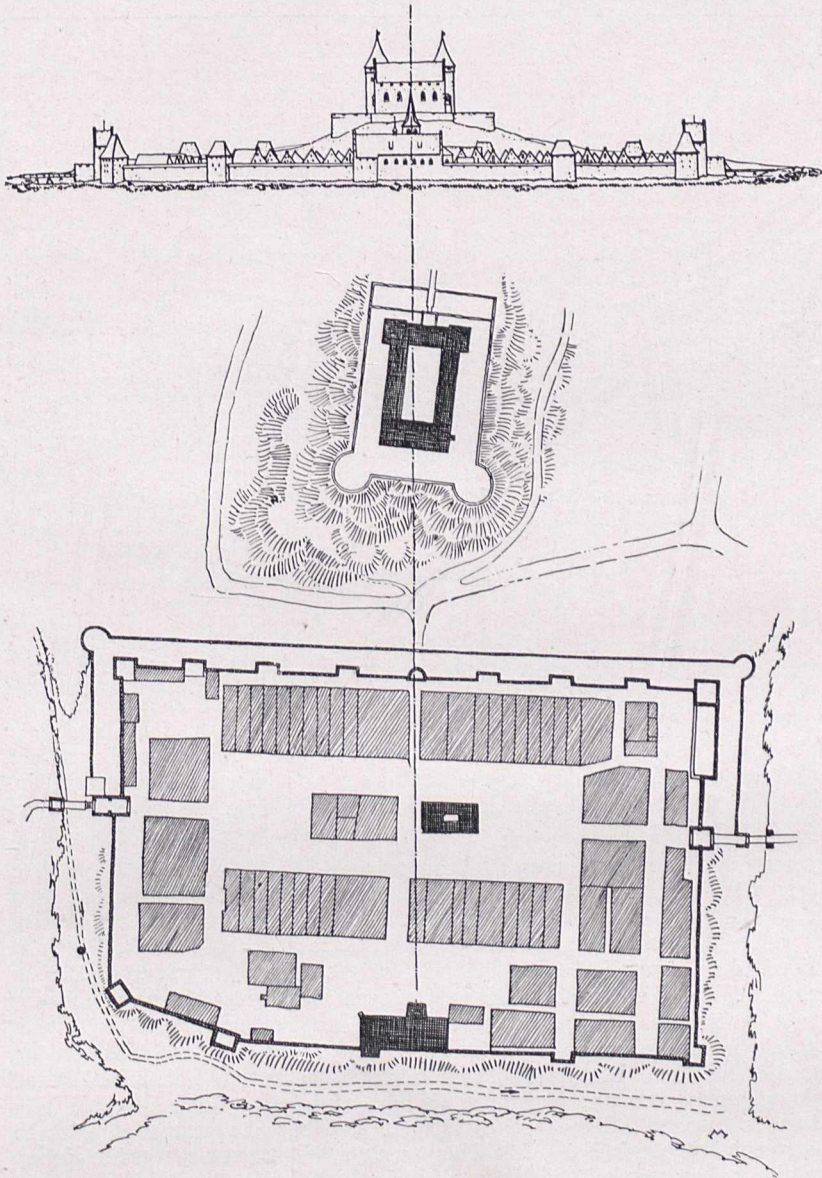


Abb. 47. Die Stadt Neidenburg im Mittelalter

teristische raumkünstlerische Anlage mit einem von außen nach innen gestaffelten Aufbau erhält. Diese einzelnen Siedlungszellen sind dann selbstverständlich auch untereinander in eine entsprechende raumkünstlerische Beziehung zu setzen.

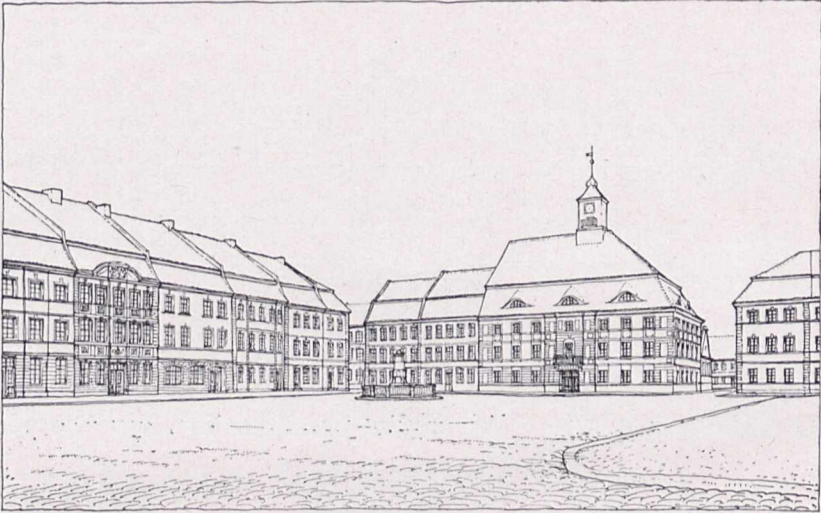


Abb. 48. Marktplatz in Crossen a. d. Oder

Wenn man so weit ist, so fragt es sich nur, wie man einer noch so schön geplanten Siedlungszelle einen entsprechenden Aufbau sichern kann, denn jede Siedlung als raumkünstlerische Einheit ist doch ebenso ein dreidimensionales Wesen wie jedes einzelne Haus, und wie man bei letzterem nicht daran denkt, den Grundriß in die eine und den Aufbau in die andere Hand zu legen, so gilt das gleiche doch auch von unseren Siedlungszellen. Hier hilft uns vielleicht wieder ein Rückblick in die Vergangenheit, zu erkennen, welche Kräfte es denn waren, die damals dieses Ziel sicherstellten.

Im Mittelalter waren es zunächst ausschließlich innere Kräfte, die in dieser Richtung wirkten. Das Mittelalter war eine ausgesprochene Zeit der Bindung der einzelnen Menschen aneinander. Es gab damals niemand, der allein für sich gestanden hätte. Markgenossenschaft, Zunft, Patriziat und wie die Dinge alle hießen, verflochten jeden einzelnen mit allen Gleichgearteten, und diese verschiedenen Gruppen waren wieder untereinander in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt. Dieses Verbundensein prägt sich deutlich in der Kultur der Zeit im allgemeinen, wie in ihrer sichtbaren im besonderen aus. Die Angehörigen ein und derselben Lebensbetätigung wohnten zusammen in einer Straße, sie bildeten wirtschaftlich gleiche Werte nebeneinander, mit denselben Bedürfnissen, daher die starke einheitliche Bautypenbildung der Zeit. Die Häuser einer Volksgruppe wurden daher, wie wir schon gesehen, gleich groß und gleich breit, ohne daß dazu ein äußerer Zwang notwendig geworden wäre. Daher diese Uniformität des damaligen Stadtbildes mit der Reihung gleicher Einheiten, die zwar im Detail verschieden, in der Hapterscheinung aber vollständig übereinstimmend waren. Im späteren Mittelalter änderte sich das immer mehr. Das 15. Jahrhundert vor allem zeigt schon etwas den modernen Verhältnissen sehr Ähnliches. Es kennt eine Hypertrophie der wirtschaftlichen Entwicklung, die unserem 19. Jahrhundert stark verwandt war. Hier treten

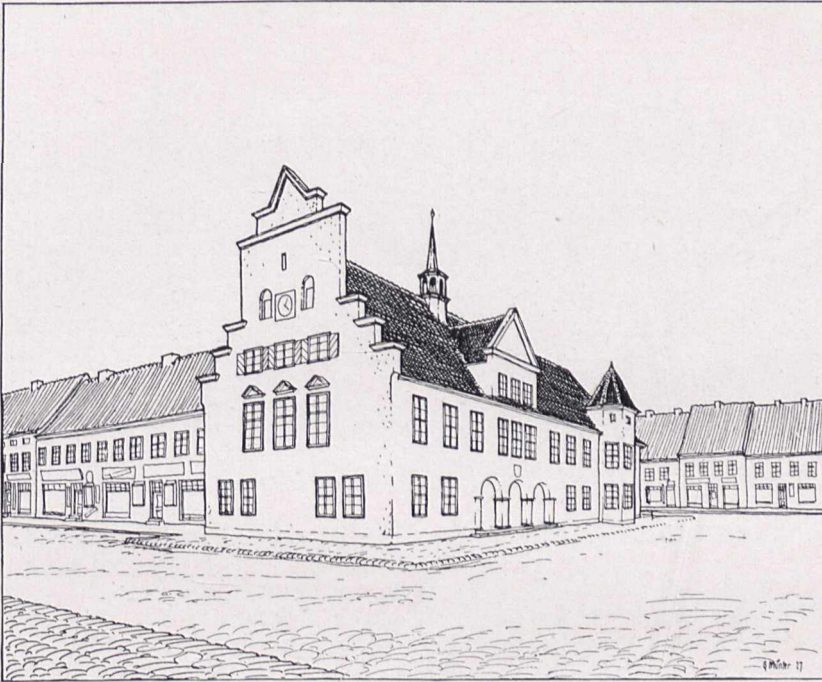


Abb. 49. Wiederaufbauhaus aus Allenburg (Ostpreußen), vgl. Abb. 23

dann aber bald auch äußere Kräfte auf, die den inneren Zerfall ausgleichen: der Stadtherr, eine zielbewußt arbeitende Obrigkeit, für die ja der deutsche Ordensstaat ein sehr frühes starkes Beispiel darstellt. Diese äußeren Kräfte gewinnen dann zur landesfürstlichen Zeit des Absolutismus in ausgesprochener Weise die Oberhand. Entstand so die Synthese des mittelalterlichen Städtebaues in erster Linie aus einer inneren Einheit heraus, so die des 17. und 18. Jahrhunderts durch den äußeren Eingriff eines übergeordneten Einzelwillens. Es wurde damals eben einfach befohlen, wie gebaut werden sollte.

Das 19. Jahrhundert, als das Zeitalter eines uferlosen liberalistischen Individualismus, hatte mit diesen Dingen vollständig aufgeräumt. Jedes innere Band der einzelnen Volksgruppen und dieser untereinander war aufgehoben, und das Ergebnis dieses Kampfes aller gegen alle spiegelt sich dann nur zu deutlich in den Ergebnissen der damaligen sichtbaren Kultur wieder. Wollen wir letztere heute wieder zu einer Einheit bringen, so geht es wohl nur auf dem Wege, daß wir versuchen, auf dieses Ziel hin alle irgendwie vorhandenen inneren und äußeren Kräfte zusammenzufassen. Tatsächlich bestehen solche heute ja wieder in stärkerem Maße. Gegen die Auffassung des 19. Jahrhunderts mit ihrer Vereinzelung des Menschen und der Ungebundenheit seiner Lebensbetätigung hat ja eine starke Reaktion eingesetzt. Es gibt doch kaum noch jemand, der nicht wieder an irgendeine Gemeinschaft gebunden „organisiert“ wäre. Und was die äußeren Kräfte

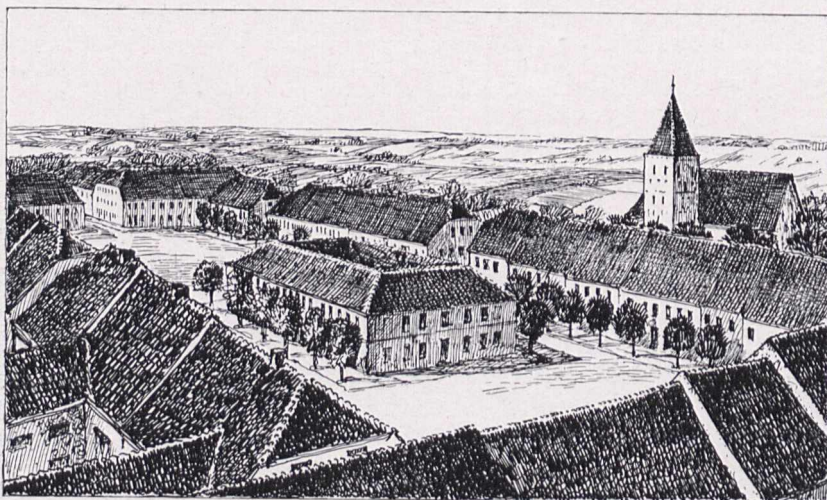


Abb. 50. Neidenburg als Retablissementsstadt am Anfang des 19. Jahrhunderts

betrifft, so haben wir uns doch heutzutage an Eingriffe der staatlichen Macht gegenüber ihren Bürgern gewöhnt, die eigentlich kaum noch hinter den stärksten Dingen dieser Art aus vergangener Zeit zurückstehen. Gelingt es, diese beiden Kraftkomponenten für die Gestaltung unseres modernen Siedlungswesens und gesamten Städtebaus dauernd zusammenzuführen, so müßte sich damit doch alles mögliche erreichen lassen. Tatsächlich hat die Not der Zeit ja in dieser Richtung so manches fertiggebracht. Fast alles, was an Wohnbauten seit dem Kriege neu geschaffen wurde, verdankt seine Entstehung der Unterstützung durch öffentliche Mittel, und somit konnte ein Einfluß auf das Wie ausgeübt werden wie kaum zuvor. Aber diese öffentlichen Mittel genügten doch auch nicht, es mußte von der anderen Seite ein Zusammenfassen der schwachen Einzelnen zur Kraftsumme einer Genossenschaft stattfinden, um das gewünschte Ziel sicherzustellen. Wir haben seit dem Kriege eigentlich das, was mir immer als Lösung der modernen Wohnungsfrage vorgeschwebt hat: die allgemeine Zwangsbaugenossenschaft. Sollte diese nicht eine vernünftigeren Einrichtung sein als unsere Zwangskrankenkassen, die immer erst den Brunnen zudecken, wenn das Kind schon hineingefallen ist?

Ich glaube, wir sind gerade dabei, die beste Gelegenheit zu einer grundsätzlichen Lösung der Wohnungsfrage zu verpassen. Gewiß ist die Mietzinssteuer, die Wohnungsbauabgabe oder wie man diese Einrichtung sonst auch genannt hat, heute wenig beliebt. Wie wäre es aber geworden und könnte es bei einigem guten Willen heute noch werden, wenn man diese Abgabe nicht als Steuer, sondern als verzinslichen Beitrag einer allgemeinen Zwangsbaugenossenschaft des Wohnungswesens erheben würde? Ich glaube, mit einem Schlage hätten wir das, was uns bisher so sehr fehlt, ein allgemeines Interesse für diese Dinge und eine dauernde Grundlage für eine vernünftige Gestaltung unserer Massenkultur.

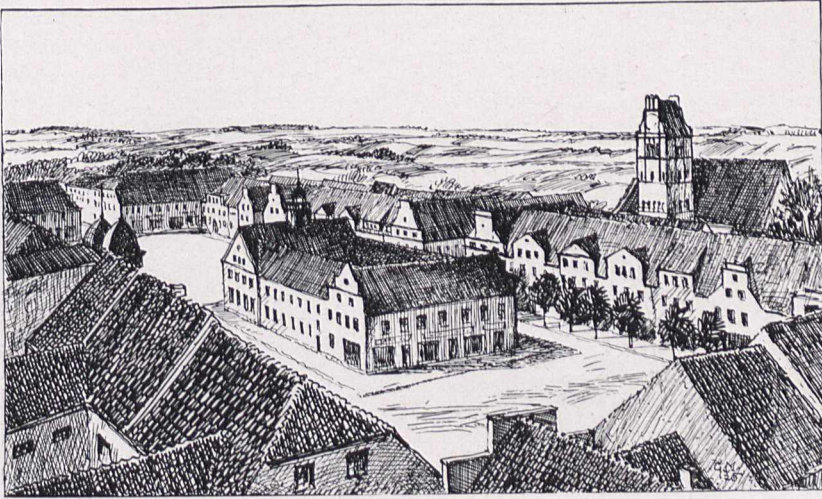


Abb. 51. Neidenburg als Wiederaufbaustadt am Anfang des 20. Jahrhunderts

Leider drängt ja heute alles wieder auf Herstellung der alten freien Wirtschaft auf dem Gebiete des Wohnungswesens. Letzteres soll wieder ganz dem ungebundenen Spiel der Kräfte, dem auf Spekulation bauenden Unternehmertum ausgeliefert werden. Haben wir denn ganz vergessen, wie wenig dieses unter den viel günstigeren wirtschaftlichen Verhältnissen der Vorkriegszeit in stande gewesen ist, hier Befriedigendes zu leisten? Sollten in diesem Sinne heute wirklich bessere Voraussetzungen bestehen?

Tatsächlich hat die bisherige Vereinigung der gegebenen äußeren und inneren Kräfte auf dem Gebiete des Siedlungswesens zum Teil wirklich sehr Gutes geleistet. Meine Mitberichterstatter werden hierfür ja noch reichliches Beweismaterial beibringen. Ganz wesentlich dabei war, daß es dadurch möglich wurde, ganze Siedlungszellen nach Anlage wie Aufbau von einem und demselben künstlerischen Willen durchführen zu lassen, statt daß, wie sonst, immer ungezählte Hände gegeneinander arbeiteten. Und das wird immer der springende Punkt in dieser Frage bleiben.

Ich gebe zur Erläuterung des über die einheitliche Ausgestaltung der einzelnen Siedlungszellen Gesagten hier nur ein aus meiner eigenen Betätigung genommenes Beispiel (Abb. 52 und 53). In diesem Falle ist tatsächlich durch den bisherigen südlichen Bebauungsrand des Badeortes Zoppot, den Grünstreifen des Glettkau-Baches, die pommerische Bahn und den Ostseestrand ein vollständig für sich abgeschlossenes Gebiet gegeben, das nach einer einheitlichen Behandlung ordentlich schreit, wenn es auch heute noch in lustiger Zickzacklinie von einer Gemeindegrenze durchschnitten wird. Bemerkt sei nur, daß der vorgesehene Rennplatz schon seit altersher vorhanden ist und an dieser Stelle bestehen bleiben muß. —

Aber das bisher entstandene Gute bildet durchaus noch nicht die Regel. Unsere Architektenschaft ist eben noch keineswegs zu einheitlicher An-

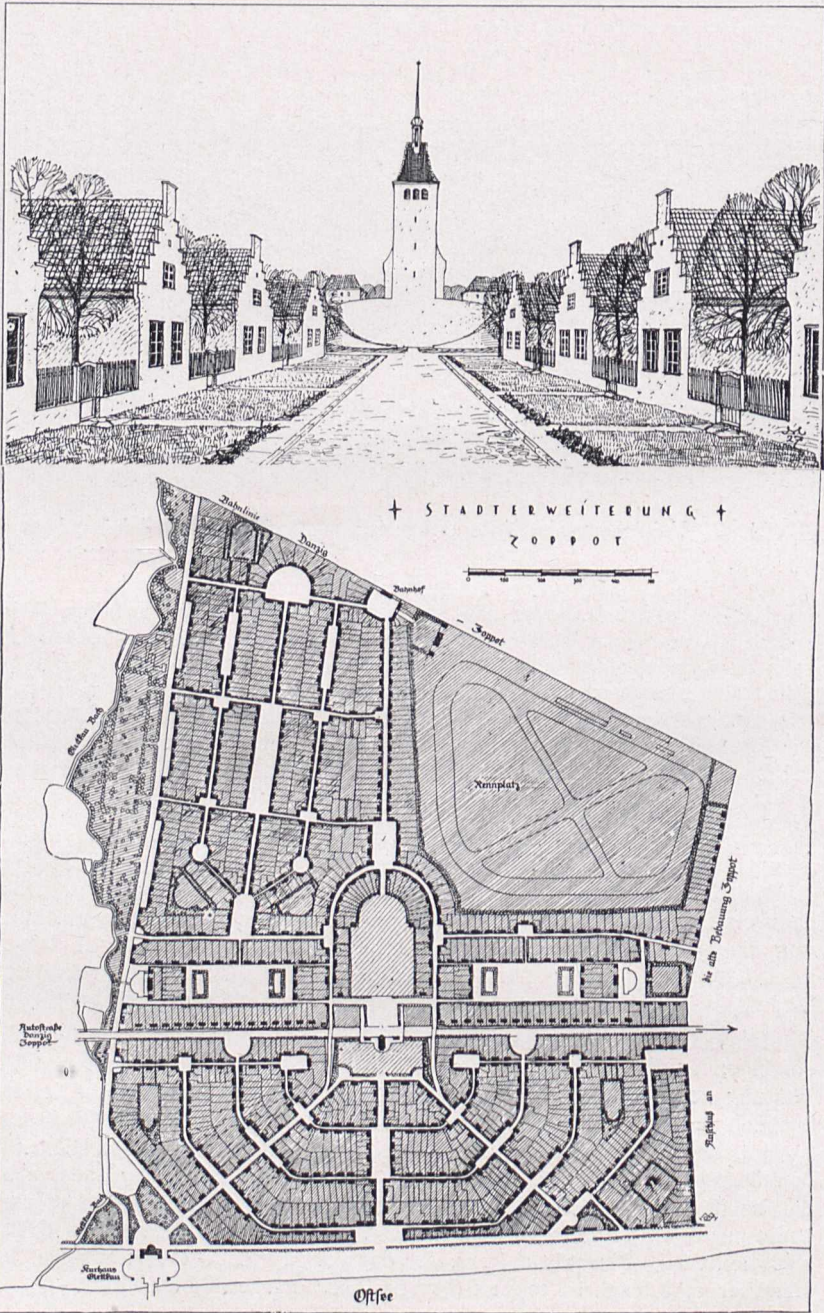


Abb. 52. Stadterweiterung Zoppot bei Danzig

schauung über das Wesentliche raumkünstlerischen Schaffens durchgedrungen, wie es vorstehend zu entwickeln versucht wurde; noch immer feiert der Formalismus seine Orgien, wechseln modische Wellen schneller und schneller. Man hat manchmal den Eindruck, als ob es heute nicht nur eine Kleider-, sondern auch eine Architekturkonfektion gäbe, die jedes Jahr ihre neuesten Modelle auf den Markt wirft.

Aber wenn Ihnen wie mir das Durcheinander unserer heutigen sichtbaren Kultur nicht gefallen will, so ist es falsch, für diese Dinge den Architekten die Alleinschuld zuschieben zu wollen. Tatsächlich fehlen unserer Zeit bisher noch alle Voraussetzungen für eine einheitliche Stilbildung im alten Sinne, für eine höhere künstlerische Synthese unserer gesamten sichtbaren Kultur. Wo ist heute eine einheitliche Welt- und Lebensauffassung, eine entsprechende Zielsetzung unseres Volkstums, ein Gleichtritt der Massen im Empfinden und Wollen zu entdecken, Dinge, die noch zu allen Zeiten solche Werte getragen haben? Statt dessen sind wir vertikal gespalten in Konfessionen und Geistesrichtungen verschiedenster Art, horizontal in Klassen, Parteien, Interessengruppen usw., jede ihrem Sonderziele nachjagend und sich als Todfeindin der anderen fühlend. Wo soll da eine einheitliche Kultur und ihre künstlerische Synthese herkommen? Denn der Satz besteht doch zu Recht, daß die sichtbare Kultur einer Zeit immer der Widerhall, der Spiegel der von dieser Zeit getragenen Gesamtkultur gewesen ist. Falls Ihnen also der Zustand unserer sichtbaren Kultur heute nicht gefällt, so dürfen Sie die Verantwortung dafür nicht nur denen aufbürden, die diese zu gestalten von Berufs wegen verpflichtet sind, sondern Sie müssen als ehrliche Menschen auch etwas an Ihre eigene Brust schlagen; denn ich erlaube mir zum Schlusse folgende Frage an Sie zu stellen: wenn Sie frühmorgens aufstehen, sich in Ihrem Spiegel betrachten und sind von dem Ergebnis nicht befriedigt, ist daran dann der Spiegel schuld? (Lebhafter Beifall.)

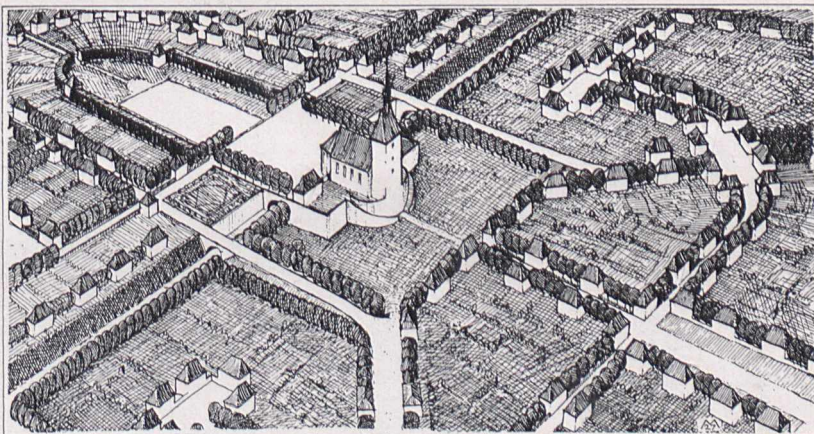


Abb. 53

Vorsitzender: Der starke Beifall, Herr Professor, den Ihre Ausführungen gefunden haben, überhebt mich wohl der Pflicht, der ich mich sonst gern unterziehen würde, Ihnen noch den Dank der Versammlung auszusprechen.

Ich bitte dann sofort den Herrn Mitberichterstatter, Stadtbaudirektor Behrendt, das Wort zu nehmen.

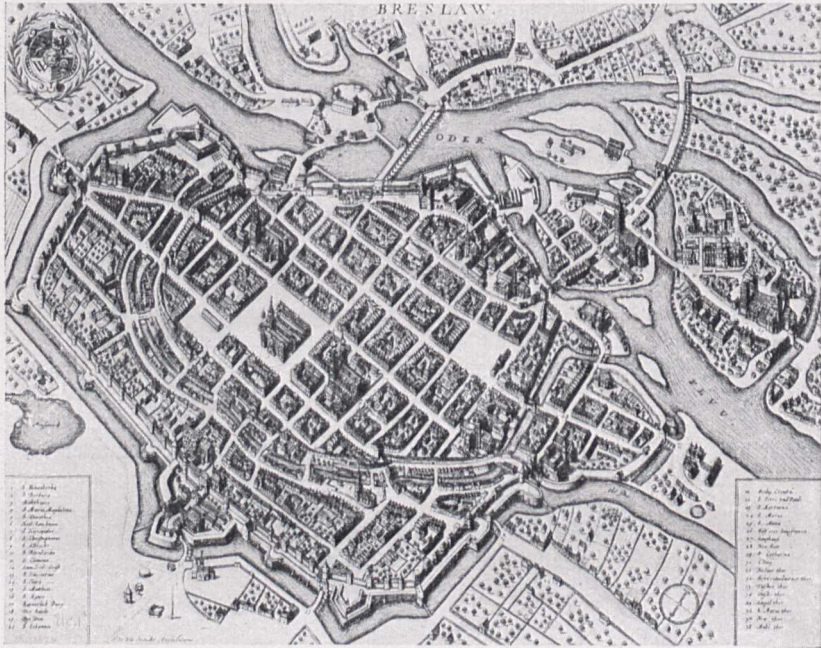


Abb. 54. Breslau im Jahre 1649 nach Merian

Stadtbaudirektor Behrendt-Breslau: Der Herr Vorredner hat Ihnen einen klaren Ueberblick über die bezeichnenden Erscheinungsformen der Stadtplanung im deutschen Osten gegeben. Er hat die sozialen, wirtschaftlichen und kunstgeschichtlichen Zusammenhänge aufgedeckt, unter denen die Vorgänge beurteilt werden müssen, um ein Verständnis für unseren gegenwärtigen Standpunkt im Ablauf der Entwicklung und eine bewußte Zielsetzung für die Zukunft zu ermöglichen.

Ich will versuchen, das in großen Zügen skizzierte Bild durch eine Einzelausführung, durch die Beleuchtung eines praktischen Beispiels, zu ergänzen.

Wenn ich hierfür Breslau wähle, so geschieht es nicht nur, weil ich bei Ihnen für diese Stadt als dem Ort unserer diesmaligen Tagung ein gesteigertes Interesse voraussetzen darf, nicht nur, weil ich annehme, daß das Bild der Stadt und ihrer Denkmäler auf viele von Ihnen, denen es neu ist, seinen Eindruck nicht verfehlt haben wird, sondern vor allem, weil Breslau in Ostdeutschland diejenige Stelle bedeutet, an der sich Stadtplanungs- und Siedlungsfragen am deutlichsten zu dem Problem aus-

gestalten, das im eigentlichsten Sinne als das Problem unserer Zeit anzusprechen ist. Denn dieses Problem ist die Wohnungsfrage der Massen. Nur wo Menschenmassen infolge geographischer Gegebenheiten und wirtschaftlicher Vorgänge sich zusammenballen, erhebt sich Widerstreit materieller Interessen der Wirtschaft gegen soziale, gesundheitliche und sittliche Forderungen. Es ist die Ungelöstheit dieser Großstadtfragen, in der die geistige Haltlosigkeit und der kulturelle Niedergang unserer Zeit zu einem erheblichen Teil begründet sind.

Aus dieser Erkenntnis rechtfertigt es sich, die größte Stadt des deutschen Ostens heranzuziehen, um an der Hand dieses Beispiels die typischen Erscheinungen zu beleuchten, die uns in Vergleich von Vergangenheit und Gegenwart Schlüsse auf zukünftige Entwicklungen ermöglichen können.

Das Bild der Breslauer Altstadt (Abb. 54), wie sie sich von der Gründung bis heute nahezu unverändert erhalten hat, zeigt die charakteristischen Züge, die schon der Hauptberichterstatter in so klarer Weise entwickelt hat, nämlich die Züge der in der Ebene entstandenen mittelalterlichen Kolonistenstadt des Ostens. Ein Muster klarer Planmäßigkeit und systematischer Struktur, durchweht von einem Geist der Sachlichkeit und notgebundener Einfachheit. Ist es doch ein Wiederaufbau nach Brand und Zerstörung, in kurzer Zeitspanne, in kaum 20 Jahren mit Aufbietung aller Kräfte durchgeführt; lehrreich für unsere Zeit nicht nur wegen der Analogie zu den nach Kriegswirren ebenfalls einsetzenden Bemühungen um einen Wiederaufbau in weiterem Sinne, nicht nur wegen der Großzügigkeit der Anlage, die noch den unendlich gesteigerten Bedürfnissen einer Halbmillionenstadt bis heute genügt hat, sondern weil es uns in überzeugender Weise auf die richtige Stellung gegenüber unseren eigenen Aufgaben hinleitet.

Die Bewunderung der Zeitgenossen seiner Entstehung für die Gradlinigkeit der Straßen, die einfache, ungesuchte Rechteckform der Plätze beweist die Irrigkeit der Auffassung, die der mittelalterlichen Stadtgestaltung bewußt romantisch-malerische Neigungen zuschreiben will. Der Plan lehrt uns, daß der Reiz des Stadtbildes sich aus der reinen Zweckform zwanglos von selbst ergibt, wenn sie in klarer und folgerichtiger Bestimmtheit zur Vollendung veredelt wird.

Es ist der starke Ausdruck für den geistigen und seelischen Inhalt jener Zeit, der uns aus dem Bilde der Breslauer Altstadt anspricht. In ihrer ruhigen Geschlossenheit und Klarheit spiegelt sich die unbeirrbar Gradlinigkeit und Zielsicherheit jener Kulturperiode. Schon die Betrachtung des Planbildes bietet ästhetische Befriedigung.

Bis vor 100 Jahren genügte der Umfang dieser nur wenig vergrößerten Festungsstadt dem Bedürfnis der Bevölkerung. Wiederum nach dem Abschluß politischer und kriegerischer Erschütterungen beginnt ein neuer Akt der Entwicklung. Aber wie anders steht das neue Geschlecht den sich bietenden Aufgaben gegenüber! Schon die Art, wie der große Moment der Entfestigung versäumt wird, ist bezeichnend. Der größte Teil des Festungsgeländes von über 600 Morgen Umfang, eine Fläche so groß wie die ganze Altstadt, fällt der Stadt als Geschenk in den Schoß. Damit war Gelegenheit geboten zu einer städtebaulichen Tat von dauerndem Segen für die kommenden Geschlechter, die Gelegenheit, einen Parkgürtel von ungefähr 2—300 m Breite rings um die Stadt zu schaffen. Aber nur ein Sechstel des Gebietes behielt die Stadt sich für die Anlage der Stadtgrabenpromenade vor. Auch dies nur ein Erfolg hartnäckigsten Kampfes



Abb. 55. Fliegerbild des Stadtkerns und der angrenzenden neueren Stadtteile von Breslau

des weiterblickenden damaligen Stadtbaurats. Eine der Hauptschönheiten der Stadt, die grünumsäumten Ufer des Stadtgrabens, wurde geschaffen. Aber mit Wehmut gedenkt man dessen, was hätte geschehen können, wenn nicht nach dem kurzfristig bloßen Gegenwartsnutzen entschieden und fünf Sechstel des wertvollen Bodenvorrats zur Bebauung verkauft worden wäre. Wie sehr der Sinn für großzügige Stadtgestaltung und die erforderliche Voraussicht dem ganzen 19. Jahrhundert gefehlt hat, geht übrigens aus der Geschichte zahlreicher, in dieser Zeit vorgenommener anderer Entfestigungen hervor. Die gleichen Erscheinungen in Wien, Köln, Posen, auch jüngst in Königsberg, wo erst in letzter Stunde und ebenfalls nach heftigen Kämpfen eine andere Auffassung zum Segen der Stadt die Oberhand gewann.

In ähnlicher Weise, nur unvollkommen wie die Stadtgrabenpromenade, gelingt die Gestaltung der unmittelbar anschließenden Stadtteile. An sich achtunggebietende Plätze, wie der Tauentzienplatz und der Königsplatz, tragen schon das Gepräge einer gewissen äußerlichen Repräsentation. Die Art, wie die Verkehrsstraßen in der Mittelachse geführt sind, ist schon weit entfernt von der wohlüberlegten Ausbildung der Altstadtplätze, des Neumarktes, des Ringes und des Blücherplatzes. Gedankenlosigkeit und Unbekümmertheit kennzeichnen die Entwicklung, die immer mehr in Planlosigkeit und wildes Wachstum verläuft. Den grundlegenden Gegensatz, der sich in den neuen Stadtteilen in dem Mangel aller klaren Gedanken, in dem allmählichen unbestimmten Zerfließen gegenüber der straffen Ordnung der Altstadt ausdrückt, läßt das Bild deutlich erkennen (Abb. 55). Das ist um so schlimmer, als mangelnde Voraussicht und Haltlosigkeit in einem Zeitpunkt sich einstellten, als gewaltige technische und wirtschaftliche Umwälzungen eine großzügige und sichere Leitung der Stadtentwicklung in besonders



Abb. 56. Die Bahnanlagen von Breslau

hohem Grade beanspruchten. So wird die Eisenbahn, die das Zeitalter des Verkehrs einleitet, zum verhängnisvollen Schicksal der Stadt. Die westliche Einführung der meisten Bahnlinien lockt mit günstigen Anschlußmöglichkeiten die Großindustrie in die für die Stadt als unglücklich damals noch nicht erkannte Westlage. Die Stadt verrußt, die gesundheitlichen Bedingungen verschlechtern sich. Ein besonders bezeichnendes Beispiel, wie wenig man eine zukünftige Entwicklung im Auge hatte, zeigt der Eisenbahnkeil (Abb. 56), der sich im Südwesten bis unmittelbar an die Altstadt vorschiebt. Ein Hindernis für den Stadtverkehr, das wie ein Pfahl im Fleische wirkt, und dessen Beseitigung den Aufwand so ungeheurer Mittel erfordern würde, daß in der gegenwärtigen Lage überhaupt nicht daran gedacht werden kann.

Die Wirkung des neuen Verkehrsmittels, der Eisenbahn, im Zusammenhang mit der volkswirtschaftlichen Umstellung des 19. Jahrhunderts vom Agrar- zum Industriestaat bringt Breslau neues Leben. Die Stadt wird Fabrikstadt. Im raschen Tempo steigt die Bevölkerungsziffer. In der Mitte des Jahrhunderts wird weitere Ausdehnung unbedingtes Erfordernis. Umfangreichere Eingemeindungen vergrößern das Stadtgebiet, die Bebauung wird höher. Immer weniger zeigt sich der Städtebau der Fülle der zu lösenden Probleme gewachsen. Ohne Rücksicht auf bestehendes Grün, ohne Verständnis für die sozial-hygienischen Forderungen des Wohnens, nur mit dem Ziel nüchterner Bauparzellenausschlachtung entstehen die Mietkasernenviertel der Nikolai-, Oder-, Scheitniger, Ohlauer

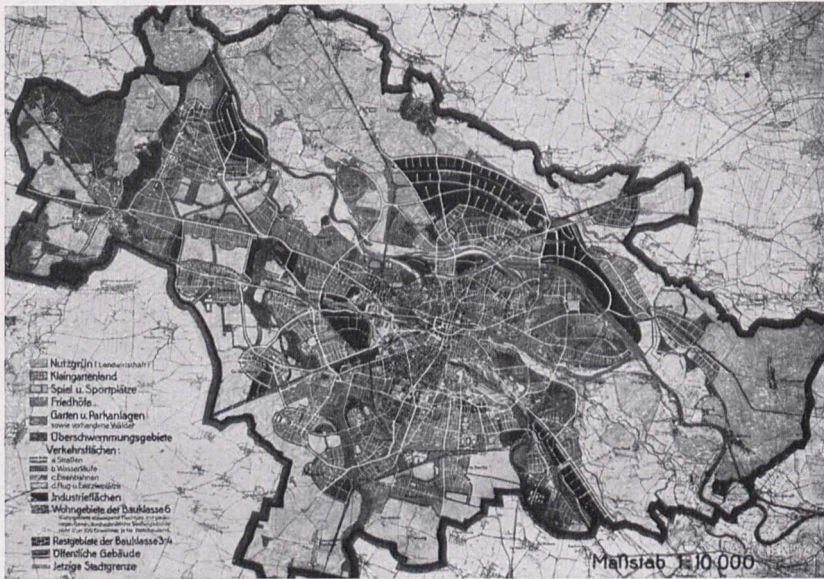


Abb. 57. Vorschlag des Magistrats — Stadterweiterungsamt — zu einem
Flächenaufteilungsplan für das künftige Stadtgebiet
Arch. Stadtbaudirektor Behrendt, Breslau

Vorstadt. Fünf-, ja, sechsgeschossige Bebauung wird zur Regel. Die Massenkasernierung erreicht mit Zahlen von über 1000 Einwohnern auf den Hektar ihren Höhepunkt. Breslau wird die dichtest bevölkerte Stadt des Reiches.

Erst mit Beginn des neuen Jahrhunderts erwächst aus den gesundheitlichen Schäden die Einsicht begangener Fehler. Der allmähliche Umschwung der Anschauungen und das Wiedererwachen bewußter Stadtgestaltung wird durch die zielsichere Grün- und Bodenpolitik Benders gekennzeichnet. Wenn schon die Schäden unregelmäßiger Entwicklung in Breslau erschreckender als in anderen Großstädten hervortraten, so wurden damals doch auch die Grundlagen für die Gesundung der Stadt in einem Ausmaße geschaffen, das Breslau noch heute einen hervorragenden Platz sichert. Hatten die unerhörte Enge des Stadtgebietes und die im agrarischen Osten von jeher besonders erschwerten Kämpfe um die Eingemeindung von Nachbargebieten einen Hauptanteil an der krankhaften Entwicklung zur Bebauungsdichte nach Fläche und Höhe, so setzte sich nunmehr um so nachdrücklicher die Erkenntnis durch, daß eine Lösung der Flächenfrage, eine energische Erweiterung des städtischen Hoheitsgebietes, den Beginn des planmäßigen Gesundungsprozesses zu bilden habe.

Abb. 57 zeigt den Entwurf des großen Besiedlungsplanes für das erweiterte Stadtgebiet Breslau. Er umschreibt eine Fläche, die etwa fünfmal so groß ist wie das jetzige Weichbild, und wenn Ihnen dieser Sprung etwas groß und weit erscheint — es hat nicht an Stimmen gefehlt in den Kämpfen der letzten Jahre, die immer wieder behauptet haben, daß

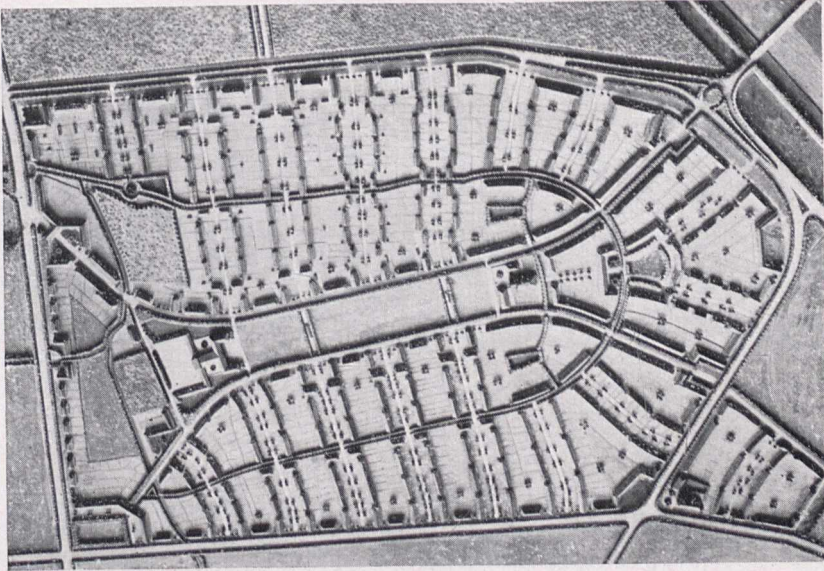


Abb. 58. Siedlung Breslau-Zimpel, Gesamtanlage
Arch. B. D. A. Wahlich und Heim, Breslau

Machtgelüste der Stadt zu diesem „übertriebenen“ Erweiterungsplan anreizten —, dann bitte ich Sie, sich zu vergegenwärtigen, daß wir in Zukunft unsere Außengebiete so gestalten müssen, daß sie einen Ausgleich bilden zu der unerhörten Besiedlungsdichte im Innern unseres Weichbildes.

Eine neuzeitliche Großstadt hebt sich nicht nur durch die außerordentlich vergrößerte Fläche, nicht nur durch die vergleichsweise riesigen Zahlen ihrer Einwohner von den Verhältnissen selbst bedeutender mittelalterlicher Städte ab. Auch die Lebensbedingungen und Lebensumstände ihrer Bürger sind unendlich vielgestaltiger und verwickelter als die streng geordneten und eng gebundenen Verhältnisse der Vergangenheit. Man braucht nur an den gesellschaftlichen Aufbau der mittelalterlichen Stadt mit der scharfen Trennung der Stände, mit der klaren und vereinfachten Ordnung des Erwerbslebens, an das Zunftwesen zu denken und damit die neuzeitliche Gewerbefreiheit, die dauernd fließenden und wechselnden Arbeitsbedingungen, die fluktuierende Bewegung der Arbeitermassen in Zu- und Abstrom und im Wechsel der Arbeitsstätten in Vergleich zu setzen, um zu erkennen, welcher grundlegender Wesensunterschied sich zwischen der modernen Großstadt und der Stadt des 15. bis 18. Jahrhunderts auf tut.

Dem verwickelteren Wesen der modernen Stadt entspricht eine Plangestaltung, die von der einfachen, leicht faßlichen Form der alten Festungsstadt sich ebenso abhebt wie die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Jetztzeit von denen der Vergangenheit.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das neue Planbild schon äußerlich ganz andere Merkmale trägt und von der Geschlossenheit und einfachen Struktur der mittelalterlichen Kolonistenstadt grundlegend unterschieden ist.

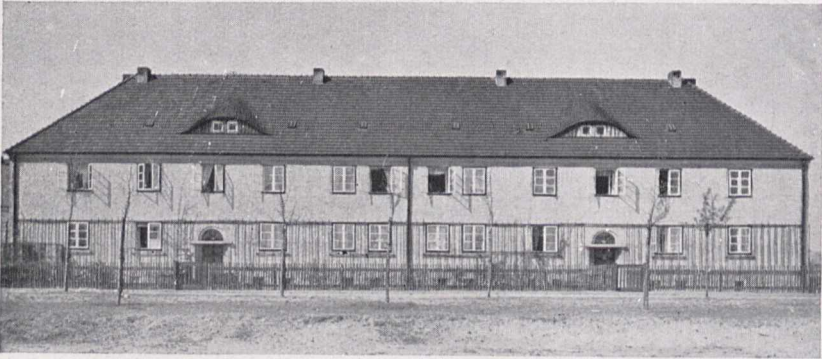


Abb. 59. Siedlung Breslau-Zimpel, Wohnhaus am Meisenweg
Arch. B. D. A. Heim, Breslau

Das Wesen der neuen Form wird ja gekennzeichnet und muß gekennzeichnet werden durch eine bewußte Auflösung und Zergliederung des Siedlungsgebildes, durch eine zentrifugale Tendenz, im Gegensatz zu der zentripetalen der Festungsstadt. Aber wenn der Sinn der neuen Ordnung des Ganzen nicht auf den ersten Blick erkennbar sein kann, wenn er sich erst der eindringenden Erkenntnis erschließt, so wird man sich darüber klar sein müssen, daß die verwickeltere und ungeschlossene Form nur insoweit am Platze ist, als innere Gründe sie zwingend fordern. Einfachheit und klare Ordnung sind und bleiben Grundbedingung alles Kunstgestaltens beim Aufbau des einzelnen Bauwerks wie bei der Entwicklung des Stadtplans. Sobald die Umstände es irgend erlauben, wird man zu diesem Grundsatz zurückkehren. Er wird zur Richtlinie für die Plangestaltung der äußeren Wohnbezirke, in die sich der Erweiterungsplan der Großstadt gliedert.

Die mittelalterliche Stadtsiedlung erhält ihre Grenzen unter dem Gesichtspunkt der Verteidigungsfähigkeit; der neuzeitlichen Wohnsiedlung sind sie durch gesundheitliche Rücksichten vorgeschrieben. Die Beschränkung auf einen gewissen Umfang entspringt der Notwendigkeit, den Bewohnern gesunde Lebensbedingungen zu schaffen, ihnen die Natur in erreichbare Nähe zu bringen. Verschiedene Ursachen, aber gleiche Wirkungen. In beiden Fällen ergibt sich die Aufgabe, ein an Umfang begrenztes Gebilde zu schaffen und damit die Möglichkeit einer in sich geschlossenen, einheitlich aufzufassenden Planung.

Eine weitere Wesensverwandtschaft ergibt sich aus der Gleichartigkeit der Planelemente. Den schmalen Grundstücken der mittelalterlichen Festungsstadt, bedingt durch die Zusammenzwängung im engen Gürtel der mit möglichst kleiner Mannschaft zu verteidigenden Werke, entsprechen die bescheidenen Kleinwohnungsparzellen der neuzeitlichen Wohnsiedlung, als Ergebnis eherner und nicht zu erschütternder Wirtschaftsbedingungen.

Die Massenwohnung der überwiegenden Zahl der wirtschaftlich Schwachen läßt keinen Spielraum zu wechselvollerem, reicherem Gestalten. Verstandesmäßige, ja nüchterne Ueberlegung führt hier wie dort zur Aufreihung gleichartiger Zellen, zur Ausbildung eines Schemas, das



Abb. 60. Siedlung Breslau-Zimpel, Friedrich - Ebert - Straße
Arch. B. D. A. Wahlich und Heim, Breslau

aber keineswegs zu seelenloser Langeweile zu erstarren braucht. Ebenso wie in der mittelalterlichen Kolonistenstadt, wie in den Plänen des 17. und 18. Jahrhunderts kann und muß es zum System geordnet, durch künstlerische Formung zum beseelten Plangedanken erhoben werden.

Diesen Geist strenger Gebundenheit, man möchte sagen militärischer Ordnung, der die Kultur des deutschen Ostens charakterisiert, läßt der Plan der Siedlung Zimpel erkennen (Abb. 58).

Man empfindet deutlich, daß es sich bei diesem Planbild um eine klare Zweckform handelt, bestimmt durch bewußte Herausarbeitung des sachlichen Inhalts. Dieses Planbild löst in ganz ähnlicher Weise ästhetische Befriedigung aus wie der alte Breslauer Stadtplan, mit dem ihn eine enge Verwandtschaft des Wesens verbindet: nämlich die folgerichtige Durchführung eines Systems, durch vollständige Ausformung zu eindrucksvoller Wirkung herausgearbeitet.

Diese Prägnanz, diese Bestimmtheit des Eindrucks ergibt sich aus der klaren Betonung des Gegensatzes zwischen dem unterschiedslosen Begleitheer der Kleinen und den beherrschenden Dominanten, den öffentlichen Baudenkmalern mit ihren überragenden Baumaßen.

Auch in dieser Beziehung besteht der gleiche Grundsatz für die neuzeitliche Wohnsiedlung. Die Gleichheit der Aufbauelemente, bedingt durch die Gleichartigkeit der für die überwiegende Mehrheit der Großstadtbevölkerung geltenden Wohnbedingungen, begünstigt, ja, fordert auch hier für den Aufbau ein typisches Schema und damit eine Gebundenheit des Gestaltens, wie sie das mittelalterliche städtische Bürgerhaus und die Schöpfungen des 17. und 18. Jahrhunderts überall dort charakterisiert, wo unter gleichen Bedingungen in kurzem Zeitraum umfangreichere Siedlungskomplexe entstanden sind. Diese Verhältnisse lagen bei den sozusagen in einem Akt entstandenen Kolonistensiedlungen des Ostens und bei den Stadtgründungen und Erweiterungen der landesfürstlichen Periode vor. Sie wiederholen sich heute, wo zur Unterbringung des großstädtischen Bevölkerungszuwachses ganze Stadtviertel mit Tausenden von Wohnungen in wenigen Jahren geschaffen werden müssen. Aus diesen gleichen Voraussetzungen ergibt sich, wie für die Plangestaltung, so auch für den Aufbau, der Grundsatz einer schematischen Behandlung. Wie dieser Geist der Sachlichkeit und Zurückhaltung nicht ohne eine gewisse Herbheit, aber

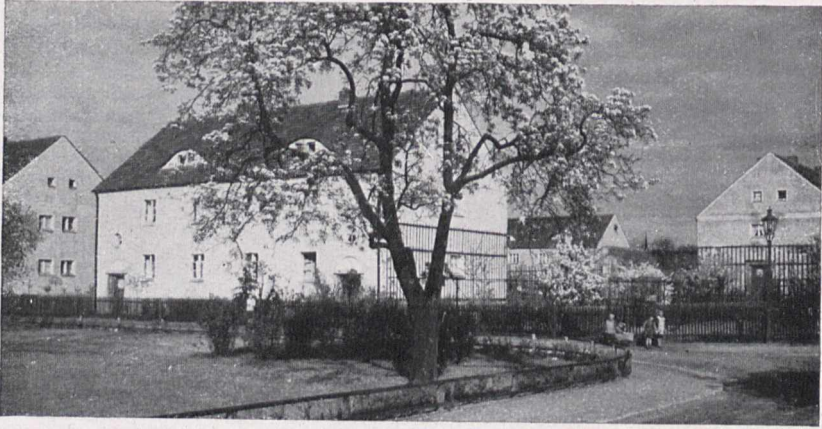


Abb. 61. Siedlung Eichborngarten-Breslau
Arch. B. D. A. Heim, Breslau

doch in einer wohlthuenden Ruhe und in einer bei aller Strenge Befriedigung auslösenden Ordnung in den neuen Breslauer Wohnbauten zum Ausdruck kommt, zeigen die Abbildungen 59—62.

Überall sehen Sie die ehrlichen Versuche, die angemessene Form für das Wesen der einfachen Massenwohnung zu finden. Und, was wichtiger ist, diese Versuche bewegen sich in der gleichen Richtung, in einer Richtung, die bestimmt wird durch die Forderungen der Sachlichkeit und der, bis zu einem gewissen Grade selbstlosen Unterordnung unter größere städtebauliche Gesichtspunkte.

Hier mag ein kurzer Hinweis auf die ganz andere Baugesinnung, die in den gerade jetzt vielbesprochenen Wiener Wohnbauten zum Ausdruck gelangt, das Wesen der hiesigen — für Ostdeutschland bezeichnenden — Auffassung durch den Gegensatz hervorheben. Wenn man die dortigen Schöpfungen besichtigt oder Veröffentlichungen über sie durchblättert, so wird in mindestens „befremdlicher“ Weise die unangemessene und zugleich schwankende und richtungslose Art deutlich, unter der dort die Behandlung des Formproblems im Kleinwohnungsbau leidet. Vielfach ist auch eine ganz ähnliche Neigung zum Repräsentativen und Aeußerlichen, wie sie die Gründerjahre und die ihnen folgende Periode kennzeichnet, bei den neuesten Wiener Schöpfungen wahrzunehmen. Sie scheinen die „Kleinwohnung des Proletariers als Palast“ versinnbildlichen zu wollen. So sehr ist durch übertriebene Höhensteigerung, durch Massenhäufung auf Monumentalität hingearbeitet. Es ist der Mangel an Uebereinstimmung von „Innen“ und „Außen“, von Form und Inhalt, der diese Wiener Wohnbauten als — der Ausdruck ist nicht zu hart — un w a h r erscheinen läßt, obschon an Stelle der überlebten, dem Adelspalast entlehnten Renaissanceformen vielfach eine gewisse neuzeitliche Nacktheit getreten ist. Im übrigen ist die Formgebung keineswegs einheitlich. Vielmehr hat der Wettstreit zahlreicher Architekten bei der offenbaren — und im Zeitalter der Reklame begreiflichen — Neigung, sich bemerkbar zu machen, zu einem wahren Chaos von Formen geführt, das von der öffentlichen Meinung leider so gern als interessant und abwechslungsreich geschätzt wird.



Abb. 62. Siedlung Breslau-Pöpelwitz, Häusergruppe an der Klodnitzstraße
Arch. B. D. A. Theo Effenberger, Breslau

Ueberhaupt darf man sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß die herbe, strenge und ehrliche Bauweise, deren wir uns in Breslau befleißigt haben, der Versuch, einen in örtlicher Eigenart bestimmten einheitlichen Formwillen zum Ausdruck zu bringen, sich noch keineswegs allgemeiner Anerkennung erfreut. Bei den vielfach gehörten Urteilen, die die neueren Breslauer Wohnbauten als öde und nüchtern verdammen, könnte man sogar zweifeln, ob der von unseren Architekten bewußt eingeschlagenen Richtung ohne Fühlung mit dem Empfinden der Zeitgenossen mehr als eine sozusagen „akademische“ Bedeutung zukommt, wenn man sich nicht bewußt wäre, daß der Sinn für Baukultur seit nahezu einem Jahrhundert einer Verbildung unterliegt, an der die Baukünstler in der eigenen Unsicherheit des Formwillens — wie ruhig zugegeben werden mag — zum großen Teil selbst mit schuldig sind.

Die Schwierigkeiten, die der allmählichen Erziehung der öffentlichen Meinung zu einer vernünftigen und gesunden Baugesinnung entgegenstehen, sind nicht zu unterschätzen. Diese Erziehung wird voraussichtlich auch noch für lange Zeit erschwert sein durch die erwähnte, noch immer andauernde Unsicherheit der baukünstlerischen Auffassung und durch die immer wieder auftauchenden Bestrebungen einer stark persönlich gefärbten Gestaltungsweise; einer Gestaltungsweise, die um nichts weniger individualistisch zu sein pflegt, wenn sie — wie gewöhnlich — im Gewande technisch-wirtschaftlicher Bedingtheit auftritt.

Vor kurzem war die Umbauung eines Platzes, der den Hauptzugang zu einer der Breslauer Siedlungen bildet, Gegenstand eines Wettbewerbs. Die Art der Aufgabe wird aus der Bearbeitung des ersten Preisträgers

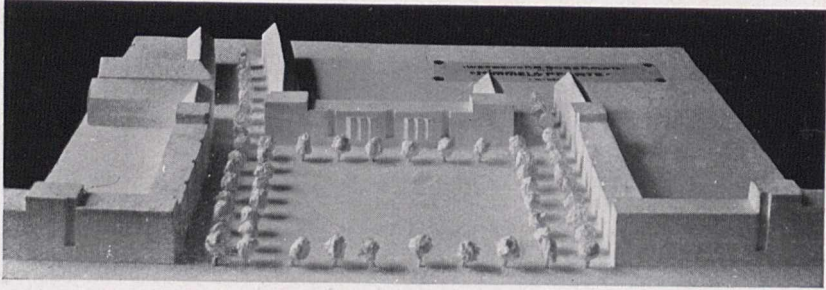


Abb. 63. Wettbewerbsentwurf zur Umbauung des Boberplatzes
in der Siedlung Breslau-Pöpelwitz. Erster Preis

Arch. B. D. A. Moshamer, Breslau

erkennbar (Abb. 63). An der einen Seite des Platzes führt eine Hauptverkehrsstraße vorüber. Rechtwinklig zu ihr erschließen zwei andere den Platz berührende Straßen die Siedlung. Eine denkbar einfache Situation, die die ungezwungene und natürliche Lösung in einer gleichartigen Umbauung mit ruhig gehaltenen Wänden in sich schließt. Ueberdies war ein befriedigender Einklang der neuen Bauten mit den bereits bestehenden Reihenhausbauten der Siedlung Bedingung.

Von einem anderen Teilnehmer des Wettbewerbs wird diese Einordnung in den nun einmal gegebenen Rahmen bewußt verschmäh (Abb. 64). Er bringt für diesen kleinen Rest eines in den letzten Jahren entstandenen, nach ganz einheitlichen Gesichtspunkten gestalteten Stadtteils ein völlig anderes, nach Form und Struktur abweichendes Bausystem zur Anwendung, ein Bausystem, das wegen seiner angeblichen wirtschaftlichen Vorzüge vorgeschlagen wird. Es kann sehr zweifelhaft sein, ob diese Vorzüge tatsächlich oder in dem Umfange anzuerkennen sind, wie der Verfasser dies vermeint. Es mag aber unterstellt werden, daß sie nennenswert sind. In keinem Falle sind sie aber so groß, daß damit eine so starke städtebauliche Dissonanz — oder besser — Kakophonie gerechtfertigt werden könnte, wie sie dieser grundlegende Systemwechsel auf engem Raum darstellt. Der Verfasser will sie aber auch gar nicht rechtfertigen oder begründen. Er erstrebt sie offenbar um ihrer selbst willen. Er geht dem Ungezwungenen, dem Natürlichen bewußt aus dem Wege, um seinen individualistischen Neigungen zu folgen. Dies ergibt sich mit voller Klarheit aus der Art, wie aus der nach Symmetrie förmlich schreienden Situation eine unsymmetrische Lösung entwickelt wird, eine Unsymmetrie, für die außer dem persönlichen Formgefühl des Verfassers keinerlei sachliche Begründung gefunden werden kann.

Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich wende mich nicht gegen die Neuheit, oder besser, die Fremdheit der angewandten Bauform. Ich weiß sehr wohl, daß die Grenzen zwischen Mode und Stilentwicklung flüchtig und schwer bestimmbar sind, und daß man sich hüten soll, sich durch die Abweichung vom Gewohnten gegen Neuartiges einnehmen zu lassen. Aber was mir in dieser Arbeit für die Entwicklung einer Baukultur gefahrdrohend zu sein scheint, das ist der Mangel an Gefühl für die Bedingtheit der Aufgabe, für die gebotene Einordnung, kurz, ein Mangel an Disziplin. Es mag in der — nicht nur kulturellen — Zerrissenheit unserer

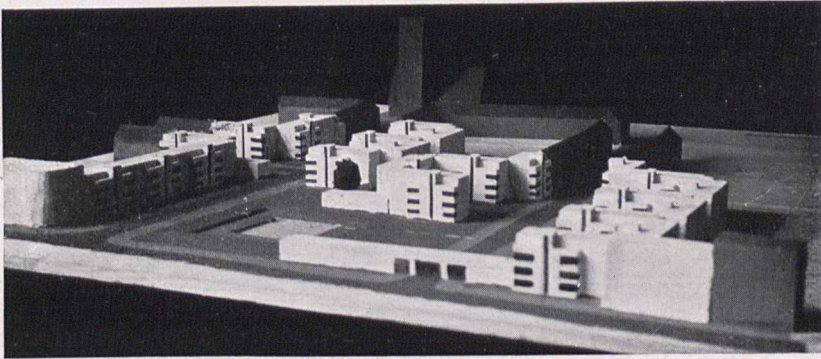


Abb. 64. Wettbewerbsentwurf zur Umbauung des Boberplatzes

Zeit begründet sein, daß immer wieder solche stark persönlich gefärbten Neigungen am unrechten Platz auftreten. Es mag auch an der wirtschaftlichen Bedrängnis unserer Baukünstler liegen, daß sie danach trachten, sich durch auffallende, sonderbare Leistungen von dem großen Heer der Vielen abzuheben. Aber es steht für mich fest, daß ohne eine gewisse Selbstlosigkeit, ohne daß der Meister hinter dem Werk verschwindet, das nicht zu erreichen ist, was uns an den alten Stadtbildern des Ostens vorbildlich scheint und was wir in unseren neuen erstreben, die Einheitlichkeit, Ungesuchtheit und Klarheit der Bauauffassung!

Die Frage, wie man diesem Ziel näherkommen kann, hat schon manchen Kongreß beschäftigt. Die Erörterungen sind auch nicht nutzlos gewesen. Sie haben das Bewußtsein der formalen Mangelhaftigkeit, die unserem Bauschaffen bis auf verhältnismäßig wenige Ausnahmen anhaftete, allmählich in immer weiteren Kreisen verbreitet. Auge und Gewissen wurden geschärft. Die Tatsache, daß gegenüber den rein materiellen Gesichtspunkten des Wirtschaftslebens der Schutz des Stadt- und Landschaftsbildes im Sinne der Heimatschutzbestrebungen heute eine unbestrittene öffentliche Angelegenheit ist, beweist den Fortschritt.

Noch im Jahre 1910 hat das preußische oberste Gericht in einer Entscheidung ausdrücklich hervorgehoben, daß den Polizeibehörden auf baulichem Gebiet keine Pflege ästhetischer Interessen obliegt. In der gleichen Entscheidung wurde für die Beurteilung einer Verunstaltung der „Durchschnitt des vorhandenen Bildungsgrades“ zum Gradmesser bestimmt. Damit war das Urteil in die Hand gerade der Vielen gelegt, deren Sinn für gute Formbildung noch nicht entwickelt ist. Einer Einwirkung auf die Gestaltung von Bauwerken in dem zu erstrebenden Geiste klaren städtebaulichen Gestaltens waren damit lächerlich enge Grenzen gezogen.

Den Umschwung der öffentlichen Anschauung, der sich in diesen verfloßenen, immerhin kurzen 16 Jahren vollzogen hat, bezeichnet der neueste Entwurf des Städtebaugesetzes, in dem mit den Bauvorschriften für die äußere Gestaltung des Straßen-, Platz-, Orts- und Landschaftsbildes nun endlich der entscheidende Schritt aus dem bisherigen, bloß negativen mit der Verhinderung einer Verunstaltung zu der posi-

tiven Forderung einer befriedigenden Gestaltung getan worden ist. Es heißt dort: „Durch örtliche Bauordnungen können Vorschriften mit dem Ziele gegeben werden, das Entstehen städtebaulich befriedigender Straßen-, Platz- und Ortsbilder zu fördern. Insbesondere können für Teile von Ortschaften Vorschriften gegeben werden über die Massenwirkung der Gebäude, über die Ausgestaltung der Außenflächen der Gebäude usw.“

Es ist bezeichnend für die grundlegende Aenderung der Anschauungen über diese Frage, daß die äußere Gestaltung der Gebäude, in ähnlicher Weise, wie das übrigens auch schon in alten Bauordnungen der Fall war, polizeilichem Zwange unterworfen wird, und dieses Vorgehen nunmehr auch seine gesetzlichen Grundlagen erhält. Denn man wird sich keiner Täuschung darüber hingeben dürfen, daß eine wirksame Erziehung zu gesünderer Baugesinnung, zu städtebaulicher Einordnung und Unterordnung ohne das Druckmittel eines Zwanges unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Erfolg verspricht.

Gegen diese Bestimmungen in dem neuen Entwurf hat sich — und das ist bezeichnend für die abwegigen Anschauungen, die noch immer unter den Baukünstlern herrschen — ein heftiger Widerstand auch aus Architektenkreisen bemerkbar gemacht, die befürchten, durch diesen behördlichen Zwang zu einer bestimmten einheitlichen Gestaltung, die in dieser Vorschrift gegeben sein kann, in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit, ihrer individualistischen Fähigkeiten gehemmt zu sein (Zuruf: Mit Recht!) Herr Geheimrat Gurlitt sagt: „Mit Recht!“ Ich glaube mich trotzdem dagegen äußern zu sollen. Die Architekten übersehen, daß sie mit dem Kampfe gegen diese Bestimmungen nur den Kampf gegen Persönlichkeiten betonen. Gewiß, es sind Mißgriffe vorgekommen, Mißgriffe sind menschlich, und sie werden nie ganz zu vermeiden sein. Aber das berechtigt noch nicht dazu, gegen das System als solches Sturm zu laufen. Wenn nicht die Möglichkeit gegeben ist, durch einen gewissen Zwang — das hat der Herr Vorredner schon ausgeführt — ähnlich wie in der Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts als Ersatz für den fehlenden Kollektivsinn zu wirken, dann werden gerade die Architekten die Leidtragenden sein gegenüber dem P f u s c h e r t u m. (Lebhafter Beifall und Zustimmung.) Aber auch ich bin kein unbedingter Anhänger des Zwangs um seiner selbst willen. Und weit mehr als von dem gesetzlichen Zwange verspreche ich mir für den Fortschritt zu einer einheitlichen Formkultur von dem Umstände, daß die Herstellung der Massenwohnungen seit dem Kriege aus einer privaten zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden ist. Damit beherrschen die öffentlichen Verwaltungen und insbesondere die Gemeindeverwaltungen nahezu die gesamte Bautätigkeit in der starken Stellung des Geldgebers. Es hängt nur von ihrem Willen und von der richtigen Wahl der Mittel ab, daß die umfangreichen Aufgaben des städtischen Wohnungsbaus in einer Form gelöst werden, die die Entwicklung einer neuen Baugesinnung in einem bisher nicht geahnten Maße beflügeln kann. Die Situation zeigt enge Verwandtschaft mit der des 17. und 18. Jahrhunderts. Auch damals hat sich die städtebauliche Ordnung des Wohnungsbaus unter strenger obrigkeitlicher Führung mit Unterstützung aus öffentlichen Mitteln vollzogen.

Wie damals, so geht heute der Weg zum Erfolge über eine straffe örtliche und organisatorische Zusammenfassung.

Auch in dieser Richtung kann das Vorgehen der Gemeinde Wien als Gegenbeispiel zur Klärung der zu beachtenden Gesichtspunkte beitragen.

Wien hat in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren Neubauten mit 25 000 Wohnungen geschaffen, eine vom wirtschaftlichen Standpunkt gewiß anzuerkennende Leistung. Um so bedauerlicher, daß dem die Auswertung im städtebaulichen Sinne nicht entspricht. Man vergegenwärtige sich, welche gewaltige baukünstlerische Aufgabe hier vorlag. 25 000 Wohnungen bedeuten eine Stadt von rd. 100 000 Einwohnern oder bei einer schon starken Zerlegung immer noch Siedlungskomplexe von 10—20 000 Köpfen. In diesem Sinne aufgefaßt, bot die Aufgabe eine Gelegenheit zu städtebaulichem Neuschaffen, zu einer Formung im großen, wie sie sich nicht häufig einstellt. Entstanden ist eine Vielzahl völlig vereinzelter Wohnbauten, bestenfalls zu Gruppen um Höfe geordnet. Der mangelnden Einheitlichkeit der Form, die schon vorhin festgestellt werden mußte, entspricht eine Zersplitterung, mit der die Voraussetzung für eine eindrucksvolle städtebauliche Gestaltung von vornherein entfiel.

Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß dieses Vorgehen in besonderen örtlichen Verhältnissen seine Erklärung und auch eine gewisse Rechtfertigung findet. So ist u. a. die dezentrale, bezirkswise Verwaltung Wiens, ähnlich wie in Berlin, Hemmnis einer großzügigen Zusammenfassung gewesen. Aber für die Klarstellung dessen, was vermieden werden muß und was zu erstreben ist, bietet gerade Wien ein belehrendes Beispiel.

Es scheint, als ob in den Riesenstädten die Voraussetzungen für eine Auswertung der gegenwärtigen Situation zu einheitlicher Stadtgestaltung weniger gegeben sind als in Städten von dem Umfange Breslaus, und daß daher gerade diese berufen sein könnten, die Entwicklung des Städtebaus bei der gegenwärtigen Sachlage besonders zu fördern. Denn einerseits ist hier der Umfang der absoluten Bautätigkeit bedeutend genug, um dem städtebaulichen Schaffen das für unsere Zeit charakteristische Gepräge der Massenherstellung zu verleihen, andererseits bieten sie noch die Möglichkeit einer zentral zusammengefaßten und zielbewußten Baupolitik ohne die Gefahr kleinlicher Zersplitterung.

So ist die Bautätigkeit in Breslau nach dem Kriege unter der Führung der Stadt in der Hauptsache in einigen größeren Bezirken konzentriert, die planmäßige einheitliche Zusammenfassung zu in sich geschlossenen Bauvierteln ermöglicht worden: ein Fortschritt auf dem Gebiete der Stadtgestaltung, an den vor zehn Jahren kaum Idealisten zu denken wagten. Das ist eine Baupolitik, die in ihrem Wesen dem Vorgehen in den ostdeutschen Kolonistenstädten des Mittelalters und den Siedlungsbestrebungen des 17. und 18. Jahrhunderts verwandt ist.

Der Wohnungsmangel mit seinem Zwange, die Wohnungsherstellung in die öffentliche Hand zu übernehmen, hat dazu geführt, daß aus der Not eine Tugend wurde. In dem gleichen Sinne hat der Zwang zu äußerster Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit organisatorische Maßnahmen gezeitigt, die die Entfaltung eines einheitlichen Bauwillens begünstigen. Ich habe hier weniger die Typenbildung und Normung im Auge, deren Wert für die Entwicklung einer für unsere Zeit bezeichnenden und einheitlichen Bauweise heute unbestritten ist, als vielmehr die grundsätzliche Einstellung auf eine ausgesprochen großgewerbliche Erzeugung.

Der Großteil der Wohnungsherstellung fällt in Breslau einem kaufmännisch geleiteten Unternehmen zu, das, der Stadtverwaltung eng verbunden, zum Organ ihres Willens und einer Baupolitik geworden ist, die auf diese Weise neben den technischen und wirtschaftlichen Vorteilen mit einem Mindestmaß von Hemmungen auch Fortschritte auf dem Gebiete der Baukultur hervorzurufen imstande ist.

Der auseinanderstrebende Wille der vielen, der eine zielbewußte Politik und nicht minder eine zielbewußte Baupolitik immer erschwert, ist ausgeschaltet. An einer Stelle zentral zusammengefaßt, erhalten alle Bestrebungen stärkste Stoßkraft.

Gewiß kann man zweifeln, ob die Verhältnisse, die unmittelbare Veranlassung waren, die Initiative auf dem Gebiete des Wohnungsbaus und damit der Stadtgestaltung der öffentlichen Hand zuzuweisen, von Dauer sein werden. Man darf schließlich nicht vergessen, daß es ein schwerer krisenhafter Notstand ist, der diese Maßnahme hervorgerufen hat, und man muß hoffen und kann es wohl auch erwarten, daß eine Besserung der Lage, ein Ausgleich der wirtschaftlichen Schwierigkeiten allmählich eintreten wird.

Ich glaube aber nicht, daß damit ein Verlust des — wie man zugeben wird — heilsamen Einflusses auf die Entwicklung des Wohnwesens und der Stadtgestaltung verbunden sein muß. Zunächst werden die öffentlichen Verwaltungen ihre Führerrolle als Geldgeber noch sehr lange und meines Ermessens auch dann noch zu spielen haben, wenn der Ausgleich zwischen Herstellungskosten und Mieten eingetreten sein wird. Denn der Anreiz für das Kapital, sich dem Baupolitik und insbesondere dem Kleinwohnungsbau zuzuwenden, war selbst in Zeiten blühender Wirtschaft immer gering. Das Beispiel Hollands, wo schon lange vor dem Kriege die Notwendigkeit obrigkeitlicher Fürsorge für das Wohnungswesen ihren gesetzlichen Niederschlag gefunden hat, beweist, daß eine gewisse finanzielle Nachhilfe seitens der Allgemeinheit, eine regelnde Einwirkung der öffentlichen Hand, bei der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der europäischen Länder nicht entbehrt werden kann, wenn neben dem Bedürfnis der großen Masse nach Nahrung und Kleidung auch das der Behausung in angemessener Weise befriedigt werden soll. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt, die wachsende Erkenntnis der eminenten Bedeutung des Wohnwesens für die körperliche und seelische Gesundheit der Bevölkerung und das zunehmende Verständnis für die mittelbare Entlastung im Fürsorge-, Krankenhaus-, Gerichts- und Gefängniswesen werden m. E. auch in Deutschland dafür sorgen, daß die Wohnungsfrage nie wieder in den Zustand zurücksinkt, in dem sie sich vor dem Kriege befunden hat. Ich erblicke in dem Umschwung der Anschauungen, der sich unter dem Einfluß bitterer Erfahrungen in allen Teilen der Welt vollzogen hat und noch vollzieht, einen sozialen Fortschritt von historischer Bedeutung, der durch eine rückläufige Bewegung in einer für menschliches Augenmaß erkennbaren Zeit jedenfalls nicht wieder abgelöst werden wird.

Damit muß die Behandlung der Wohnungsfrage eine öffentliche Angelegenheit bleiben. Die neuere Gesetzgebung — Wohnungsgesetz, Heimstättengesetz, Städtebaugesetz — und die deutsche Reichsverfassung lassen deutlich erkennen, daß die Kurve der Entwicklung in dieser Richtung verläuft. Dazu kommt, daß auch der allgemeinere Gedanke der planmäßigen Bodenwirtschaft immer weiter fortschreitet. Ueberall erkennt man die wirtschaftlichen und sozialen Schäden, die die unbewachte, ungeleitete und wilde Entwicklung hervorgerufen hat, und mit ihnen die zwingende Notwendigkeit einer regelnden Ordnung nach großen Gesichtspunkten. Der enge Zusammenhang zwischen der Boden- und Wohnungsfrage tritt immer deutlicher hervor, Städtebau- und Wohnungsprobleme beginnen merkbar an den alteingewurzelten Rechtsbegriffen des unbeschränkten Eigentums am Grund und Boden zu rütteln.

Immer mehr und in rapider Entwicklung werden alle diese Fragen zu *Gemeinschaftsfragen*. Nie wieder — des bin ich sicher — werden die Städte auf die entscheidende Mitwirkung in diesen Angelegenheiten verzichten können; in immer steigendem Maße werden sie danach streben müssen, ihre eigene Entwicklung planmäßig und bestimmend zu beeinflussen. Ob die Umstände ihnen mit den Mitteln des öffentlichen Geldgebers eine eigene Baupolitik ermöglichen oder ob die mehr mittelbaren Einwirkungen der Bodenpolitik die maßgebenderen sein werden — eins steht fest: Eine Periode der mehr oder weniger wild wachsenden Stadt ist vorüber, eine neue Periode der geplanten Stadt hat begonnen und zwar unter Auspizien, die dafür sprechen, daß die Städte Herren ihrer Gestaltung bleiben werden.

Die Bedeutung dieser Entwicklung für die Belebung einer neuen Baukultur ist nicht zu unterschätzen. Damit kann, solange eine klare und einheitliche Bau- und Werkgesinnung die Mehrheit des Volkes — wie im Mittelalter — noch nicht beseelt, an die Stelle des fehlenden Gesamtwillens der Wille einzelner treten, die an der Tradition geschult und vom richtigen Geiste erfüllt, nunmehr die Arme frei bekommen zur Tat, zu praktischem Wirken, zur Erziehung ihrer selbst und der Allgemeinheit.

Denn das wachsende Interesse, das die Fragen in neuerer Zeit offensichtlich finden, berechtigt zu der Erwartung, daß gute Beispiele nicht ohne Einfluß bleiben werden. Ich wenigstens bin der zuversichtlichen Hoffnung, daß mit der veränderten Lage, mit dem Eintritt geeigneter Persönlichkeiten in die Führung des Planungs- und Siedlungswesens sich auch allgemein eine Erstarkung gesunder Anschauungen, eine einheitliche Baugesinnung allmählich anbahnen muß. Die heute noch vielfach anzutreffende Unsicherheit und Richtungslosigkeit wird mit der Zeit schwinden, und mit der zunehmenden Reife wird sich dann die Geistesverfassung herausbilden, ohne die die Lösung auch der schwierigeren und heikleren städtebaulichen Aufgaben nicht zu denken ist, die im Gefolge neuzeitlicher Stadtentwicklung hervortreten. Auch an solchen ist in Breslau kein Mangel.

Es liegt in der Struktur des Stadtplanes, daß die mittelalterliche Innenstadt vom Großstadtverkehr nicht freigehalten werden kann. Bei aller Großzügigkeit der einstigen Planung werden gewisse Eingriffe zur Anpassung an neuzeitliche zwingende Forderungen — sogenannte innere Stadterweiterungen — nicht zu vermeiden sein. Einer der durchzulegenden neuen Verkehrszüge wird den Blücherplatz — den ehemaligen Salzring — und die Elisabethkirche berühren, neue Ueberbrückungen werden das Strombild beeinflussen, ein die Bedeutung der Großstadtverwaltung spiegelndes Geschäftsgebäude wird dem historischen Bilde des Ringes mit dem alten Rathause einzufügen sein (Abb. 65 u. 66).

Das sind lauter Aufgaben, die, in ihrer Wichtigkeit und städtebaulichen Bedeutung schon heute erkannt, mit dem erforderlichen Takt, aber auch ohne schwächliche Angst gelöst sein wollen.

Solche Lösungen können und werden nur heranreifen in dem Bewußtsein der sicheren Wegerichtung zu einer gesunden Baukultur.

Hiermit will ich den kurzen Ueberblick über die Fülle der Gestaltungsfragen abschließen, die uns und die kommenden Generationen noch zu beschäftigen haben werden, um — ich spreche mit den Worten Professor Landsbergers — der „rasch und formlos gewachsenen Großstadt Breslau ein wirkliches Gesicht“ zu geben.

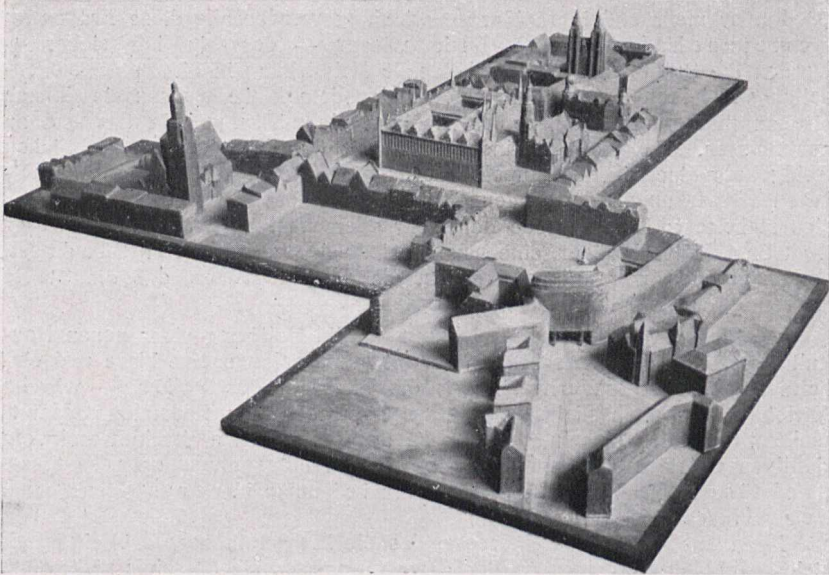


Abb. 65. Vorschlag für die Eingliederung eines neuen Stadthauses in den Ring sowie Gestaltung des Blücherplatzes (Durchbruch einer Verkehrsstraße) und der Umgebung der Elisabethkirche

Arch. Stadtbaudirektor Behrendt, Breslau, Mitarbeiter Magistratsbaurat Konwiarz, Architekt Stein

Die Umformung der Großstadt erhält aber, auch unter allgemeineren Gesichtspunkten betrachtet, ihre besondere Bedeutung. Das Absterben baukünstlerischer und handwerklicher Ueberlieferungen, das Ueberwuchern verbildeter Formen, die Richtungslosigkeit alles Gestaltens haben von der Großstadt ihren Ausgang genommen und sind über die Mittel- und Kleinstadt hinweg allmählich in das Dorf und auf das platte Land vorgezogen. Stärker als früher ist im Zeitalter des Verkehrs, des Fernsprechers und des Rundfunks die Ausstrahlung und der Einfluß großstädtischer Lebensäußerung in Sitte und Gewohnheit auf das Land. Die Entwicklung einer einheitlichen, ungesuchten und werkgerechten Baukultur wird daher den gleichen Weg von Stadt zu Land nehmen und von den größeren Städten schon deshalb ausgehen müssen, weil sie nach meinem Dafürhalten auf das engste mit der fortschreitenden Lösung der sozialwirtschaftlichen Fragen verbunden ist, die gerade hier am brennendsten auftreten.

Denn die Erscheinungsformen der Baukunst sind nur der sichtbare Ausdruck tieferer innerer Vorgänge und Bewegungen im Leben der Völker. Die Gesundung in der Gestaltung unserer heimatlichen Umgebung, unserer Städte und Dörfer, ist von einem viel umfassenderen Wandlungsprozeß unserer gesamten Lebens- und Weltanschauung abhängig.

Wir stehen im Anfang. Niemand kann heute die Wegrichtung zu diesem Ziele auf eine weitere Strecke überschauen. Aber ich möchte glauben, daß gerade die herbere Atmosphäre des Ostens die hier durch

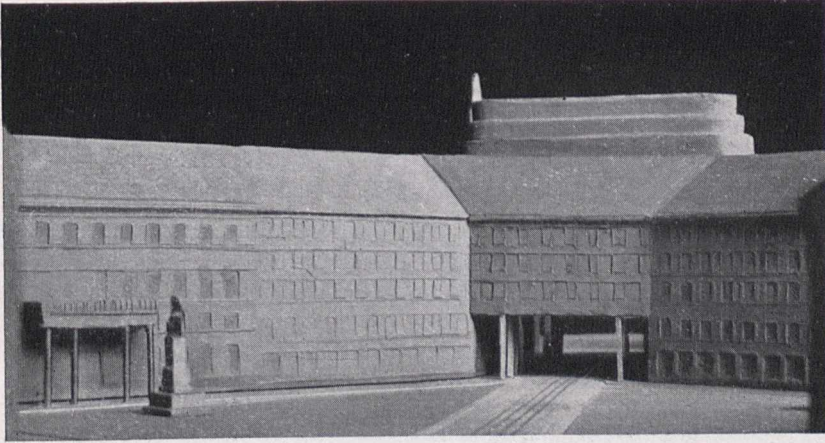


Abb. 66. Gestaltung des Blücherplatzes im Anschluß
an die Alte Börse. (Arch, Langhans d. J.)

Durchbruch einer diagonalen Verkehrsstraße

Arch. Stadtbaudirektor Behrendt, Breslau, Magistratsbaurat Konwiarz, Breslau

die Jahrhunderte erkennbare Neigung zu gemessenerer Auffassung in Leben und Kunst der Entwicklung beachtliche Impulse verleihen kann, (Lebhafte Beifall.)

Vorsitzender: Auch Ihnen hat der Beifall der Versammlung gelohnt, so daß ich es nicht als meine Aufgabe betrachten kann, mit Worten Ihren Vortrag zu loben — ich darf Ihnen nur im Namen der Versammlung nochmals herzlich dafür danken.

Es ist vorhin bei Beginn unserer Verhandlungen die Frage an mich gestellt worden, ob wir denn glaubten, mit dem Thema den Vormittag füllen zu können. Ich glaube, die Frage ist beantwortet; es ist jetzt $\frac{1}{2}$ 1 Uhr, und zu meiner Freude sind einige Herren zur Diskussion gemeldet. Ich glaube daher bitten zu dürfen, bei aller sachlichen Vollständigkeit der Ausführungen sich bewußt zu bleiben, daß unsere Zeit begrenzt ist.

An erster Stelle hat das Wort Herr Regierungsbaumeister Langen.

Regierungsbaumeister a. D. Gustav Langen, Leiter des Deutschen Archivs für Städtebau-, Siedlungs- und Wohnungswesen, Berlin: Welchen Inhalt hat unser deutsches Leben heute und welcher geformte Ausdruck könnte ihm entsprechen — das ist die große Gestaltungsfrage unserer Zeit. Sie gliedert sich in drei Unterfragen:

1. Was ist an alten Kräften, die uns die Kirchen, Burgen und Klöster, die Dörfer und Städte in ihrer ehrwürdigen Schönheit schufen, heute noch lebendig?
2. Welches sind die neuen Lebenswerte, deren Ausdruck wir zu gleicher Reife zu bringen haben, wie es die Alten mit den ihrigen getan haben?

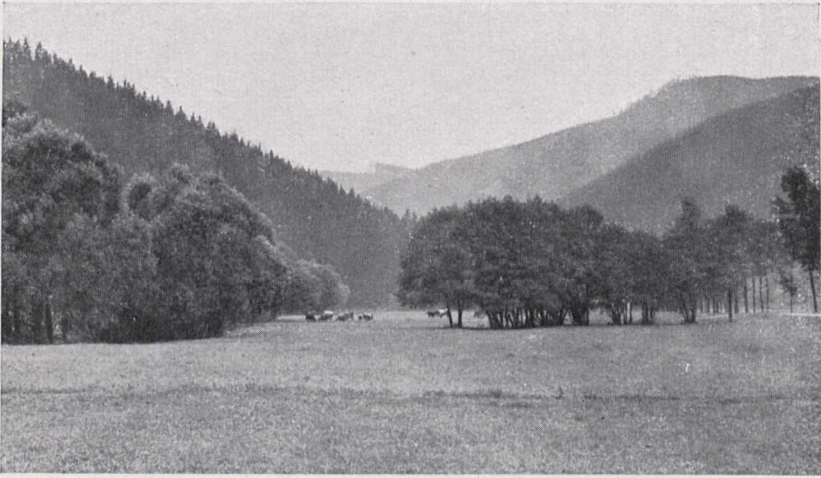


Abb. 67. Görbersdorf. · Blick zum Steinetal

3. Welchen Idealen der materiellen und geistigen Lebensgestaltung in Wirtschaft und Volksleben streben wir zu? Wie wollen wir in Zukunft Großstadt, Kleinstadt, Dorf, Kirche, Schule und alle Gebäude des öffentlichen und privaten Lebens? Wie wollen wir endlich in Zukunft den Zusammenhang aller dieser Teile, den Charakter, das Gesicht unseres ganzen Heimatlandes gestalten?

Diese drei Fragen enthalten die Aufgaben der Denkmalpflege und des Heimatschutzes, soweit dieser sich mit sichtbaren Werken befaßt; sie greifen aber auch weit über in andere Gebiete geistiger Natur. Sie greifen ein in die religiösen und sozialen Entwicklungen unseres Volkslebens und berühren alle Aufgaben, auch die des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, wo immer heute bewußt gestaltet und geordnet wird.

Besonders deutlich treten diese Aufgaben wohl hervor, wo bei Stadtplanungen künftige Lebensräume gestaltet werden sollen oder wo, wie bei Landesplanungen, nicht nur ein städtisches Gebilde, sondern ein ganzer Landstrich sich nach bestimmten Richtungen der Wirtschaftsform und Landschaftspflege und nach der Richtung einer technischen Durchdringung mit gemeinsamen Einrichtungen des Verkehrs, der Kraftverteilung, der Bebauung entwickeln soll.

Je mehr der Bearbeiter einer solchen Planung mit geschichtlicher Ehrfurcht, mit weitem Blick für die Einheit der heutigen Bedürfnisse und mit idealem Schwung für eine Neugestaltung unserer Zukunft gegenübersteht, je mehr er mit warmem Herzen nicht bloß als Techniker, sondern als Lebenskünstler im Sinne eines Gestalters künftigen Volkslebens bei der Sache ist, desto eher wird er der Aufgabe gerecht werden. Desto eher werden die Ergebnisse auch dem gleichen, was unsere große Vergangenheit an regelmäßigen Stadt- und Burganlagen und an großzügigen Siedlungen geschaffen hat. Freilich, die Aufgabe ist so vielgestaltig, neu und schwer, daß man heute nur mit großer Zurückhaltung Ansätze zu solcher Gestaltung zeigen darf. Das Leben ist heute so selbstbewußt-materiell eingestellt, daß die Ueberwindung der Materie durch den Geist um des

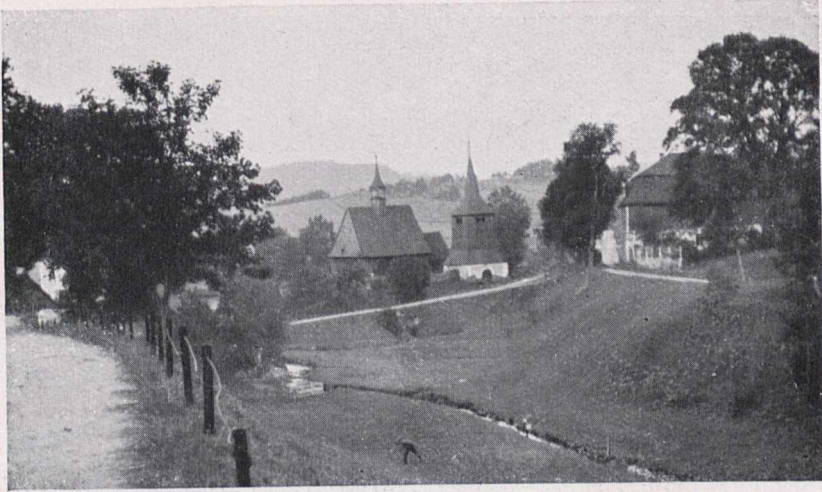


Abb. 68. Kapelle, Glockenturm und Scholtisei. Reimswaldau, Kr. Waldenburg

Geistes willen, nicht schließlich doch wieder für materiellen Vorteil, heute fast als Irrweg verlacht und bemitleidet wird. Die Herzhaftigkeit und göttliche Selbstverständlichkeit, mit der das Mittelalter seine Baumassen in Domen und Höhenbebauungen türmte um des Herrn und der Herzen willen, ist einer vorsichtigen Berechnung gewichen, in welcher Spitzenleistungen mehr mit ihrem Reklamewert eingesetzt werden. Das ist die innere Einstellung der Zeit, die dem Planverfertiger seine Aufgabe ideal und mit höherer Verantwortlichkeit aufzufassen erschwert.

Soll die Form einer Stadt vom Verkehr bestimmt sein und von der Bodenspekulation, nicht von den Gesetzen der harmonischen Gruppierung und des in sich ruhenden Volkslebens? Damit sind statt der Götter — die Götzen des neuzeitlichen Planungswesens aufgerichtet. Die Diener sind zu Herren geworden.

Es ist die Kunst des guten Planbearbeiters, die Diener kräftig zu nutzen, aber den Göttern, den Idealen der Menschheit, zu dienen.

Ich kann Ihnen nur ganz allgemein sagen, daß wir nach meinen praktischen Erfahrungen auf dem Wege sind zu einer neuen Auffassung, die mehr aus der Tiefe kommt und im Planungswesen den idealen Forderungen wieder mehr Rechnung trägt.

Auf besonderen Wunsch habe ich hier mitzuteilen, wie der von mir bearbeitete Generalbebauungsplan für das Waldenburger Industrie- und Bergland den idealen Forderungen unserer Lebensgestaltung gerecht zu werden versucht. Dieser Plan faßt zunächst die Waldgebiete auf den Höhen wieder zu abgerundeten Bezirken zusammen, schafft durch verbesserte Bodenbearbeitung Grundlagen für eine gesunde Heimarbeit, die auch auf die Pflege seltenerer Hölzer im Waldbestand Einfluß gewinnen soll. Es wird durch wassertechnische Maßnahmen der Grünlandbau befördert, der diesem Gebirgsland unterhalb der Wälder wieder den Almencharakter gibt. Diese mit lebhafter Unterstützung der landwirtschaftlichen Kreise vorbereitete Umstellung hat große wirtschaftliche Vorteile. Hier berührt uns aber die Tatsache, daß auch die landschaftliche Schönheit dadurch



Abb. 69. Weberkolonie bei Heinrichsau, Kr. Waldenburg

charaktervoller herausgearbeitet wird. In diesen Gebieten sieht nun der Plan noch eine verstärkte Heimatpflege vor, die sich auf die Erhaltung alter Bäume, die Reinhaltung der Wasserläufe, die Pflege der Siedlungsform und des Einzelhauses bezieht. Die Bauernhäuser sollen bei Umbauten oder Neubauten geeignete Fremdenzimmer für Sommergäste erhalten, die Gasthäuser sich in besonderer Weise dem Landschaftsbild einfügen, und für die fernere Zukunft soll das ganze Gebiet durch Wanderwege, Höhenstraßen und Höhenbebauung zu einer Kulturlandschaft gesteigert werden, wie wir das von älteren Siedlungsgebieten des Südens und Westens her kennen. Der in fernerer Zukunft sich zweifellos stark steigende Erholungsverkehr soll auf solche Weise dieses Gebiet nicht, wie leider anderswo, entweihen, sondern adeln helfen. Daß hierfür auch die Veredelung der Wohn- und Wandersitten Voraussetzung ist, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Die Planung kann da nur das Gehäuse für edleren Inhalt schaffen. Alte Kirchlein, lauschige Seitentäler (Abb. 67), unberührte Dörfer (Abb. 68), ältere Arbeitersiedlungen (Abb. 69) sollen dabei erhalten und gepflegt, das Verhältnis von Haus und Straße (Abb. 70) wieder wie in älterer Zeit beachtet werden. Wesentlich schwieriger ist in dieser Beziehung die Behandlung des schon stark bebauten Industriegebietes als Kulturlandschaft. Zwar gibt der Bergbau dieser Gebirgslandschaft durch seine Halden, Hallen, schwelenden Kokereien und dampfenden Kühlanlagen einen heroisch wilden Charakter, der sich noch steigert, wenn abends das Lichtermeer der Werke mit den in Rauch versinkenden Farben der Abendbeleuchtung kämpft; aber, näher betrachtet, enthält das heutige Bild so viel Häßlichkeit und Unordnung, damit auch Unwirtschaftlichkeit, daß für die Zukunft noch große Aufgaben im Dienste großzügiger Wirtschaft, einer verkehrstechnisch und baulich erhöhten Ordnung zu lösen bleiben. Auch in diesem Gebiete will der Plan das Alte erhalten, das Heutige klären, das Künftige entwickeln. Aus dem allgemeinen Mischmasch von Wohn- und Industriebebauung, Hochbau und Flachbau, Aeckern, Baumbeständen und Gärten der verschiedenen, aneinanderstoßenden und ineinandergreifenden



Abb. 70. Polsnitz, Kr. Waldenburg

Gemeindegebiete soll eine geordnete Gliederung entstehen, die in erster Linie den Bedürfnissen des naturgebundenen Bergbaues folgt, dann aber auch dem Leben der für ihn arbeitenden Menschen dient, Stadtbilder schafft, Siedlungen umgrenzt, Garten- und Erholungsgebiete ausbildet.

Daß die höhere Richtung einmal wegweisend werden könnte, dafür gibt uns die von Herrn Kloeppele gezeigte große Vergangenheit aus der Siedlungstätigkeit des deutschen Ordens einen fernen Hoffnungsschimmer. Es hat in der Vergangenheit des Altertums und auch unseres deutschen Mittelalters über dem schließlich immer gleichbleibenden Kampf um die irdischen Dinge ein höherer Geist geherrscht und unserem äußeren Sein den Stempel aufgedrückt. Möge er auch über der neueren Siedlungstätigkeit unseres deutschen Ostens aufgehen! (Beifall).

Der Redner zeigt dann noch einige seiner Pläne für die Entwicklung der als Hüter des Deutschtums im Osten so wichtigen deutschen Kleinstädte, von denen der Plan von Schlochau hier beigelegt sei. Der Redner gibt dazu folgende Erläuterungen:

Der Plan (Abb. 71) stellt nur einen Anfang dar für eine von der üblichen Erweiterungsmethode bewußt abweichende Richtung mit dem Ziel, die Städte nicht durch Ansetzen neuen Fleisches an ihre Hauptmasse zu vergrößern, sondern durch Angliederung in sich baulich und nachbarlich-gesellig selbständiger Siedlungsgebilde. Näheres darüber bringt der Aufsatz im „Neubau“, Verlag Ernst & Sohn, Heft 18, 1926. Wenn es noch nicht gelungen ist, großzügige Anlagen von der Reife der mittelalterlichen und späteren fürstlichen Städtegründungen dabei herauszugestalten, so beruht dies einmal auf der Neuheit der Aufgabe, dann aber auf den außerordentlichen Schwierigkeiten, die in der Verwicklung unserer heutigen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse liegen. Kennzeichnend ist in dieser Beziehung die Schwierigkeit der örtlichen Verhältnisse, die überall durch Grundstückswillkür, Straßenzüge und zerstreute Bebauung die Unordnung fast unausrottbar machen. Hierdurch wird im Gegensatz zu früher,

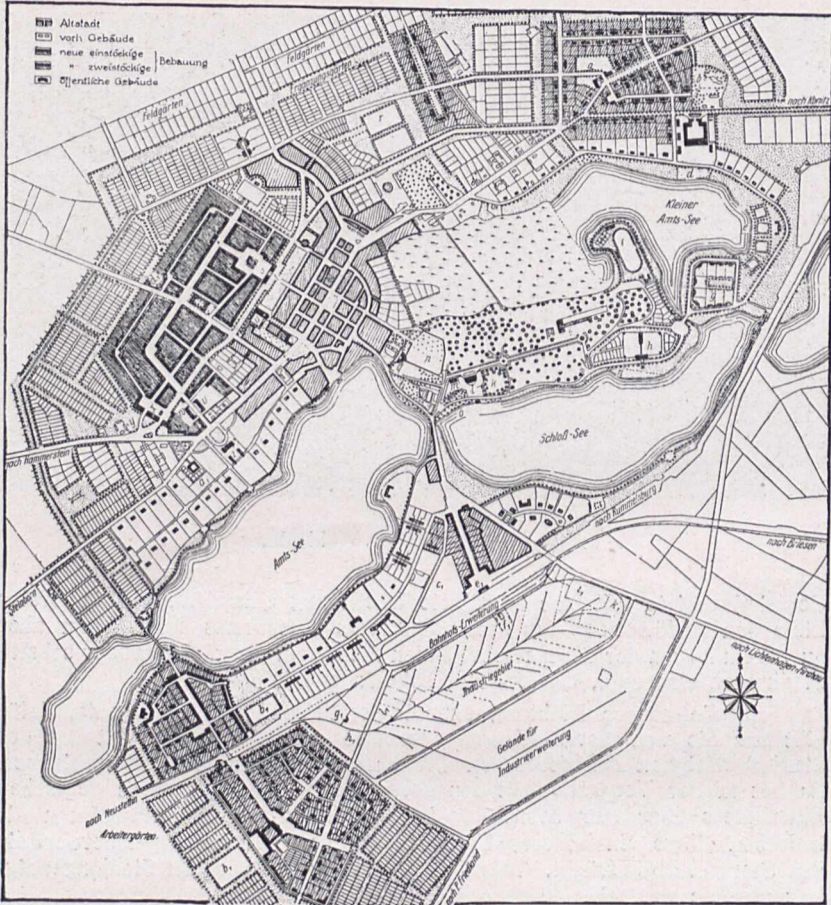


Abb. 71. Plan für die Entwicklung einer Kleinstadt im deutschen Osten mit verstärkter industrieller und bodenwirtschaftlicher Entwicklung (Schlochau, Grenzmark)

wo man mehr auf Neuland arbeiten konnte, jede großzügige Gestaltung schon im Plan, besonders aber bei der Durchführung erschwert. Immerhin ist versucht worden, den Kern der Altstadt zu erhalten, die alte Burg und den herrlichen Wald als Blickpunkt ungestört zu lassen, die alten und neuen Siedlungsgebilde mit zeitig anzupflanzenden Baumreihen abzuschließen und durch „grüne“ und steinerne torartige Merkmale gegen die Außenwelt abzuheben, die vorhandenen Höhen durch Gebäude zu krönen und auch das Außengartengebiet nach Möglichkeit zu gliedern. Dorfanger, Marktplätze, Torplätze sind wieder in ihr altes Amt eingesetzt, das sie bei richtiger Erfassung der neuzeitlichen Möglichkeiten wieder mit besonderem Nutzen versehen können. Es ist nicht Romantik, sondern nüchterne praktische Erwägung, geleitet von einem höheren Gestaltungswillen, die auch heute gestattet, mit den Mitteln alter Siedlungskunst wieder frei und bewußt zu arbeiten.

Regierungsbaumeister R. Niemeyer, Oppeln:

Heimatschutz und Siedlung in Oberschlesien.

Heimatschutz und falsche Romantik werden häufig verwechselt. Gibt es doch heutzutage noch weite Kreise, die glauben, einen Kirchbau müsse man gotisch oder barock gestalten, in eine alte gotische Kirche dürfe man nur einen neuen gotischen Altar hineinsetzen, obwohl es im Zeitalter der Technik und der Maschine ganz unmöglich ist, einen Altar zu schaffen, der vom Geist und Blut der Gotik erfüllt ist. Neue Zeiten erfordern neue Formen. Deshalb soll man zwar Heimatschutz im Sinne der Erhaltung des Alten betreiben, aber zu allererst versuchen, in den Geist des Alten einzudringen, soll aus ihm die Werte der inneren und äußeren Raumgestaltung für die gegenwärtigen Bauaufgaben entnehmen und sie für deren Gestaltung verwerten. Da hilft es nach dem Hexensabbat von Stilen, den wir im Laufe eines knappen Jahrhunderts erlebt haben, nur, die Bauaufgaben so einfach und klar wie möglich aufzufassen, ihre körperliche Gestaltung so sachlich wie möglich vorzunehmen und sich hierbei sowohl freizuhalten von gesuchter Altertümelei und von überlebtem Formalismus als auch von dem Ueberradikalismus neuerer Richtungen. In unserer Zeit der Umwälzungen ist es gerade Aufgabe des Heimatschutzes, die stets sich gleichbleibenden Architekturgesetze der äußeren und inneren Raumgestaltung klar herauszuschälen und mit den modernen Gestaltungsmöglichkeiten der neuen Baustoffe, den Errungenschaften der Technik zu verbinden, sich freizumachen von jeder falschen Ornamentik und so eine neue kubische Gestaltung zu entwickeln, wie sie den Aufgaben der Gegenwart entspricht.

Wenn irgendwo, so macht sich die verheerende Wirkung der sich überschlagenden Wirtschaftsentwicklung einerseits und des Stilwirrwarrs andererseits in Oberschlesien bemerkbar. Oberschlesien wird durch die Oder in zwei Teile zerlegt. Der linke oder westliche Oderuferteil ist völlig mit deutscher Kultur durchdrungen. Alte gotische Kirchen und Türme mit prachtvoller einheitlicher Wirkung sind in Ratibor, Neiße, Leobschütz entstanden, und Patschkau, das oberschlesische Rothenburg, hält mit seiner trutzigen und wehrhaften Pfarrkirche den Vergleich mit den bemerkenswertesten gotischen Gotteshäusern Deutschlands aus. Leider ist die farbige Behandlung insbesondere der gotischen Kirchen in Neiße, Leobschütz und Patschkau in einer Zeit erfolgt, in der kräftige Farbenfreude süßen weichlichen Tönungen hatte weichen müssen. Nach diesen gotischen Kulturtaten der deutschen Kreuzritterorden strömte Kultur von Wien und Krakau her ein und schuf die schönen Barockbauten in Neiße, in Neustadt, in Oberglogau und vor allem die prachtvolle Barockkirche in Ottmachau, die in ihrer Raumwirkung von keiner neueren Kirche Oberschlesiens erreicht wird. Ebenso ist der Einfluß der Wiener Kulturstraße auf dem Lande und in den kleineren Städten bemerkbar. Prachtvolle kleinere Barockkirchen wie z. B. in Proskau zeigen den österreichischen und italienischen Einfluß. Es ist bewundernswürdig und mustergültig, mit welchem kompositorischen Geschick und welcher Feinfühligkeit manches barocke Dorfkirchlein auf einen Bergkegel, an einen Abhang oder in ein Tal gestellt ist und wie fein wieder hier und da ein Privathaus in Neustadt, Leobschütz und in Neiße am Ring oder in Nebenstraßen eingefügt ist, so daß man glauben könnte, man wäre in Wien, Brünn oder Graz. Zerstreut tauchen hier und da barocke oder gotisierende Holzkirchen auf, die, wenn auch nicht nach ihrem Alter, so doch



Abb. 72. Typisches altes Bauernhaus in Schrotholzbau

nach Konstruktion und Bauform zu den ältesten Wahrzeichen christlicher Kunst im Osten gehören.

Rechts der Oder finden wir zunächst die Spuren der Ordenstätigkeit in den gotischen Backsteinkirchen von Gleiwitz und Beuthen, beides Hallenkirchen, von denen Beuthen etwas gedrückt wirkt, während die Gleiwitzer Pfarrkirche zu den stimmungsvollsten Innenräumen gehört. Wie Patschkau das oberschlesische Rothenburg ist, so könnte man Pitschen, ein Landstädtchen von 2000 Einwohnern, das San Gimignano von Oberschlesien nennen, die Stadt der vielen Türme und der geschlossenen Stadtsilhouette. Barock tritt rechts der Oder weniger auf, dafür sehen wir um so mehr alte Holzkirchen, vor allen Dingen in der prachtvollen Rochus- und in der Annakirche von Rosenberg, von denen die Annakirche zu den interessantesten Versuchen eines Zentralraumes gehört. Ein Musterbeispiel eines einheitlichen Innenraumes ist die Pfarrkirche in Oppeln, eine gotische Hallenkirche, während die Burg Tost an der alten Heeresstraße Oppeln—Beuthen als altes deutsches Bollwerk nach Osten blickt und durch Eichendorffs Lieder unauslöschlich mit den Herzen der Bevölkerung verbunden ist.

Unabhängig von diesen alten Kulturstraßen längs der Oder hat sich die Wirtschaft Oberschlesiens entwickelt. Mitten in Oberschlesien, in der Nähe von Cosel, steigt der Annaberg auf, gekrönt mit dem Franziskanerkloster, dem Wahrzeichen Oberschlesiens. Während im Norden und Osten riesige Wald- und Landflächen liegen, hat sich im Westen und Nordwesten bei Oppeln und Groß-Strehlitz die größte Kalk- und Zementindustrie Ostdeutschlands entwickelt und im Südosten das oberschlesische Industriegebiet mit seiner Bergbau- und Hüttenindustrie, von der leider



Abb. 73. Landarbeiterhaus mit moderner Grundrißlösung

der größte Teil an Polen auf Grund des Genfer Diktats abgetreten werden mußte. Was von Natur und Wirtschaft zusammenhängend gewollt und aufgebaut war, ist hier willkürlich mit rauher Hand zerschnitten und zerrissen. Leider hat die rapide Entwicklung des Industriebezirks im vorigen Jahrhundert nicht mit der kulturellen Gestaltung Schritt gehalten. Ueberall dasselbe trostlose Bild des wahllosen Anhäufens von Einzelgebäuden und Gebäudegruppen, wie wir sie in fast allen Industriegebieten Europas antreffen, nur deshalb besonders schlimm, weil sich hier die Entwicklung geradezu überschlug und besonders die Stadtgestaltung nahezu planlos erfolgte und die ordnende Hand eines klaren Planungs- und Gestaltungswillens fehlte. Alte Haustypen, einfach und sachlich in ihrer Erscheinungsform, stehen in rein ländlichen Vororten neben vielgeschossigen Mietskasernen, deren Bau deutlich vom reinen Egoismus diktiert ist. Hier entstand nun nach dem unglücklichen Kriege und nach dem Abzug der fast drei Jahre lang währenden interalliierten Besatzung, die alles tat, um eine gesunde Entwicklung zu verhindern, die Riesenaufgabe, vollkommen von vorn anzufangen, das gute Alte mit behutsamer Hand herauszuschälen und im einmütigen Zusammenarbeiten aller Kräfte unter Leitung des Oberpräsidiums von vornherein eine einheitliche klare Richtung zu geben, um in Siedlung und Stadtplanung die neuen Aufgaben der Gegenwart mit gutem vorhandenen Alten zu verbinden.

Die Wohnung bildet den Ausgangspunkt. Jahrhunderte lange Tradition hatte in den ländlichen Bezirken Oberschlesiens in alten Holz-, Lehm- und Steinhäusern einen einfachen klaren Baukörper entwickelt, der sich in Form des heute noch häufig vorhandenen Landarbeiterwohnhauses erhalten hat. (Abb. 72.) Ein klarer Rechteckaufbau wird von einem steilen Dach gekrönt, das ursprünglich mit Stroh, später mit Holzschindeln und jetzt meistens mit Biberschwänzen eingedeckt ist. Aehnlich einfache klare Formen weisen die städtischen, meist zweigeschossigen Gebäude auf, teil-



Abb. 74. Fridericianische Siedlung in Königshuld

weise mit leichten Barockornamenten geschmückt, aber immer so, daß die klare einheitliche Erscheinungsform gewahrt bleibt. Diese klare kubische Erscheinungsform wurde frei von allem unnützen Ballast bewußt bei den umfangreichen Neusiedlungen zugrunde gelegt, die für Bergleute und Flüchtlinge in den Jahren 1923 bis zur Gegenwart im Weichbilde der Städte und in dem Randgebiet des eigentlichen Industriebezirks durchgeführt wurden. Dies war deshalb um so berechtigter, als auch die Siedlungen, die in vorbildlicher Weise durch Friedrich den Großen erstellt wurden, ganz bewußt in Planung und Baugestaltung die einfachsten Erscheinungsformen zeigten (Abb. 74) und daher noch heutzutage als mustergültig anzusehen sind. Im Geist dieser alten oberschlesischen Bautypen und der Fridericianischen Siedlungen entstanden viele Hunderte von Landarbeiterwohnungen mit moderner Grundrißlösung und möglichst einfachem Kubus (Abb. 73 u. 75). Bei ihnen wurde nicht eine gesuchte malerische Gruppierung angestrebt, vielmehr machte eine Aneinanderreihung derselben Typen und die Anlehnung an die Gegebenheiten des Geländes Baugruppen und Straßenbilder von natürlicher Erdverbundenheit möglich. Ueberall wurde bewußt auf jedes überflüssige Ornament verzichtet und nur aus dem Zweck heraus die Lösung versucht, so bei der Stadtsiedlung Guttentag (Abb. 79), bei der die Räume der neu entstandenen Kreisglockenkasse mit den Wohnungen für Beamte und Arbeiter eine einheitliche Baugruppe bilden. Als ferner in der Stadt Neiße mit dem Fortfall der alten Festungswälle die Ausdehnung des Wohngebietes ermöglicht war, war es auch natürlich, sich den vorhandenen Geländeschwierigkeiten anzuschließen und so einfach durch Aneinanderreihen von Giebeln an dem alten Stadtgraben entlang Baugruppen zu bilden, die gerade durch Vermeidung jeder gesuchten Lösung eine reizvolle Gruppierung ergaben. Wenn es wie in Beuthen — bei den Schwierigkeiten, bebaubares Gelände zu bekommen, um den Bergbau nicht unnötig einzuschränken — notwendig war, an vorhandenen Straßen zu bauen, auch wenn sie schlecht zur Himmelsrichtung lagen, so wurde versucht, aus dieser Gegebenheit heraus gleichwohl die Besonnung der Räume soweit wie möglich herbeizuführen. So führte diese Erscheinung auch in Beuthen bei langen Straßenzügen zu



Abb. 75. Flüchtlingssiedlung Hindenburg-Süd

Gruppenlösungen, die sich durch die Anlage von Erkerfenstern besonders reizvoll gestalten ließen (Abb. 80). Also immer der Grundsatz: Anpassung an das Ortsbild, Vermeidung jeder unnützen Ornamentik, Zurückführung auf die einfachste Gestaltung des Kubus und trotzdem oder gerade deshalb von Fall zu Fall besondere Lösungen im Sinne der Gestaltung der äußeren und inneren Platz- und Straßenräume.

Die Anlage der oberschlesischen Industriestädte und ihr ungebändigtes Anwachsen vor dem Kriege brachte die Notwendigkeit mit sich, planmäßig die Menschenmassen so weit wie möglich anzusiedeln und in Trabantenstädten unterzubringen. Es bestand eine der ersten Hauptaufgaben nach dem Kriege darin, aus dem Vorhandensein von unorganisch aneinandergesetzten Bestandteilen, wie z. B. Hindenburg, die nötigen Folgerungen für eine gesunde Eingemeindungspolitik zu ziehen.

So wurde es möglich, in Hindenburg doch allmählich die Grundlagen für ein tatsächliches Gemeinwesen durch den sogenannten wirtschaftlichen Nutzungsplan dadurch zu entwickeln, daß die standortbedingte Industrie ungefähr in Nord-Südrichtung ausgestaltet werden konnte, und zwar östlich des eigentlichen Stadtkerns. Auf diese Weise wurde erreicht, daß dieser Kern möglichst von der Rauchentwicklung und von der Verrußung freigehalten wird, die im allgemeinen stark in die Erscheinung treten.

Um ein anderes Beispiel zu erwähnen, so kann in Beuthen von einem wirtschaftlichen Nutzungsplan, von einer Erweiterung der Stadt überhaupt keine Rede mehr sein. Dort schieben sich die Gruben derartig an die Stadt heran, daß sie sich überhaupt nicht mehr entfalten kann. Das hat dazu geführt, daß Beuthen zurzeit tatsächlich nur noch etwa 24 ha bebauungsfähiges Wohnland hat.

In Ratibor haben wir ähnliche Verhältnisse. Hier scheidet das große Hochwassergebiet für die Entwicklung der Stadt nach Osten aus. Der große Teil der Stadt, der hier gelegen ist, der Vorort Hohenbrinken mit seinen prachtvollen Parkanlagen, ist durch die rücksichtslose Grenzziehung

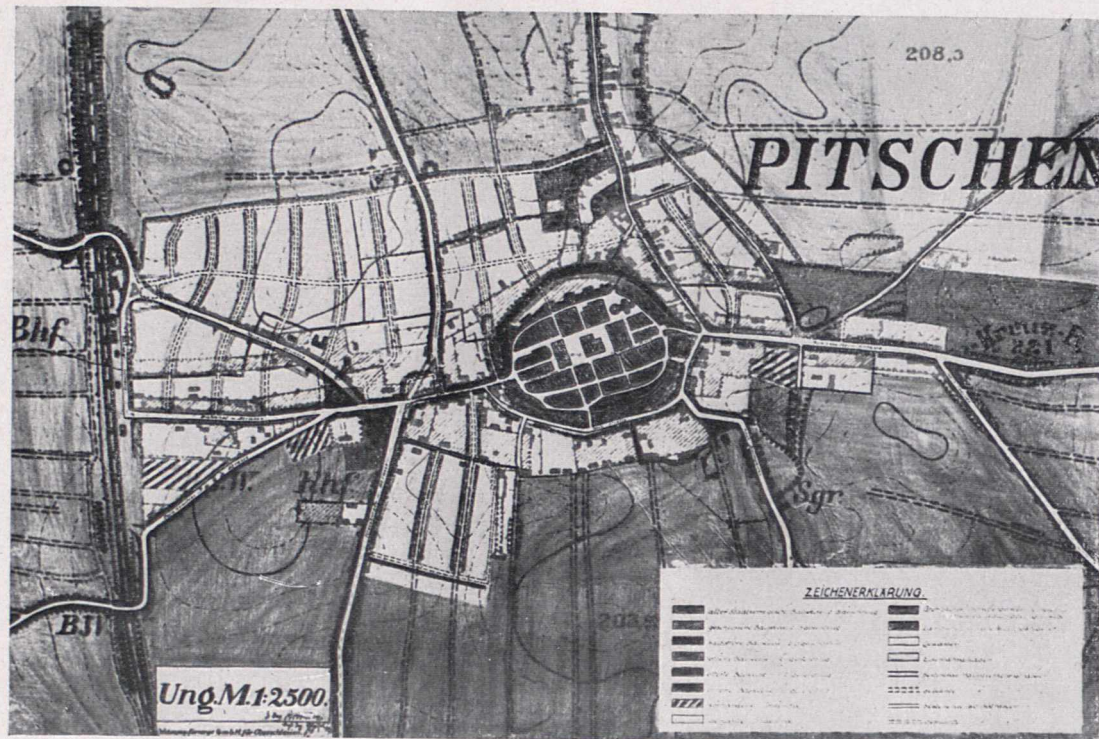


Abb. 76. Pitschen. Plan. (Beispiel für moderne Stadterweiterung eines alten Landstädtchens)

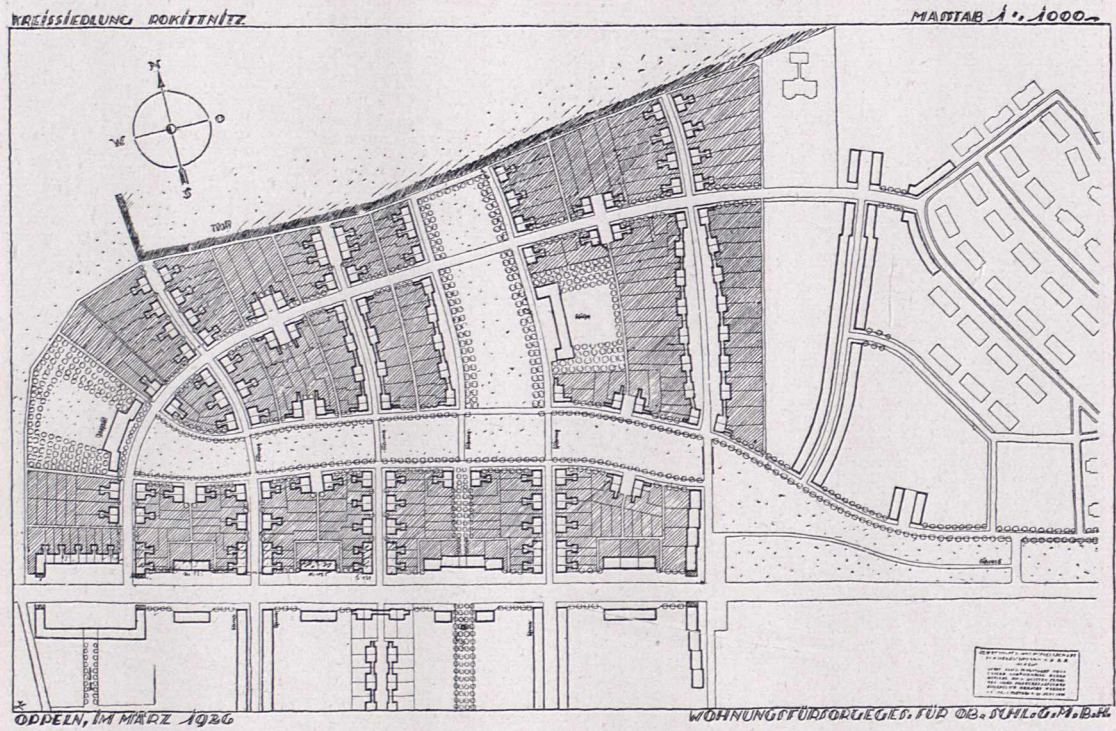


Abb. 77. Kreissiedlung Rokittnitz. Plan



Abb. 78. Flüchtlingssiedlung Gleiwitz-Süd. Flugbild

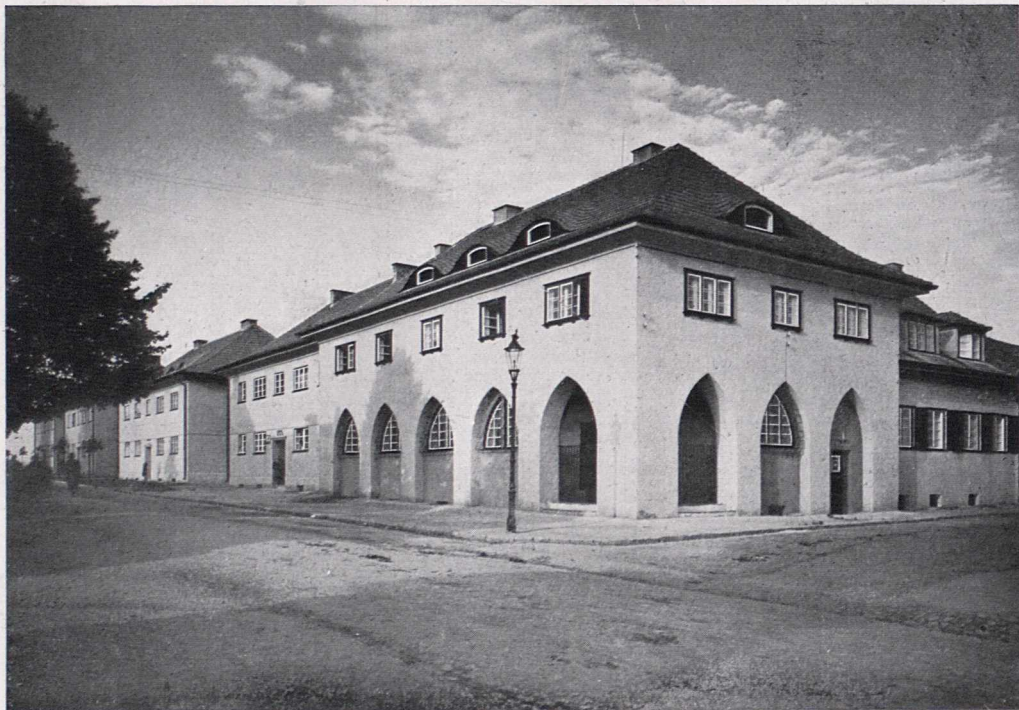


Abb. 79. Stadtsiedlung Guttentag

an Polen und damit für den wirtschaftlichen Nutzungsplan verloren gegangen. Trotzdem mußte aber auch hier versucht werden, der Entwicklung in nordöstlicher Richtung jenseits des Hochwassergebietes neue Bahn zu schaffen, um zu erreichen, daß die zukünftige industrielle Entwicklung den nötigen wirtschaftlichen Anschluß an den Berührungspunkt von Eisenbahn und zukünftigem Oder-Donaukanal erhält.

Und nun kurz die Durchführung der Bebauungspläne im einzelnen.

Es wurde mit Recht vorhin eine gewisse Sucht nach ihrer malerischen Gestaltung geißelt. Was das für wirtschaftliche Nachteile haben kann, konnte an zwei kleinen Bebauungsplänen für ein und dasselbe Gelände festgestellt werden; von diesen stammt der aus älterer Zeit, den man den malerischen nennen könnte, während der andere, jüngere, rein die Bodengegebenheiten in Betracht zieht und durchaus wirtschaftlich zugeschnitten ist. Die Ersparnisse allein an Baukosten beliefen sich bei diesem zweiten Plan auf 100 000 M.

Bei einem anderen Beispiel ließen sich durch Umarbeitung, bei der zugleich die Bebauung ganz außerordentlich glückliche Straßenbilder ergibt, 150 000 bis 170 000 M. allein an Straßenbaukosten sparen!

An der Peripherie von Beuthen liegt eine Siedlung aus der Vorkriegszeit (Abb. 77), die das malerische Prinzip zur Durchführung bringt, während sich an anderer Stelle die neue, ganz einfach gegliederte Trabanten-Stadt vorstadtmäßig anschließt. Hier trifft das zu, was Herr Baudirektor Behrendt vorhin ausgeführt hat, daß eine derartige Trabanten-Stadt nur durchzuführen ist, wenn sie von einem wirtschaftlich tragfähigen Organismus gehalten wird; das ist in diesem Falle der Kreis Beuthen, der seine Wohnungsuchenden an diesem Orte zusammenbringt. Im einzelnen ist für eine große Planschwiese, für geeigneten und wirkungsvollen Platz für die öffentlichen Gebäude, Schulen usw. und für guten Anschluß an die Grünflächengebiete Vorsorge getroffen.

Aehnliches streben in einfachster, straffer Form die neuen Vororte von Gleiwitz an (Abb. 78). —

Wir stehen im Osten in einem schweren und harten Kampfe, und wenn man viel zu arbeiten hat, hat man keine Zeit, sich genügend bemerkbar zu machen, und wenn man sich nicht genügend bemerkbar macht, — ich muß jetzt einmal sehr real werden — bekommt man auch nicht genügend Geld. Wenn wir aber die großen Kulturaufgaben des Heimatschutzes im Osten bewältigen sollen, dann haben wir dazu die starke Hand des Staats nötig, und deshalb bitte ich Sie: sprechen Sie auch in Ihrer Heimat davon, daß der Osten vorwärts kommen will, daß er nach der einfachsten Form des Schaffens strebt, daß er nach den besten wirtschaftlichen Lösungen sucht. Daß wir aber dazu die Hilfe des ganzen Reiches nötig haben, das wird auch Ihnen allen einleuchten. Ich bitte Sie: helfen Sie uns dazu, dann wird das Wort wahr werden, das Professor Kloeppel zu Anfang seiner Ausführungen gebrauchte, das Wort, daß der deutsche Osten, einst ein Kolonisationsgebiet, führen wird in deutscher Kultur und Art. (Beifall.)



Abb. 80. Flüchtlingsbaugenossenschaft Beuthen-Rokoko

Vorsitzender: Ich danke Ihnen ganz besonders für diese Ausführungen und bedaure nur, daß ich mit Rücksicht auf die Zeit habe bitten und drängen müssen, sich so kurz zu fassen.

Professor Dr.-Ing. Siedler-Berlin, Architekt B.D.A.: Ich habe mich zum Wort gemeldet, weil ich annahm, daß es möglich sein würde, über die hier angeschnittenen Einzelfragen zu diskutieren. Leider ist dies bei dem Umfange des vorgetragenen Materials nicht möglich. Ich muß mich darauf beschränken, einige wenige Punkte herauszugreifen. Ich bin heute der Ansicht, daß die Entwicklung der Stadtplantypen, wie sie uns Professor Kloepfel vorgeführt hat, und wie ich sie auch bisher vertreten habe, doch etwas anders vor sich gegangen ist. Ich bin in dieser meiner Ansicht besonders bestärkt worden durch die hier veranstaltete Ausstellung von Stadtbauplänen schlesischer Ortschaften. In dem dort gezeigten interessanten Material können Sie die Beweise dafür finden, daß der Markt die wichtigste und in sich selbständige Keimzelle der Koloniestadt gewesen ist. Wenn Sie sich draußen in der Ausstellung einen Plan ansehen, wie etwa den von Grünberg, einen Plan, der ungefähr aus dem Jahre 1680 stammt, so werden Sie erkennen, daß der Markt und zwar nur der Markt, den ersten Ansatz der Stadt gebildet hat. Sie werden dasselbe dann auch bei allen übrigen Städten feststellen können. Auch Breslau ist in seiner ganzen mittelalterlichen Ausdehnung nicht als einheitlicher Entwurf geschaffen, sondern der erste Entwurf beschränkte sich ausschließlich, zunächst wenigstens, auf die Marktanlage. Indessen, diese Ausführungen wollte ich nur mit Rücksicht auf die geschichtlichen Fragen anschneiden, die heute ja in so interessanter Weise ausführlich erörtert worden sind. Was mich in der Hauptsache veranlaßt hat, auf die Rednertribüne zu steigen, ist das Gefühl, daß es unbedingt notwendig ist, daß nach den heutigen Ausführungen auch der „Privatarchitekt“ einige Worte sagen muß, der Privatarchitekt, der in den Ausführungen des ersten und des zweiten Herrn Referenten eine gewisse Rolle gespielt hat. Herr Professor

Kloppel hat uns ein Bild gezeichnet, wie eine Stadt anständig und einheitlich geschaffen worden ist durch den beamteten Herrn Baukondukteur. Er hat uns dann eine zweite unerfreuliche Anlage gezeigt, die von der Vielheit der Privatarchitekten in allerneuester Zeit gebildet ist. Herr Kloppel hat es uns überlassen, aus dieser Gegenüberstellung den schlüssigen Beweis zu ersehen, wieviel besser es um die städtebauliche Entwicklung bestellt sei, wenn an die Stelle der mehr oder weniger gegeneinander schaffenden Privatarchitekten der einheitliche Wille der Bauverwaltung treten würde. Glücklicherweise hat der letzte der Herren Redner uns auch Abbildungen von Bergarbeitersiedlungen gezeigt, die vor etwa 30 oder 40 Jahren von einer Bauverwaltung ausgeführt sind; Siedlungen, die zwar einheitlich, aber so trostlos und öde sind, daß ein abschreckenderes Beispiel für den verheerenden Einfluß einer Bauverwaltung wohl kaum beigebracht werden kann. Soweit ich unterrichtet bin, hat sich der Staat beim Wiederaufbau von Ostpreußen den maßgebenden Einfluß auf die Gesamtgestaltung der Städte, also auf das Städtebauliche, vorbehalten. Wenn hier also etwas nicht funktioniert hat, und die Gestaltung dieses oder jenes Marktbildes mißglückt ist, so liegt das also nicht an den Privatarchitekten, die die einzelnen Häuser gebaut haben, sondern an der Unfähigkeit der Verwaltung, die Vielheit der Kräfte zur einheitlichen Gesamtleistung zu sammeln. Und darauf kommt es an, die Vielheit zusammenzufassen zu einer Organisation und durch diese die Einheit sicherzustellen. Diese muß natürlich vorhanden sein; die Gegenbeispiele, die gezeigt sind, sind mir ein deutlicher Beweis dafür, daß dort die Staatsaufsicht als solche nicht funktioniert hat, aber nicht, daß der Privatarchitekt als solcher nicht funktionierte.

Ein zweiter wichtiger Punkt, auf den ich hinweisen wollte, und der auch aus dem Vortrag des Herrn Professor Kloppel außerordentlich klar hervorleuchtet, ist die Tatsache, daß jede Zeit, die eine unerhört große Aufgabe in baulicher Hinsicht zu bewältigen hat, naturgemäß dazu gezwungen ist, Normen und Typen aufzustellen. Normen und Typen können sich nicht nur, sondern müssen sich gerade dann entwickeln, wenn ein Massenbedürfnis zu befriedigen ist. Die Normen und Typen sind die Spitzenleistung. Jede bauliche Entwicklung, solange sie bergan geht, drängt zur Spitzenleistung, zur Norm oder Type. Dabei bezeichnet jede einzelne Type keinen Ruhepunkt, sondern nur einen Markstein der Entwicklung. In dieser Hinsicht ist die Zeit des Mittelalters, in der in einem Zeitraum von ungefähr 100 Jahren gegen 400 bis 500 deutsche Städte angelegt worden sind, ein ganz außerordentlich passend gewähltes Beispiel. In den Bildern, die uns gezeigt worden sind, sind die Normen für Stadtgrundrisse gegeben, die die Zeit und ihre Aufgaben entwickeln konnte und mußte. Aber ebenso auffällig ist aus den Bildern zu ersehen, daß die tatsächliche Ausführung zwar einen Typ vor Augen hatte, sozusagen einem Idealplan nachstrebte, aber doch nie in diesem Streben zum öden Schema erstarrt ist. Professor Kloppel bedauert es, daß durch irgendwelche besonderen Gründe der Wille des Künstlers zur Erreichung des Idealschemas nicht zur vollen Vollendung gelangt ist. Ich selbst bin der Ueberzeugung, daß sich in diesen kleinen Abweichungen gerade die Lebendigkeit der Entwicklung zeigt, und glaube, daß diese Abweichungen vom Schema immer begründet sind, begründet durch die natürliche Gestaltung der Oberfläche, durch die Rücksicht auf Vorhandenes und dergleichen. Die wirklich künstlerische Tätigkeit liegt eben nicht in dem Ausdenken des Schemas, sondern in der geistvollen und klaren und dabei doch immer sehr persönlichen Einpassung dieses Schemas in die Wirklichkeit und in die gegebene Umgebung.

Es ist dann weiter davon gesprochen, wie notwendig es wäre, die Erkenntnisse des Mittelalters über Erweiterungsmöglichkeiten der Städte auch für unsere heutige Zeit nutzbar zu machen. Auch dem stimme ich vollkommen zu, wie ich denn überhaupt die Ausführungen des zweiten Herrn Referenten auch vom Standpunkt des Privatarchitekten durchaus billige. Ich kann mir auch nicht denken, daß sich der Stadtbaurat von Breslau in seinen Anschauungen mit einem großen Teil der Privatarchitekten in Widerspruch befindet. Aber wenn er ausführte, daß der Privatarchitekt bei der Lösung einer bestimmten Aufgabe Mangel an Disziplin gezeigt habe, so möchte ich diesen uns gezeigten Mißgriff doch anders deuten. Es ist gar keine Frage, daß jede Einzelaufgabe nicht nur eine bauliche, sondern auch gleichzeitig eine städtebauliche Aufgabe ist, und daß sich jede, auch die kleinste Bauanlage, in ein größeres Ganzes taktvoll einfügen soll und sich nicht präzenziös vordrängen darf. Ich möchte jenem Architekten also nicht Mangel an Disziplin, sondern Mangel an Takt, Mangel an städtebaulichem Verständnis zum Vorwurf machen.

Ich möchte dann noch das eine sagen: in den Bildern, die uns aus Breslau gezeigt worden sind, habe ich vermißt, was ich aus meiner eigenen praktischen Tätigkeit als eine Voraussetzung des heutigen städtebaulichen Schaffens ansehe, und zwar das Aufgeben des alten Baublocks, der von Straßen vierseitig umzogen ist, und das Verwenden der langen Hauszeile, die mit der Schmalseite nach der Verkehrsstraße hinliegt und sich im übrigen längs eines einfachen Wohnweges entwickelt. Ich bin der Ueberzeugung, daß wir zu einer anderen Vorstellung von Wohnquartieren kommen müssen und auch langsam kommen werden, Wohnquartieren, in denen wir nicht mehr einzelne Häuser, sondern Hauszeilen bauen werden. Diese Hauszeilen stellen eine schon höhere Ordnung als das einzelne Haus dar und werden uns leichter als bisher zu einer großzügigen Zusammenfassung des Ganzen zur künstlerisch gestalteten Stadt führen.

Zum Schluß möchte ich mir nur noch eins gestatten zu sagen: die Baukultur kann m. E. nur dann gehoben werden, wenn die Wohnkultur gehoben wird. Wir müssen erst mal anfangen, an unseren eigenen Wohnungen zu arbeiten. Wir haben vorläufig nur eine recht schwache Vorstellung von dem, was für die Gestaltung und Formung der Wohnung, in der sich das heranwachsende Geschlecht wohlfühlt und volle Entwicklung seiner Anlagen findet, erwünscht und notwendig ist. Der Organismus der Wohnung ist, wie wir ihn heute ständig vor Augen haben, überständig und veraltet. Er belastet den Bewohner, statt ihn frei zu machen. Die Wohnkultur ist aber das Primäre, die Baukultur das Sekundäre. Wir dürfen bei der Erörterung der Baukultur nicht die so wichtige Frage der Wohnungskultur ganz aus dem Auge verlieren. (Beifall.)

Geheimer Rat Dr. Dr. D. Gurlitt-Dresden, 1. Vorsitzender des B. D. A.: Meine sehr geehrten Herren, zunächst ein Wort pro domo. Ich habe mich nicht gegen die Baupolizei und ihre Funktionen ausgesprochen, denn ich habe vielmehr jederzeit die Notwendigkeit einer Baupolizei anerkannt; ich kenne die Schrecken, die in den Ländern bestehen, die eine solche Baupolizei nicht haben. Das Entscheidende für mich ist aber: wer hat die Baupolizei in der Hand? Es ist mir, wenn ich recht verstand, von Professor Kloepfel der Vorwurf gemacht worden, daß ich mich in baupolizeilichen Fragen zur Prinzipienlosigkeit bekenne. Den Baupolizeibeamten, der ein festes Prinzip hat, nach dem er in baukünstlerischen Fragen urteilt — den möchte ich nicht als Vertreter der polizeilichen Aufsicht haben, son-

dern einen Mann, der die wechselnden Grundsätze und die Anschauungen, die kommen und die gehen, in sich verarbeiten kann, der sie nicht einfach nach seinem Ermessen als richtig oder als falsch erklärt. Wenn man das Unglück hat, so alt zu sein wie ich (Heiterkeit), und wenn man weiß, daß der ganze Städtebau eine Sache ist, die im wesentlichen erst 50 Jahre alt ist, so hat man schon eine ganze Reihe von Anschauungen kennengelernt. Ich habe jederzeit von den Herren in der Vergangenheit dieselben Brusttöne der Ueberzeugung gehört, daß sie den richtigen Grundsatz vertreten, wie ich es heute gehört habe. Nun bin ich viel zu höflich, um nicht anzunehmen, daß die Herren, die hier gesprochen haben, durchaus im Besitz einer überragenden Weisheit sind. (Heiterkeit.) Aber trotzdem glaube ich, daß in zehn Jahren andere Ansichten maßgebend sein werden, und daß man sich deshalb über jene beklagen wird, die unsre Zeit wie vergangene als rückständig und als eine solche hingestellt haben, die ohne Voraussicht für die Zukunft arbeite. Diese Herren sind der hoffnungsfrohen Ansicht, zu wissen, was die Zukunft bringt. Ich weiß dies leider nicht!

Man hat uns den neuen Bebauungsplan von Breslau gezeigt, und zwar auf einer Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz. Die alte Stadtanlage ist sehr gerühmt worden; sie zeigt ein Netz von rechtwinklig sich schneidenden Straßen, so wie sie vor dem Eingreifen der Städtebaubewegung in fast allen Städten vom Geometer angelegt wurden. Aber man hat uns auch gesagt, daß der Verkehr Aenderungen in der Altstadt erzwingen wird.

Mir scheint dies mit der Tendenz unserer Tagung nicht übereinzustimmen, deren Ziel Erhaltung der Denkmäler ist — und die alte Stadt Breslau ist in ihrer Ganzheit ein solches Denkmal. Nach meiner Ansicht ist diese vom Städtebauer des 13. Jahrhunderts für moderne Verhältnisse in Grund und Boden hinein verpfuscht. Der moderne Entwurf hat die Fehler, die vor sieben Jahrhunderten begangen wurden — infolge ungenügender Voraussicht — nicht beseitigt. Er folgt in der Hauptsache den alten Straßenlinien, die konzentrisch nach der Mitte den Verkehr in die Altstadt führen, diese überlasten müssen. Es fehlt die Entlastung der Altstadt, das, was wir Tangentialstraßen nennen, das heißt, die Verbindung der Vororte untereinander. Und wenn gesagt wurde, solche durchgreifenden Aenderungen seien aus pekuniären und anderen Rücksichten nicht möglich, so zeigt mir das, daß die Planung von Breslau schon im Laufe des 20. Jahrhunderts verurteilt werden wird, daß die Herren also ihre Grundsätze werden ändern müssen.

Dann möchte ich noch ein Wort sagen zur Siedlungsfrage. Es ist viel geredet worden von den Behörden, den Gesetzen, den Architekten usw. — aber von einem ist nicht geredet worden, nämlich von dem Bauherrn, von dem, der das Haus bewohnen soll — das ist anscheinend eine Quantité négligeable. Nach meiner Ansicht ist nicht die Hauptsache, zu fragen, wie wir am schnellsten und billigsten Häuser bauen, sondern wie wir am besten den Tausenden, die nach einer preiswerten Wohnung suchen, eine solche schaffen können. Die Uebervölkerung der Städte hat dazu geführt, daß der einzelne Mensch bloß eine Nummer in der Million der Wohnungsuchenden ist, mit der wir rechnen müssen. Ich war in Amerika — dort ruft man nach dem Staat, der dafür sorgen soll, daß in den Familien nicht zu viel Kinder geboren werden. Wie er das machen soll, möchte ich sehen. Aus den Agitationsschriften, die zu Hunderten in die breiten Massen geworfen werden, ist mir das nicht klar geworden.

Eine zweite Frage: Die moderne Medizin und Hygiene seien auf falschem Weg. Es hat ein englischer Schriftsteller, Malthus, zu Ende des 17. Jahrhunderts den Grundsatz aufgestellt, daß alle Schäden schon jener Zeit dadurch hervorgerufen würden, daß nach und nach eine Uebervölkerung entstehe, die Nahrungsmittel aber nicht dementsprechend wachsen. Ich habe von ernsten Männern in Amerika gehört, diese Uebervölkerung sei eine Strafe Gottes, weil wir durch teuflische Mittel die Seuchen bekämpften, die Gott eingeführt habe, um die Zahl der Menschen auf dem richtigen Maße zu halten. Diese Männer kämpfen z. B. gegen die Impfung an als ein unchristliches Mittel. Man mag sagen: das ist lächerlich — wir haben auch über die Prohibition gelacht, aber solche Bewegungen gehen trotz allem vorwärts, dort, wo die Uebervölkerung der Städte mit ihren Nöten und Sorgen augenfällig wird. Mir sagen solche Bestrebungen zunächst, daß das Schielen nach Amerika uns blind zu machen beginnt. Wenn wir unsere nationalen Eigentümlichkeiten behalten wollen, ist es unsere allererste Pflicht, auf den Bauherrn oder auf den Bewohner der Häuser die größte Rücksicht zu nehmen, und da es nun einmal verschiedene Arten von Menschen gibt — der eine hat viel, der andere weniger Bedürfnisse, der eine stellt größere, der andere kleinere Ansprüche — so sollten wir uns dagegen wehren, daß nach dem Normalhaus gesucht wird, mit dem jeder zufrieden sein muß, weil er andere Wohnungen nicht findet. Fort mit dem Schematismus, der hier als das höchste Ziel angesprochen worden ist, mit der Sehnsucht nach der Bürokratisierung des Bauens. Schafft für Menschen, Menschen von berechtigter Eigenart! Mit dem Typenhaus können wir uns nicht einverstanden erklären; schafft nach dem Vorbild unserer alten Städte und Dörfer, in denen jedes Wohngebäude ein Individuum ist, ein solches, das sich in Reih und Glied mit seinen Nachbarn stellt. Mit dem Schema F, und sei es noch so klug ausgedacht, können wir uns nicht einverstanden erklären, sondern uns mit aller Macht dagegen zur Wehr setzen. Wir denken dabei an die Zukunft und deren Urteil über uns. Denn wir bauen nicht — und sollten nicht bauen — für ein paar Jahre, sondern für die Dauer — um kommenden Geschlechtern eine Heimat zu schaffen! (Bravo.)

Vorsitzender: Weitere Wortmeldungen liegen nicht mehr vor, ich gebe nunmehr den Herren Referenten das Schlußwort.

Professor Klooppel-Danzig: Es ist mir in der Debatte in gewissem Sinne der Vorwurf des Optimismus gemacht worden. Ich muß sagen, ich habe mich eigentlich darüber gefreut, denn das ist mir zum ersten Mal in meinem Leben passiert. (Heiterkeit.) Ich glaube, den allergrößten Pessimisten haben wir jetzt eben in Herrn Geheimrat Gurlitt kennengelernt, wenn er uns andeutete, was heute gelte, habe in 5 oder 10 Jahren schon keinen Wert mehr. Demgegenüber bin ich allerdings Optimist. Ich versuche, im Geschichtsbuche zu lesen, und ich glaube, daß das Geschichtsbuch auch in erster Linie für den Baukünstler da ist. Die Geschichte beweist, wie alle diese Gesetze der Raumkultur sich erhalten haben, bis das unglückliche 19. Jahrhundert kam, und wir sind jetzt dabei, uns wieder in sie hineinzufinden. Herr Geheimrat Gurlitt trat eben für den Individualismus ein und beklagte den unglückseligen Bauherrn, der nun in diese Normen hineingepreßt würde. Da muß ich sagen: die Dinge scheinen mir doch auch eine andere Seite zu haben. Ich weiß — nichts ist schwerer, als die deutsche Hausfrau aus der Etagenwohnung, aus der Normenwohnung, herauszubekommen. Ich sehe, daß in allen Familien, die das konnten, die viel Geld hatten, daß

da jeder sich von einem individualistischen Architekten hat beraten lassen und auch darin die Individualität des Architekten und seine Eigenart zu einer hohen Blüte hat kommen lassen. Und der Erfolg? Wenn er von dem Orte verzog und das Ungetüm der Individualität verkaufen wollte, verkaufte er es stets mit einem großen wirtschaftlichen Schaden. Aber in dem Augenblick, wo er seine Individualität aufgibt und überzeugt ist, Müller ist im Grunde genommen doch nichts anderes als Schulze, in dem Augenblick, wo er sich der Einheit anschließt, wird er auch wirtschaftlich besser fahren, denn die falsche Vorstellung der Individualität, das Nicht-in-Reih-und-Glied-marschieren-Wollen ist doch vielleicht das große Unglück gewesen. Aber im großen und ganzen stelle ich fest, daß eine so große Feindschaft zwischen uns beiden eigentlich gar nicht besteht, daß wir in der Hauptsache einig sind. (Beifall und Heiterkeit.)

Stadtbaudirektor Behrendt-Breslau: Ich verspreche Ihnen, ich werde mich der größten Kürze befleißigen. „Bürokratisierung der Baukunst“ — das Wort ist gefallen. Ich habe mich bemüht, Ihnen heute Beispiele einer Bauweise vorzuführen, die vielleicht zwar unter einer gewissen einheitlichen Leitung, aber ohne Bürokratismus entstanden sind. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß ich bei der Vorführung dieser Beispiele eine ganze Reihe von Namen Breslauer Privatarchitekten genannt habe, die selbständig an diesen Dingen gearbeitet haben. Fragen Sie diese Herren, ob sie sich über bürokratischen Zwang zu beklagen gehabt haben. Aber was bei den Herren und ihrer Einstellung zu loben ist und was ich für vorbildlich halte, ist die selbstlose Unterordnung unter den größeren Gesichtspunkt, die Disziplin.

Nun wird gesagt: wir brauchen die Bürokratie überhaupt nicht — die Baupolizei in ihre früheren Grenzen zurück! Demgegenüber sage ich: solange wir zur Erziehung einer großen, noch unverständigen Mehrheit berufen sind, und solange diese Erziehung schwer ist, werden wir der Krücke des Gesetzes sicher nicht entbehren können, um einen gewissen Zwang dahin auszuüben, daß der richtige Mann an die richtige Stelle kommt. Ich würde mich von Herzen freuen, wenn wir nach zehn Jahren, wie Geheimrat Gurlitt meinte, dieser Krücke nicht mehr bedürfen, und wenn man bis dahin zu anderen Anschauungen gelangt; das würde nur beweisen, daß wir auf dem richtigen Wege gewesen sind. Und das gleiche gilt von der Kritik der vorhin vorgeführten Pläne.

Ein größerer Aufteilungsplan, der nach 10 Jahren noch der Kritik standhalten soll, muß vor allem elastisch sein und sich den heute noch nicht zu überschenden Forderungen späterer Entwicklung anpassen lassen.

In diesem Sinne kann keine derartige Planbearbeitung mehr sein als ein mehr oder weniger unzulänglicher Versuch, Kommendes vorzuahnen. Dies sollten wir in Bescheidenheit erkennen und diese Bescheidenheit lernen an den geschichtlichen Vorbildern der Vergangenheit; geschieht dies, so ist das erreicht, was wir erzielen wollen. (Beifall.)

Vorsitzender: Ich darf den beiden Herren Referenten nochmals den verbindlichsten und herzlichsten Dank für ihre Ausführungen sagen, die über die Diskussion hinaus noch zu weiteren Erörterungen Anlaß geben werden.

Damit verlassen wir den ersten Punkt unserer Tagesordnung. An zweiter Stelle steht die Wahl des Ortes für die nächste Tagung. Meine sehr verehrten Herren, während Sie gestern nachmittag nach Besichtigung

der Ausstellung sich in der Jahrhunderthalle bei Vorführung der großen Orgel musikalischen Genüssen und nachher vielleicht im Theater oder an irgendwelchen Gaststätten in Breslau den Freuden des Abends gewidmet haben, hat Ihr Ausschuß in einer dreistündigen Sitzung noch das Wohl und Wehe des Tages zu beraten gehabt, und ich darf Ihnen jetzt kurz das Ergebnis mitteilen, nachdem Geheimrat Clemen in seiner Eröffnungsrede die Probleme mitgeteilt hatte, die uns beschäftigten. Wir sind aus den auch vorgestern schon angedeuteten Erwägungen, die ich nicht wiederholen will, zu dem Schluß gekommen, Ihnen vorzuschlagen, die nächste Vollversammlung des Tags für Denkmalpflege und Heimatschutz nicht im nächsten, sondern im übernächsten, im Jahre 1928, abzuhalten, also auf den Beschluß zurückzukommen, den wir in Stuttgart gefaßt haben. Wir wollen uns damit keineswegs für alle Zeiten binden, aber augenblicklich, soweit wir es übersehen können, glauben wir Ihnen empfehlen zu sollen, daß wir uns diese Beschränkung auferlegen.

Wir haben weiter über den Ort der Tagung gesprochen. Es lagen uns, wenn ich mich nicht täusche, 14 Einladungen vor, denen wir allen gern folgen möchten, aber selbst im Zeitalter des Flugzeugs ist es nicht möglich, daß wir mehr als einen Ort zur Tagung wählen. (Heiterkeit.) Diese Wahl war schwer. Wir kamen überein, daß wir, nachdem wir dieses Jahr gern und freudig nach dem Osten gekommen sind, wieder nach dem Süden gehen wollen. Wir hatten die Wahl zwischen Augsburg, Nürnberg und Würzburg. Sie ist auf die letztgenannte Stadt gefallen, und ich habe die Ehre, Ihnen vorzuschlagen, daß wir im Jahre 1928 in Würzburg wieder zusammenkommen.

Es ist weiter gestern schon mitgeteilt worden, daß wir erwogen haben, dem Tag eine etwas andere Form für seine Betätigung zu geben, indem wir unterscheiden zwischen Themen, die sich für die Behandlung in unserer Vollversammlung eignen, und solchen, die besser in kleinerem Kreise behandelt werden, der dabei nicht irgendwie hermetisch abgeschlossen werden soll, sondern der sich nach der Neigung und nach dem Betätigungsgebiet der einzelnen Mitglieder von selbst abgrenzen soll, so daß wir hier einzelne Themen eingehender bearbeiten können, als in der Vollversammlung möglich ist. Wie das geschehen kann, soll in einem von der Geschäftsleitung zu berufenden kleineren Gremium, dem erweiterten Vorstand, wollen wir mal sagen, vorberaten und nächstes Jahr dann in einer Sitzung des Geschäftsführenden Ausschusses beschlossen werden.

Weiter ist es nicht die Meinung des geschäftsführenden Ausschusses gewesen, daß nun etwa mit der Rückkehr zu zweijähriger Abhaltung der Vollversammlung das ganze Zwischenjahr völlig leer bleiben solle. Wir haben eine Anregung aufgegriffen, die schon vor längerer Zeit gegeben worden ist, und erwogen, im Anschluß an eine Veranstaltung des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz im nächsten Jahre eine Ausschußsitzung im Rheinland abzuhalten, wobei es immer möglich bliebe, in einer Versammlung an die Öffentlichkeit zu treten.

Das ist in nuce, was wir gestern beschlossen haben. Wir glauben damit auf der einen Seite den Anschauungen gerecht zu werden, die von seiten der öffentlichen Verwaltungen uns nahegebracht worden sind, daß die Zahl der Tagungen zu groß sei, als daß sie wirksam besichtigt und besucht werden könnten; wir glauben weiter dadurch denjenigen Mitgliedern, die in erster Linie den weiteren Kreisen des Heimatschutzes

sich zuwenden, zu ermöglichen, die Beziehungen zu dem von uns etwas abgerückten Naturschutz und der Naturdenkmalpflege rege zu halten; wir glaubten endlich, daß in Zwischentagungen von der Art, wie ich sie angedeutet habe, der Denkmalpflege im engeren Sinne — denn im weiteren zählen wir sie zum Gebiete des Heimatschutzes — Gelegenheit gegeben wird, Fachfragen und Fachangelegenheiten im Kreise von Fachleuten zu erörtern und damit einer Lockerung der Beziehungen zu den amtlichen Hütern der Denkmalpflege vorzubeugen. Es würde nämlich, wie uns gesagt wurde, möglich sein, die Zusammenkünfte der amtlichen Denkmalpfleger in Verbindung zu solchen Ausschüßtagungen zu bringen.

Ich glaube, mein verehrter Mitkonsul, Herr Geheimrat Clemen, hat die Absicht, hierzu noch ein paar Worte zu sagen.

Geheimrat Prof. Dr. Clemen-Bonn: Ich gestatte mir, noch einige Zusatzbemerkungen zu machen. Die Mitglieder der vorjährigen Tagung erinnern sich, daß damals das Plenum der Freiburger Versammlung den Ausschüssen die ausdrückliche Befugnis und das Recht gegeben hat, von Fall zu Fall Aktionsausschüsse einzusetzen, um nach Bedarf Einzelfragen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes zu behandeln, die von großer aktueller Wichtigkeit wären und die eventuell auch die Hinzuziehung weiterer Sachverständiger notwendig machen würden. Wir kommen jetzt auf diesen Gedanken zurück. Und nun ein Zweites. Ich habe gestern in den kurzen erläuternden Ausführungen über die Lage referiert, daß bei der Eheschließung zwischen Denkmalpflege und Heimatschutz vor vier Jahren die beiden Kontrahenten doch nicht ganz in derselben Weise in diese neue Lebensform übergegangen sind. Der Bund Heimatschutz hat sein Sonderleben als Organisation, als Deutscher Bund Heimatschutz, behalten und behalten müssen, da er eben aus einer großen Spitzen-Organisation von Einzelvereinen besteht und über ihnen seine Tätigkeit entwickeln muß. Der bisherige Tag für Denkmalpflege hat dagegen auf seine Sonderexistenz vollständig verzichtet. Nun ist die Denkmalpflege zwar in den einzelnen Ländern überall organisiert — sehr rege organisiert zum Teil durch die Schaffung der Konservatoren, zum Teil durch die Einrichtung der Denkmalräte, der Denkmäler-Kommissionen usw., es gibt aber keine über-einzelstaatliche, keine allgemeine deutsche Interessenvertretung der Denkmalpflege. Das war früher allein der Tag für Denkmalpflege, und dieses Recht war eben übergegangen an den jetzt gemeinsamen Tag für Denkmalpflege mit der gemeinsamen Firma. Wir befürchten nun, daß bei der Auflockerung des Tages, die doch in der Wiedereinführung des zweijährigen Turnus liegt, die Möglichkeit gegeben sein könnte, daß die Denkmalpflege eben eine zu geringe Gelegenheit zu einer aktiven Betätigung in allgemeinen großen, prinzipiellen Fragen finden könnte, und wir kommen deshalb zurück auf den Gedanken der Einrichtung solcher Sonderausschüsse. Es würde sich dann ganz von selbst ergeben, daß eben auch unser Ausschüß in zwei Sektionen zerfällt, in eine Sektion für Denkmalpflege und eine Sektion für Heimatschutz. Tatsächlich ist ja der ganze Vorstand des Deutschen Bundes Heimatschutz seinerzeit bei der Eheschließung in corpore in den alten Ausschüß des Tags für Denkmalpflege eingetreten. Diese eine Sektion für Denkmalpflege würde sich eben das Recht zur Betätigung, zur Verfolgung von Sonderinteressen und Sonderaufgaben der Denkmalpflege weiterhin vorbehalten müssen, genau so wie der Deutsche Bund Heimatschutz seine Sonderinteressen ver-

folgen wird und verfolgen muß, selbstverständlich unter Beibehaltung der gemeinsamen Firma „Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz“, von dem wir uns als einen Teil, als eine Sonderhälfte fühlen. Wir nehmen an, daß auch für diese Lebensform Ihre Zustimmung in dem früheren Beschlusse schon gegeben ist und daß darin die Möglichkeit einer Erweiterung von Fall zu Fall liegt. Wir möchten heute keine weitere Ermächtigung von Ihnen haben, weil die ganze Form eben noch zu unbestimmt, zu flüchtig ist und weil wir dem kleinen, von meinem Vorredner erwähnten Ausschuß das Recht vorbehalten wissen wollten, diese Form in sorgfältigen und gewissenhaften Beratungen, auch mit den beteiligten Regierungen der großen Länder zu finden. Im nächsten Jahre hoffen wir, die Lebensfähigkeit solcher Zwischenlebensäußerungen schon auf Grund dieser neugewonnenen Daseinsberechtigung beweisen zu können, und ich denke, daß wir da auch Ihre Zustimmung finden werden. (Beifall.)

Oberbaurat J ü s g e n - M a g d e b u r g : Ich hatte auf der Potsdamer Tagung 1924 zusammen mit Herrn Superintendenten D. Wissemann den Antrag eingebracht, unsere Verhandlungen doch wieder jährlich stattfinden zu lassen. Nur schweren Herzens schließe ich mich heute der höheren Einsicht Ihres Vorstandes an, auf einen zweijährigen Turnus mit einer inoffiziellen Zwischentagung zurückzugreifen. Ich knüpfe hieran aber die Bitte, solche Zwischenverhandlungen doch nicht so ganz unter Ausschluß der Öffentlichkeit abzuhalten. Nötig sind sie unbedingt, denn es können in unserer schnelllebigen Zeit plötzlich so wichtige Fragen auftauchen, wie z. B. die Kölner Hochhausfrage, das Städtebaugesetz u. dgl., die heute noch gar nicht zu übersehen sind und bei denen eine Behandlung post festum nur noch platonischen Wert hat.

Wenn wir also trotzdem zu der beantragten neuen Form kommen, für die ja nach den uns gemachten Mitteilungen sehr gewichtige Gründe vorliegen, so geht meine nochmalige dringende Bitte dahin, die Zwischen tagungen nicht auf einen engeren Ausschuß zu beschränken, sondern jeden, der Herz und Sinn für die Heimat und ihre Denkmäler hat, als willkommenen Mitarbeiter zuzulassen. (Beifall.)

Vorsitzender: Wir danken für die Anregung, sie wird in dem erwähnten kleineren Ausschuß sorgfältig erwogen werden. Wir können aber nicht auf irgendwelchem Umweg wieder zur vollen Tagung in jedem Jahre kommen, wenn wir den zweijährigen Turnus als Regel annehmen. Im übrigen wird der Nachteil, den soeben Baurat Jüsgen hervorgehoben hat, sich nie ganz vermeiden lassen. Auch wenn wir alljährlich zusammenkommen, geht in der Zwischenzeit so manches vor, das nicht warten kann, bis wir wieder zusammenkommen. Es ist also nur ein quantitativer und kein qualitativer Unterschied zwischen ein- und zweijährigem Turnus. Deswegen haben Sie ja vor einigen Jahren in Stuttgart dem geschäftsführenden Ausschuß die Ermächtigung erteilt, in Fragen, die nicht bis zu einer Zusammenkunft des Tags warten können, in Ihrem Namen bei den zuständigen Stellen vorstellig zu werden, Erkundigungen einzuziehen, Beratungen zu halten, Petitionen vorzubereiten usw. Wir glauben, daß damit allen Bedürfnissen nach Möglichkeit entsprochen ist. Wir werden nun versuchen, für unsere künftigen Tagungen die rechte Form zu finden und hoffen, daß unsere Vorschläge beim nächsten Zusammentreten Ihre Billigung finden werden.

Wird das Wort noch gewünscht? Das ist nicht der Fall. Dann stelle ich zur Beschlußfassung den Vorschlag des geschäftsführenden Aus-

schusses, die nächste Versammlung des Tags für Denkmalpflege und Heimatschutz im Jahre 1928 in Würzburg abzuhalten. — Wenn sich kein Widerspruch erhebt, — und das ist nicht der Fall — darf ich feststellen, daß Sie einstimmig diesem Vorschlage Ihres Ausschusses zugestimmt haben.

Damit haben wir auch den zweiten Punkt unserer Tagesordnung und damit unsere ganze Tagesordnung erledigt, und wir kommen zum Schluß.

Wir haben begonnen mit dem Dank an die gastliche Stadt Breslau, mit dem Dank an die Behörden des Reichs, der Länder, der Kirchen, der Gemeinden und an alle sonst uns freundlich Gesonnenen, die uns zu dieser schönen Zusammenkunft geholfen haben. Wir sind am Schluß doppelt erfüllt von diesem Danke, nachdem wir die Gastlichkeit der Stadt Breslau genossen haben, nachdem wir gesehen haben, was an reicher Vorarbeit für unsere Tagung geleistet worden ist, und was wir selber an Anregungen von hier in unser Leben mit hinausnehmen dürfen.

Ich kann aber diesen Dank nicht nur so allgemein erstatten; es ist eine Pflicht, der ich gern nachkomme und der Sie sich gern anschließen werden, daß wir einige Persönlichkeiten besonders nennen, die in hingebungsvoller, mühevoller Arbeit uns gedient haben, ohne daß es immer zutage trat, und denen wir deshalb zu größtem Danke verpflichtet sind. Ich nenne an erster Stelle den Vorsitzenden des Ortsausschusses, Herrn Landesbaurat Dr. Burgemeister, der sich als Vorsitzender hat angelegen sein lassen, unsere Tagung in jeder Weise zu fördern; ich gedenke dann besonders derjenigen Herren und Damen aus Breslau, die, ohne im Ausschuß genannt zu sein, Arbeit geleistet haben — man kann ruhig sagen, Arbeit, für die die Tage nicht ausgereicht haben, die auch Nächte in Anspruch genommen hat und als deren Exponent unser sehr verehrter Freund, Kunsthistoriker Stephan mit seiner Frau Gemahlin rastlos für uns tätig gewesen ist, der keine Mühe und keine Last irgendwelcher Art gescheut hat. Unseren besten Dank hierfür! Dann für die Ausstellung, deren Reichtum wir alle bewundern konnten, haben wir in erster Linie zu danken, soweit es sich handelt um die Ausstellung der Kunstdenkmäler, Herrn Direktor Braune und seinem Helfer Dr. Wiese; wir haben zu danken für die Vorbereitung der städtebaulichen Ausstellung, ohne anderen nahezutreten, in allererster Linie Herrn Baurat Konwiarz, Herrn Architekt Effenberger und Herrn Oberingenieur Slawik. Wir danken Ihnen von Herzen! Schließlich haben wir noch zu danken für zwei literarische Gaben, die uns in letzter Stunde gewidmet worden sind vom Schlesischen Bund für Heimatschutz und vom Schlesischen Verkehrsverein — sie werden Ihnen ja zugegangen sein. Ich habe zuletzt noch zu danken den Herren Vertretern der öffentlichen Meinung in Breslau, der Presse, die uns freundlich willkommen geheißen hat, die unsere Verhandlungen verständnisvoll verfolgt hat, und zu der wir das Vertrauen haben dürfen, daß sie auch weiterhin unseren Bestrebungen ihre fördernde Hilfe nicht versagen wird.

Ich danke zum Schluß noch den Herren Referenten; und allen, genannt und nicht genannt, für alle Bemühungen um unsere Tagung und schließe mit dem Rufe: Auf frohes Wiedersehen in zwei Jahren in Würzburg. (Lebhafter Beifall.)

Schluß der zweiten Sitzung 1 Uhr 40 Minuten.



Abb. 81. Neisse nach Math. Merians Topographia . . . Silesiae. Frankfurt 1650

Kunstoffahrt durch Schlesien.¹⁾

Die unvergeßliche Studienfahrt des Vorjahres zum Bodensee, die erste ihrer Art, hatte — so glänzend sie verlief — zwei kleine Schönheitsfehler: allzu reiches Programm und allzu große Beteiligung. Diesmal sollten diese Mängel dadurch vermieden werden, daß man die Teilnehmer in zwei Gruppen zu verschiedenen Kunststätten des schlesischen Landes zu führen gedachte. Für Donnerstag, den 23. September 1926, war ein gemeinsamer Ausflug nach Neisse vorgesehen, am nächsten Tage sollte die erste Gruppe Kloster Leubus und Liegnitz besuchen und sich am Abend in Hirschberg mit der zweiten Gruppe treffen, für die Schweidnitz und Kloster Grüssau in Aussicht genommen waren. Am Samstag, den 25. September, war entsprechend der Besuch von Görlitz oder Schmiedeberg ins Auge gefaßt. Während für den Nachmittagsausflug nach Neisse sich fast 200 Teilnehmer zusammenfanden, liefen auffallenderweise für die beiden Reisetage so wenig Anmeldungen ein, daß statt der beiden vorgesehenen Sonderzüge zwei Autobusse, von denen jeder etwa vierzig Personen faßte, für die Fahrt von Breslau über Schweidnitz und Grüssau nach Hirschberg genügten. Samstag vormittag brachte ein fahrplanmäßiger Zug die Teilnehmer von dort nach Görlitz.

Bedauerlich blieb, daß dadurch die Besichtigung der mächtigen Anlage von Leubus nicht zustande kam, des Stammklosters der schlesischen Zisterzienser. Der Ausfall von Leubus, das durch landschaftliche Lage, Architektur und Ausstattung gleich beachtenswert ist, bedeutete eine wesentliche Beeinträchtigung des ursprünglich geplanten Programms. Wer

¹⁾ An kunsttopographischer Literatur vgl. H. Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. 6 Bde. Breslau 1886—1903. — L. Burgemeister, Schlesische Kunst in Schlesische Landeskunde Bd. 2. Breslau 1913. — G. Malkowsky, Kultur- und Kunstströmungen in deutschen Landen. Die preußischen Ostmarken. I. Schlesien in Wort und Bild. Braunschweig und Berlin 1913. — R. Konwiarz, Alt-Schlesien. Stuttgart, o. J. — G. Grundmann u. R. Hahn, Schlesien. Bd. 8 der Deutschen Volkskunst. München 1926. — Die Kunst in Schlesien. Von A. Grisebach, G. Grundmann, Fr. Landsberger, M. Laubert, K. Masner, H. Seger, E. Wiese. Berlin 1927. — Auch K. Baedeker, Schlesien, Leipzig 1923, enthält in der Einleitung eine gute Uebersicht über die Entwicklung der Kunst in Schlesien. — Die im folgenden ohne Quellenangabe angeführten Zitate gehen auf G. Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, 2. Bd., 2. Aufl., Berlin 1922 zurück.

von den aus der Ferne zum Denkmal-Tag Gekommenen wieder einmal Schlesien berührt, sollte dann diese Unterlassung womöglich nachholen.

Der Ausflug nach Neiße (Abb. 81) fand wie vorgesehen statt. Nach etwa zweistündiger Fahrt dort angekommen, wurden wir am Bahnhof von Vertretern der Stadtverwaltung begrüßt und begaben uns zunächst zur neu hergerichteten Stadthalle, der ehemaligen, von Friedrich dem Großen auf der Stelle des alten Rathauses errichteten Garnison-Kirche.

Nach einem Orgelvorspiel begrüßte hier Bürgermeister Dr. Warmbrunn die stattliche Versammlung und gab einen ausgezeichnet unterrichtenden Ueberblick über die wechselreichen Schicksale und die baugeschichtliche Entwicklung der Stadt.

Neiße ist eine alte deutsche Kolonialstadt. Ihre Lage ist festgelegt durch den Schnittpunkt der großen Handelstraße zwischen Breslau, Olmütz und Wien, der sogen. Kaiserstraße, mit dem Neißefluß. Schon in slavischer Zeit war diese Stelle nachweisbar besiedelt. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts wurde nördlich dieser Siedlung durch vom Bischof Lorenz von Breslau in die dem Breslauer Stuhle von altersher gehörige Ottmachauer Kastellanei gerufene niederdeutsche Ansiedler die deutsche Stadt Neiße gegründet. Die alte slavische Siedlung erhielt sich als selbständige Anlage als die Altstadt im Süden des heutigen Stadtkerns. Die Entwicklung, welche die Stadt, gefördert durch die bischöflichen Landesherren und die Bürgerschaft, nimmt, verschafft ihr alsbald ein so starkes Uebergewicht über ältere Siedlungen, daß ihre Eigenschaft als Oberhof und Hauptstadt des Bistumslandes unbestritten ist. So wird die Stadt zum Hauptort eines geistlichen Fürstentums. Diese Tatsache bestimmt die eigenartige Stellung der Stadt in Schlesien und ihre kunstgeschichtliche Entwicklung für die Folgezeit. Hierbei ist zu beachten, daß die Stadt nie kanonischer Bischofssitz war, sondern nur die Hauptstadt des weltlichen Besitzes des Breslauer Bistums, wengleich zeitweise, insbesondere in der Nachreformationszeit, auch das Schwergewicht der Bistumsverwaltung in Neiße lag.

Den Mongolensturm scheint die Stadt glimpflich überstanden zu haben. Um 1350 wird sie durch Bischof Pretislaus v. Pogarell mit Mauern befestigt. Hinter dieser Schutzwehr widersteht die Stadt 1428 erfolgreich den Hussiten, während die Altstadt zerstört wird. Diese Zeit fällt zusammen mit der Entstehung des ältesten erhaltenen Bauwerkes der Stadt, der Pfarrkirche zum hl. Jakobus. Nach einem Brande im Jahr 1401 wurde sie 1430 als gotische Hallenkirche mit Chorumgang vollendet. Ihr Inneres wurde 1677—79 barock umgestaltet, um dann in den Jahren 1889 bis 1895 einer durchgreifenden Erneuerung zum Opfer zu fallen. Die Wende des 15. Jahrhunderts sieht den gewaltigen Glockenturm der Jakobskirche entstehen, dessen Weiterbau 1516 wohl aus Mißtrauen gegen die Festigkeit des Baugrundes aufgegeben wird. Um dieselbe Zeit entsteht auch der älteste erhaltene Profanbau der Stadt, der schlanke gotische, 90 m hohe Rathauerturm, einer der wenigen Türme Schlesiens, der seine ursprüngliche gotische Bekrönung durch die Neuerungslust der Renaissance- und Barockzeit hindurch gerettet hat.

Das 16. Jahrhundert bedeutet für die Stadt wie für ganz Schlesien eine Zeit wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieges, der lebhafte Förderung durch die Humanisten auf dem Breslauer Bischofsthule erfährt. 1555 schenkt Bischof Balthasar v. Promnitz der Stadt eine Druckerei, welche bald darauf Schlesiens erste Landkarte herausgibt. Zwei blühende höhere Schulen genießen weit über Schlesiens Grenzen besten Ruf. Die wirtschaftliche Unter-



Abb. 82. Neisse. Blick vom Rathaus auf die Jakobikirche

lage für diese Geistesblüte bildet ein lebhafter Handel mit Leinen und vor allem mit österreichischen und ungarischen Weinen, für die Neisse bis zur Grenztrennung im Jahre 1740 der Stapelplatz für den ganzen deutschen Osten war. Es ist die Zeit, in der sich die Hallen und Kapellen der Jakobuskirche mit den prächtigen Grabdenkmälern und Altarwerken der Renaissancezeit füllen, unter denen nur die Denkmäler der Bischöfe Jakob

v. Salza, Caspar v. Logau, Martin v. Gerstmann und Johannes Sitsch angedeutet seien. Zugleich beleben sich die Straßen mit den charakteristischen Giebeln der Renaissance, von denen lediglich das Andreashaus auf der Bischofstraße mit seinem schönen Portal besonders erwähnt sei. Den Höhepunkt dieser Entwicklung bildet das 1604 vollendete alte Wagehaus, das unter dem Namen „Kämmereigebäude“ mit seinem Prachtgiebel weitbekannt ist. Dieser Bau bezeichnet die Zeit der Höchstblüte der Stadt.

Der bald aufziehende 30jährige Krieg zerstörte diese Kultur und legte die Entwicklung der Stadt für ein halbes Jahrhundert lahm. Dreimal fiel die Stadt während der Kämpfe in feindliche Hand. Besonders schwer hatte sie unter der Besetzung durch die Schweden zu leiden, die vor ihrem Abzuge beim Herannahen kaiserlicher Truppen die Befestigungsbauten in Brand steckten, wobei deren noch erhaltene Reste, der Breslauer und Berliner Turm, ihre bekrönenden Hauben bis auf den heutigen Tag verloren. Eine besonders tiefgehende Veränderung aber erfuhr das Stadtbild durch die Maßnahmen, welche auf Grund der Erfahrungen notwendig wurden, die man mit dem alten Befestigungssystem der Stadt während des Krieges gemacht hatte. Da die Mauern den neuen Belagerungs- und Angriffsmaschinen nicht mehr standhielten, schritt man zu einem vollständigen Umbau der Befestigungen nach niederländischem System mit Wällen, tiefem Wassergraben und Bastionen. Dieser Maßnahme wurden sämtliche Vorstädte geopfert. So sank mitten im Frieden die Altstadt mit ihren hochragenden Gotteshäusern, dem Johannesdom, der Nikolaikirche, der Kirche Maria in rosis, in Trümmer. Bei den Schachtarbeiten für die auf dem Boden der Altstadt kürzlich entstandenen Neubauten stieß man auf beträchtliche Reste dieser zugrundegegangenen Kirchenbauten, wobei sich zeigte, daß es sich um Backsteinbauten unter reichlicher Verwendung von Sandstein für die Architekturteile gehandelt hat. Nur langsam erholte sich die Stadt von den Schlägen des 30jährigen Krieges.

Ihr charakteristisches Bild erhält diese Zeit durch die Bewegung der Gegenreformation, welche durch tatkräftige Bischöfe im Bistumlande mit besonderem Nachdruck durchgeführt wurde. Schon im Jahre 1622 hatte Fürstbischof Erzherzog Karl von Oesterreich die Jesuiten zur Gründung eines Kollegs mit Universität nach Neiße gerufen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehren sich die Ordensniederlassungen, und mit ihnen entwickelt sich eine lebhaftere Bautätigkeit, welche das Stadtbild von grundauf umgestaltet hat und ihm von außen bis auf den heutigen Tag die bestimmende Note gibt. Als erster Orden erbauen im Jahre 1660 die Kapuziner auf der Mährengasse ihr schlichtes Klösterchen mit Kirche. Ihnen folgen die Jesuiten, die um das Jahr 1690 ihre stattliche Kollegiumskirche vollenden, deren Inneres leider dem Brande während der Belagerung im Jahre 1807 zum Opfer fällt. Die Kollegiumsbauten der Jesuiten werden um die Wende des 17. Jahrhunderts vollendet. Den Höhepunkt des Neißer Barocks bildet der Neubau der Stiftskirche der Kreuzherren, welche im Jahre 1730 vollendet und von den Gebrüdern Scheffler mit prunkvollen Deckengemälden geziert wird. Mit dem etwas früher entstandenen turmschmückten Stiftsgebäude der Kreuzherren vereinigt sich die Kirche zu einem außerordentlich reizvollen barocken Architekturbild.

Diese Zeit führt auch eine besondere Blüte des Neißer Kunsthandwerks herauf, und das Bild der Stadt wäre unvollkommen, wenn in diesem Zusammenhange nicht des blühenden Neißer Goldschmiedehandwerks gedacht würde, dessen Erzeugnisse noch heute die schlesischen Kirchenschätze



Abb. 83. Neisse. Rathausurm mit Kämmergebäude

füllen. Auch auf den Schönen Brunnen sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Inzwischen ist der Breslauer Bischofsstuhl zu einer Apanage für deutsche Fürstengeschlechter geworden. Zu nennen sind hier die Namen Karl Erzherzog von Oesterreich, Prinz Karl Ferdinand von Polen, Friedrich Landgraf von Hessen, Pfalzgraf Franz Ludwig. Die fürstliche Hofhaltung erfordert erheblichen Aufwand. Die inmitten des Bischofhofes durch Martin v. Gerstmann erbaute bischöfliche Burg genügte den erhöhten Repräsentationsanforderungen nicht mehr und wird im Jahre 1729 durch die neue bischöfliche Residenz, das jetzige Landgericht, ersetzt. So entsteht ein gutes Beispiel eines barocken Stadtpalastes. Der Erbauer der neuen Residenz, Fürstbischof Franz Ludwig, errichtet auch noch in den Jahren 1730—1737 den bedeutendsten Neißer Barockbau jener Zeit, das kurfürstliche Hospital, einen Sammelbau für sämtliche bischöflichen Wohltätigkeitsanstalten, der aber bereits im Jahre 1740 bei der Belagerung durch die Preußen aus fortifikatorischen Rücksichten dem Erdboden gleich gemacht wird.

Damit stehen wir schon in den bedeutungsvollen Ereignissen des Jahres 1740, an dessen Allerheiligentage die ersten preußischen Grenadiere die Schwellen des Zolltores überschritten. Auf Grund der Kleinschnellendorfer Konvention ward die feste Stadt, die bis dahin den Beschießungen erfolgreich widerstanden hatte, dem Preußenkönig übergeben. Von diesem Jahre ab hat die Architektur in Neiße nichts Nennenswertes mehr geschaffen. Die strategische Bedeutung des Platzes schien dem König seinen Ausbau zu einer Festung ersten Ranges erforderlich zu machen. Hierbei wurden die zum Teil aus der Asche neu entstandenen Vorstädte wiederum zerstört. Als Ersatz wurde auf dem nördlichen Neißer-Ufer die Friedrichstadt erbaut, in der noch einzelne Wohnhäuser gute Beispiele des bürgerlichen Wohnhauses der Rokokozeit darstellen. Hier erbauten auch im Jahre 1788 die Dominikaner ihr Kloster mit Kirche, deren Innenausstattung immerhin einige Beachtung verdient. Die kriegerischen Ereignisse der schlesischen Kriege brachten die Stadt nur im Jahre 1758 noch einmal in Not, als General Harsch den Platz belagerte, die Belagerung aber beim Herannahen Friedrichs des Großen wieder aufgab. Den letzten Akt der Festungsvergangenheit der Stadt bildet die schon erwähnte Belagerung im Jahre 1807, wobei Kirche und Kollegium der Jesuiten großen Schaden litten.

Den Abschluß dieser ganzen Jahrhunderte langen Entwicklung bringt dann, wenigstens äußerlich, die Säkularisation im Jahre 1810, mit welcher die Herrschaft der Breslauer Bischöfe im Neißer Land ein Ende hat. Die Stadt nimmt von da die normale Entwicklung ihrer übrigen schlesischen Schwestern, allerdings mit der Einschränkung, daß die ihr durch die Festungseigenschaft auferlegten Beschränkungen hemmend und lähmend auf ihre Entwicklung wirkten. So wird es verständlich, daß die Bemühungen der Stadtverwaltung durch das ganze 19. Jahrhundert darauf ausgehen, diese Beschränkungen zu beseitigen.

Erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts fällt der innere Mauergürtel, und diese Freiheit wird bedauerlicherweise alsbald zur Zerstörung und Entfernung der alten Torburgen benützt. Auch sonst hat in den sehr stattlichen Zeilen der Straßen mancher alte Giebelbau neuzeitlichen unschönen Geschäftsbauten weichen müssen. Erst im Jahre 1913 kam ein Ortsstatut auf Grund des Gesetzes vom 15. Juni 1907 zustande und hat seine wohlthätige Wirkung schon bei vielen Neubauten gezeigt. Die von manchen beklagten Baubeschränkungen hatten aber das Gute, daß im all-

gemeinen die wilde Bebauung des Vorgeländes der Stadt nicht so, wie in anderen Städten, um sich greifen konnte. Eine einigermaßen harmonische Gestaltung des Stadtbildes wurde dadurch ermöglicht. Vor allem konnte die nach dem Kriege infolge des erheblichen Bevölkerungszuwachses der Stadt notwendig werdende Neubautätigkeit fest und systematisch in die Hand genommen werden. 1200 neue Wohnungen hat die Stadt trotz schwerster wirtschaftlicher Nöte seit Kriegsende geschaffen. —

Leider machte ein im Laufe des Nachmittags einsetzender heftiger Regen es unmöglich, die in das frühere Festungsgelände vorgesehene Autofahrt auszuführen, um diese Siedlung zu besichtigen. So begnügte man sich mit dem Studium der an Kunstdenkmälern überreichen Altstadt, die gruppenweise unter Führung der Herren Provinzialkonservator Pfarrer H a d e l t, Oberbaurat B o r o w s k i und Geheimer Justizrat Dr. D i t t r i c h besichtigt wurde. Auf dem Wege zur Stadthalle war man bereits am Breslauer Torturm vorbeigekommen, einem massigen spätgotischen Ziegelbau vom Anfang des 16. Jahrhunderts, sowie am „Schönen Brunnen“, dessen reiches schmiedeeisernes Gehäuse im Jahre 1686 von Wilhelm Helleweg angefertigt wurde.

Die Stadtpfarrkirche St. Jakobus, die nächst der Breslauer Kathedrale vornehmste Kultstätte des Bistums, hat durch eine in den Jahren 1889 bis 1895 stattgehabte Erneuerung viel von ihrem Zauber verloren. Damals wurden die Netzgewölbe des Mittelschiffes willkürlich durch Kreuzgewölbe ersetzt, und die spätgotische Vorhalle durch eine neue hochgotische. Immerhin verfehlte der imposante Hallenbau, der als einheitliche Anlage in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts geschaffen wurde, nicht seine Wirkung. Wie ein riesiges Reliquiar beherrscht ihr gewaltiges Dach Stadt und Land. Von der Innenausstattung interessierten hauptsächlich die zahlreichen Bischofgrabmäler, eine geschlossene Reihe, die mit dem im Jahre 1419 verstorbenen Wenzel, Herzog von Liegnitz, beginnt und mit Bischof Sebastian von Rostock, der im Jahre 1671 starb, abschließt.

Der freistehende Glockenturm wurde laut Inschrift in den Jahren 1474 bis 1516 aufgeführt, blieb aber, als er vier Stockwerke hoch war, unvollendet stehen. In Verbindung mit charaktervollen Bürgerbauten — und aus der Ferne mit dem Kämmereigebäude — bietet er ein unvergeßliches Städtebild. (Abb. 82.)

Die in der Kreuzkirche im Gang befindliche Wiederherstellung der Deckenmalereien von Th. und F. A. Scheffler gab instruktive Einblicke in die Möglichkeiten solcher Erneuerungsarbeiten. Die von dem Restaurator Kunstmaler F e y (Berlin-Lichterfelde) gegebenen Aufschlüsse über die Art seiner denkmalpflegerischen Betätigung fanden allgemeinen Beifall und wurden als vorbildlich anerkannt. Die Kirche ist in den Jahren 1715—1730 von den Kreuzherren erbaut. Der von einem ungeteilten Tonnengewölbe überdeckte Hauptraum ist von bedeutender Wirkung und einheitlich ausgestattet. Aus der streng gegliederten Westfront entwickeln sich zwei Türme mit wirksam umrissenen durchbrochenen Hauben.

Die ehemalige Jesuitenkirche Mariä Himmelfahrt ist eine Generation früher entstanden, sie wurde in den Jahren 1588—1592 nach dem Schema des Gesu in Rom erbaut. Das dazugehörige Collegium, das einst eine Universität beherbergen sollte, dient jetzt als Gymnasium. In der Aula, deren Tonnengewölbe mit ornamentalem Stuckwerk verziert ist, waren mancherlei kunstgewerbliche Schätze zur Schau gestellt, darunter ein sogenanntes Hedwigglas in Fassung vom Jahre 1528.

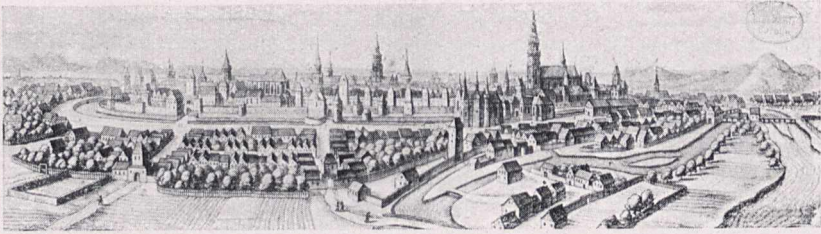


Abb.84. Schweidnitz nach Math. Merians Topographia . . . Silesiae. Frankfurt 1650

In der ehemaligen bischöflichen Residenz, die um das Jahr 1729 von Ch. Tausch erbaut wurde, tagt heute in üblicher Stimmungslosigkeit das Land- und Amtsgericht. Die frühere Kommandantur ist zum Museum geworden, das die Sammlungen des Neißer Kunst- und Altertumsvereins enthält. Mehr Raum, womöglich ein Neubau, wäre diesen heute schlecht zur Geltung kommenden vielgestaltigen Beständen zu wünschen.

Im Mittelpunkt der Stadt, am Ring, fesselte die aufwendige Spätrenaissance-Fassade des Kämmereigebäudes, das im Jahre 1604 als Wagehaus erbaut wurde. Die Außenmalerei ist nach erhaltenen Spuren im Jahre 1891 erneuert worden. Der nadelspitze Helm des im Jahre 1499 vollendeten Rathausturmes steigt dahinter auf und gibt dem Zusammenklang beider Bauten einen pikanten Reiz. (Abb.83.)

Der Rundgang wurde durch einen sehr lohnenden Besuch der Ostdeutschen Werkstätten für christliche Kunst, einer Gründung des Provinzial-Konservators Pfarrer H a d e l t, beschlossen. Ihr Leiter, Professor Z u t t, gab Erläuterungen über die Ziele und bisherigen Erfolge dieser Werkstätten, die seit anderthalb Jahren bestehen. Er nannte sie eine Verlags- und Vertriebs-Gesellschaft für christliche Kunst und Künstler, die den Schund aus dem Devotionalien-Handel allmählich verdrängen will, nicht nur dadurch, daß sie Modelle für die Hausfleißarbeit, für Industrie und Handwerk schafft, sondern auch, daß sie die Weihwasserbecken, Heiligen-, Engelfiguren u. a. billiger als den Kitsch herstellt. Hauptsächlich dadurch wird sie sich einen Weg ins Volk bahnen. Hier sah man eine Möglichkeit der Gesundung der Volkskunst, der man vollen Erfolg wünschen möchte — ein wahres Werkbund-Unternehmen.

Der Abend vereinte uns als Gäste der Stadt im Stadthaus, wo man unter Fanfarenklängen und Orchestermusik bis zum Abgang des Sonderzuges um 9 Uhr zusammenblieb. Stadtverordnetenvorsteher Landgerichtsrat M e t z n e r hieß die Gäste namens der Stadtverwaltung im „Schlesischen Rom“ willkommen, Geheimrat C l e m e n, der eine der Vorsitzenden, rühmte in feingeschliffener Rede die Schönheiten der Stadt und dankte für die große Gastfreundschaft.

Dem Auftakt in Neiße folgte am Freitag vormittag der Beginn der eigentlichen Studienfahrt. Autos, die unter der Fahrtleitung des Oberingenieurs S l a w i k vom Schlesischen Bund für Heimatschutz standen, geleiteten uns ungefährdet bis zum Abend.

Auf dem Wege nach Schweidnitz wurde in S t r e h l i t z haltgemacht, um die aus dem 14. Jahrhundert stammende Ausmalung des Chores dieser katholischen Dorfkirche zu sehen. In seltener Vollständigkeit zeigt sich hier das malerische Programm einer mittelalterlichen Landkirche. Bis zum

Gewölbe hinauf sind die Wandflächen in drei Zonen mit Darstellungen der Heilsgeschichte ausgefüllt. Im Jahre 1901 wurde diese Dekoration unter Putz des 17. Jahrhunderts freigelegt und sorgfältig wiederhergestellt.

In Schweidnitz (Abb. 84) galt der erste Gang der durch ihren charakteristischen Turm, den höchsten Schlesiens, ausgezeichneten katholischen Pfarrkirche zu St. Stanislaus und St. Wenzeslaus. Stadtpfarrer Dr. Schmidt führte in die Schönheiten dieses bedeutenden Bauwerkes ein (Abb. 85). Nach einem Brande vom Jahre 1532 wurde die spätgotische Kirche umgestaltet, indem im Mittelschiff ein fünf Meter tieferes Netzgewölbe eingezogen wurde, wodurch der Raum jetzt den Eindruck einer Hallenkirche macht. Die ursprüngliche Höhe hat sich im ersten Joch bei dem großen Westfenster, zu dessen Seiten die alte Orgel rechts und links geteilt aufgestellt ist, wie bei dem hochaufstrebenden Chor erhalten. Das Innere ist ein typisches Beispiel dafür, wie ausgezeichnet eine barocke Ausstattung einer gotischen Architektur sich einfügt. Im 17. Jahrhundert über-

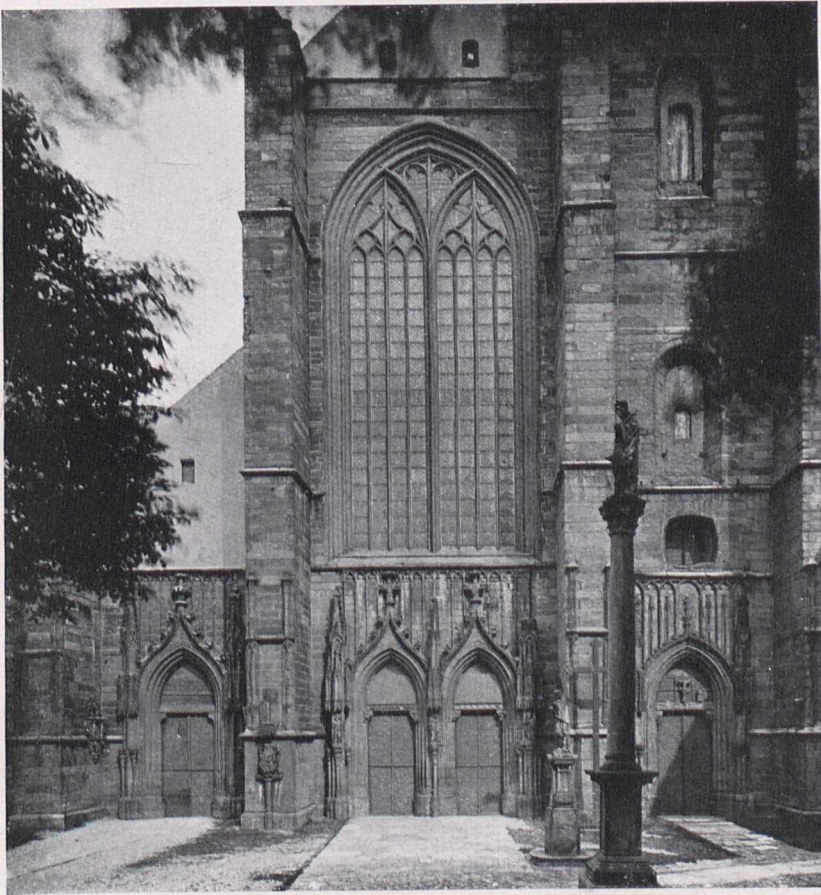


Abb. 85. Schweidnitz. Katholische Pfarrkirche, Westportal

nahmen die Jesuiten die Pfarrkirche, nachdem sie fast siebenzig Jahre in protestantischem Besitz gewesen war. Sie vermauerten die Fenster des Obergardens und bemalten diese Flächen, sicherlich zum Vorteil der Raumwirkung, mit einer Scheinarchitektur. Der von dem Pater Riedel entworfene Hochaltar vom Jahre 1694 zeigt die stilistische Kraft seiner Entstehungszeit: ein kreisrunder Baldachin, verbunden mit der Dekoration der Seitenwände (Abb. 86). Die unter dem Mittelchor befindliche zehneitige Krypta ist sowohl von der Kirche aus wie infolge des abschüssigen Geländes auch von außen ebenerdig zugänglich.

Die weitere Führung hatten die Herren Geheimer Regierungsrat Dr. Worthmann, Studienrat Dr. Copalla und Stadtbaurat Borst übernommen. In drei Gruppen wurde die Stadt besichtigt. Zunächst wandte man sich gemeinsam der evangelischen Friedenskirche zu (Abb. 87).

Diese ist die größte der drei gleichzeitig nach dem dreißigjährigen Kriege entstandenen Kirchen dieses Namens, von denen außerdem nur noch die in Jauer erhalten ist. Inmitten eines von alten Linden beschatteten



Abb. 86. Schweidnitz. Katholische Pfarrkirche, Hauptaltar

Kirchhofes gelegen, macht der in Fachwerk ausgeführte Bau von außen den Eindruck eines Nutzbaues — um so größer ist das Erstaunen, wenn man das Innere betritt und hier sieht, wie aus der Not der erzwungenen Einfachheit eine Tugend gemacht ist. Dieses spezifisch schlesische Denkmal, dieses hervorragende Beispiel protestantischen Kirchenbaues rief allgemeine Ueberraschung hervor. Nach einem Entwurf des Breslauer Albrecht v. Saebisch wurde die Anlage in den Jahren 1657—1659 ausgeführt. Von zweigeschossigen Emporen umzogen, vermag das Innere 7500 Personen zu fassen. In reicherer Ausstattung wurden in den ursprünglich unbemalten Raum im Jahre 1729 die Kanzel und im Jahre 1752 der Altar eingefügt.²⁾

Gegenüber diesen beiden eindrucksvollen kirchlichen Denkmälern traten die Profanbauten etwas in den Hintergrund. Den Markt schmückten vier Sandsteinbrunnen. Auf der Nordseite steht eine reichbewegte Dreifaltigkeitssäule vom Jahre 1697 (nicht Nepomuk-Säule, wie bei Dehio steht), auf der Westseite das vielfach umgebaute Rathaus. Die spätgotische Ratsstube zeigt zwei rechteckige Kreuzgewölbe; an der Nordseite befindet sich ein auf Säulen ruhender Erker, der einst der Altarraum der Ratskapelle war. Hier hatte man uns zu Ehren Innungspokale u. ä., darunter den Jagdbecher Herzog Bolkos, eine treffliche deutsche Renaissancearbeit, ausgestellt. Der Turm erhielt im Jahre 1734 eine durchbrochene Haube. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Gebäude „wertlos umgestaltet“.

Von der ehemaligen Bolko-Burg, die heute als Meldeamt dient, hat sich nur ein Renaissanceportal vom Jahre 1537 erhalten, eines der ersten Werke

²⁾ Vgl. neuerdings A. W i e s e n h ü t t e r, Der evangelische Kirchenbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart. Breslau 1926.

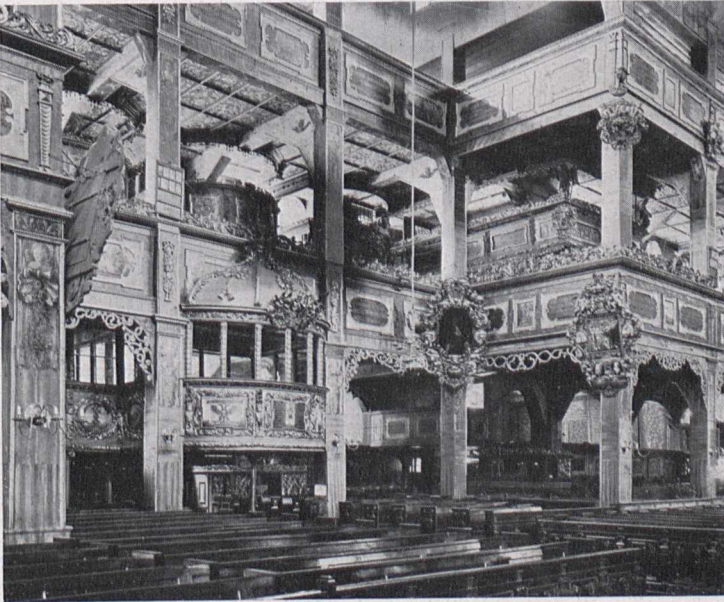


Abb. 87. Schweidnitz. Friedenskirche, Inneres



Abb. 88. Grüssau nach einem alten Stich

dieser Art in Schlesien, „in schwerfälligen Verhältnissen und mißverständenen Formen“.

Mancherlei gute alte Wohnhäuser, die sich trotz vielfacher Feuersbrünste und Kriegszerstörungen durch die Ungunst der Zeiten gerettet haben, begegneten uns auf dem Rundgang durch die Stadt.

Gemeinsam traf man sich alsdann zu einem von der Stadt gespendeten Frühstück, bei dem Oberbürgermeister Cassebaum viel Interessantes aus der Geschichte und Entwicklung der Stadt Schweidnitz, „einst der stärksten Rivalin Breslaus“, berichtete und die Tagung aufs herzlichste begrüßte. Im Auftrag des Vorstandes dankte (für den an der Mitfahrt verhinderten anderen Vorsitzenden Exzellenz v. Stein) Oberlandesgerichtspräsident Schollen (Düsseldorf), der Vorsitzende des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz.

Nach Tisch ging es durch die vom Kohlenbergbau zerrissene Waldenburger Landschaft, in der das einen waldigen Bergrücken beherrschende Schloß Fürstenstein des Fürsten Pleß unsere Aufmerksamkeit fesselte, dem Höhepunkt des Tages zu, dem in ein Hochtal eingebetteten Benediktinerkloster Grüssau (Abb. 88). Nachdem wir dort an einer erhebenden liturgischen Vesper teilgenommen hatten, empfing uns der jugendliche Abt Albert Schmitt in dem prachtvollen Barockraum der Fürstengruft und führte in einer fesselnden Ansprache in die Bedeutung des abendländischen Mönchtums und die Wesensart des benediktinischen Geistes ein:

„Gestatten Sie, daß ich Sie hier an dieser altherwürdigen Stätte aufs herzlichste begrüße. Es freut uns, daß die Denkmalpfleger gerade hierher nach Grüssau gekommen sind. Denn, wenn ich recht den Sinn Ihrer Bestrebungen verstehe, so hat doch gerade ein Ort wie Grüssau für die Denkmalpflege eine besondere Bedeutung. Ein Ort wie hier, wo die Vorzeit Schätze von solcher Kostbarkeit und Fülle hat erstehen lassen, auf den muß sich die Beachtung der Denkmalpflege ganz besonders hinlenken. So freue ich mich aufrichtig, daß wir Sie, die Sie ja alle Teile unseres deutschen Vaterlandes vertreten, hier begrüßen dürfen.“

Seit mehr als 700 Jahren blüht diese Kulturstätte. Sie beweist die Richtigkeit des Wortes, das Herr Geheimrat Clemen dieser Tage zu uns gesagt hat, daß die Ueberheblichkeit des Westens uns manchmal die Kostbarkeiten des Ostens hat vergessen lassen. Wir gerade hier erkennen

dankbar an, was deutsche Kultur im Osten geschaffen hat. Wir wollen froh darüber sein und uns als würdige Erben erweisen.

Sie kommen hierher im Geiste der Ehrfurcht, der Pietät. Jeder von uns, der zu einer alten Kulturstätte wandert, der zu solchen Bauten hintritt, will lernen von dem, was die Vorzeit in die steinernen Werke hineingelegt hat. Welches ist nun der Geist, der hier in diesem Bau lebt, der diesen Klosterbau erstehen ließ, der letztlich in jedem Klosterbau lebt, jeden Klosterbau erstehen ließ? Was ist die Wesensart des benedikтинischen Mönchtums, des Mönchtums des Abendlandes, das solche Werke schuf, das zu solchen Werken seine besten Kräfte hergab?



Abb. 89. Grüssau. Klosterkirche, Westansicht vor dem Brand von 1913

Die Antwort ist an einigen Stellen der Regel des heiligen Benediktus gegeben. Im 66. Kapitel ist davon die Rede, daß in den Klosterverband alles eingeschlossen sein soll, was der Verband braucht, was zur Erhaltung notwendig ist. Im 58. Kapitel gibt St. Benedikt die Vorschrift, daß der Mönch an diesen Bezirk gebunden sein soll. Wer hier eintritt, soll hier bleiben, sein ganzes Leben, hier soll er sein Arbeitsfeld finden. Der Begriff der Stabilität wird hier dem Abendland gegeben. Was ist das? Stabilitas im monastischen Sinne ist das Gebundensein an einen Ort, an eine Stelle, an eine Klosterfamilie, an eine Gemeinschaft ein ganzes Leben lang. Der Mensch, der in diese Gemeinschaft eintritt, weiß, daß er hier und nur hier seine Lebensaufgabe zu erfüllen hat.

Diese Stabilität schafft ein Zweifaches, erstlich in geistiger Hinsicht Gemeinschaftssinn, Familienart, sodann in materieller Hinsicht Verwurzelung in der Heimat Erde, Durcharbeitung der Scholle, Kulturtat im vollen Sinne des Wortes. Die Stabilität des abendländischen Mönches schafft eine geistige Familie. Der Abt ist auf Lebenszeit im Amte, die einzelnen auf Lebenszeit am Orte ihrer Profess. Demokratisch in der Zusammensetzung, ob Prinz oder einfacher Mann aus dem Volke, aber doch aristokratisch, monarchisch von so ausgesprochener Eigenart, wie sie kaum eine weltliche Einrichtung je erreicht. Das abendländische Mönchtum glaubte an die Wirkkraft der Gemeinschaftsidee, die im Austausch der Kräfte Anregung und stete Förderung gab. Es hat immer an die ungeheuer zusammenschweißende Kraft von dem gemeinschaftlichen Wirken einer Genossenschaft geglaubt. Es hat geglaubt, daß die Idee dieser geistigen Familie ihm die Bedingung abgibt, aus der heraus es sein Wirken eigenkräftig gestalten kann. Und in Kraft dieses Gedankens hat es restlos seiner Idee gedient in dem Auf und Ab der Jahrhunderte. Wohl konnte die Ungunst der Zeit oft da und dort den monastischen Gedanken unterdrücken. Ganz auszulöschen vermochte sie ihn nicht. Die Idee als solche lebte dann anderswo weiter. Und urkräftig brach die Kraft dieser Grundidee des abendländischen Mönchtums späterhin wieder durch, auch an Stellen, die schon lange Jahrzehnte ihn nicht mehr gekannt hatten. Die Geschichte dieses Klosters ist der lebendige Beweis für diese Tatsache.

Das abendländische Mönchtum glaubte aber auch ganz stark an die Kraft der Autorität — und gerade wegen dieses Glaubens an die Autorität hat es so Großes schaffen können. Nur Männer, nur einzelne Männer sind die Träger von großen Ideen. Niemals die vielen Köpfe. Sie können wohl fördern, doch der Wurf, das Große geschieht von dem, den die Gemeinde an die Spitze gestellt hat, der aus dem quellenden Leben der Gemeinde herausgeboren ist und der letztlich das ganze Streben dieses Verbandes in sich trägt.

1500 Jahre sind in der Menschheitsgeschichte eine schöne Zeit — und dennoch ist der Lebensgeist lebendig und dennoch ist der Lebenswille da. Wie einst lebt die Gemeinde im Verband zusammen, da jeder an die Kraft der Idee glaubt und an die Autorität dessen, der an der Spitze steht. Der einzelne versank, aber die Ganzheit lebte, die Idee blieb. Nicht bloß in religiösen Dingen gab so das abendländische Mönchtum Anregung, es konnte auch in kulturellen Dingen Anregung geben. Die Mönche hatten gewisse materielle Dinge gelernt, sie trugen diese Kenntnisse weiter. Durch die Tat wirkten sie, durch das einfach schlichte Beispiel, durch das Leben, das sie lebten, das ein Aufruf war zur christlichen Tat, zur Veredelung des Menschen. Wenn auch die Kriegszeiten und die Ungunst der Verhältnisse

Schutt und Trümmer aufhäufen, es tat nichts. Denn der Wille war noch lebendig, brach immer wieder durch.

Dieser Ort sei wiederum Beispiel. Wie oft wurde Grüssau zerstört, was hat es alles durchgemacht! Immer erstand es von neuem. Die große Kraft, die seiner Lebensidee zugrunde lag, hat stets das Größte wieder herausgeholt.

Um es also noch einmal zu sagen: Dies ist die Wesensart des abendländischen Mönchtums, die *Stabilitas* in dem Sinne, daß die Gemeinschaft sich erbaut und daß sie andere erbaut, religiös und kulturell.

In der alten Klosterkirche zu St. Gallen steht geschrieben:

Omnibus ad sanctum turbis patet huc via templum, quo sua vota ferant, unde hilares redeant.

Das war die Gesinnung der alten Zeit. Es ist in gewissem Sinne auch das Ringen der neuen Zeit. Wir hoffen, daß ein gütiges Geschick uns an dieser Stelle die Möglichkeit gibt, daß wir im Sinne der alten Ideen auch dieser neuen, dieser neuesten Zeit ähnliches geben dürfen, wie wir es in früheren Zeiten tun durften. Es ist ein Arbeiten auf lange Sicht im Glauben an die edelsten Seiten menschlicher Art und irdischen Strebens.

Und noch mein Wunsch für Sie selbst. Ich würde mich freuen, wenn Sie von hier kleine Anregungen mitnehmen würden, wenn etwas von dem Geist, der in den Jahrhunderten hier gelebt, mit Ihnen ginge, Ihnen in manchem eine Freude, Hilfe und Förderung für Ihr Leben sei, wie es der Spruch in St. Gallen auszudrücken versucht:

Omnibus ad sanctum turbis patet huc via templum, quo sua vota ferant, unde hilares redeant!"

Der zweite Vorsitzende der Tagung, Professor Sauer (Freiburg), griff in seiner Antwort manche Anregung geistvoll auf und führte sie eindringlich weiter. Er rühmte den „säkularen kulturschaffenden und schirmenden Geist“ des Benediktinerordens und betonte, daß wir hier „in der Atmosphäre des heiligen Benedikt gewissermaßen heimischen Boden betreten“ haben. „Denkmalpflege im grandiosesten Ausmaß ist es gewesen, was die Benediktiner bei dem großen Zusammenbruch der abendländischen Kultur gerettet haben. Wie vieles von dem, was wir noch an antiker Kultur, an monumentalen und literarischen Werken besitzen, verdanken wir ihnen!“

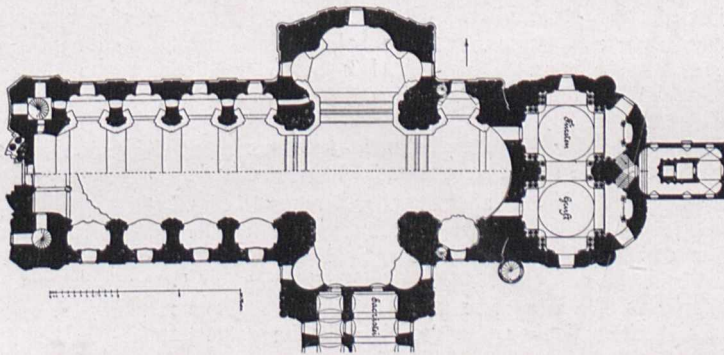


Abb. 90. Grüssau. Klosterkirche und Fürstengruft, Grundriß

Den Söhnen des heiligen Benedikt in Grüssau wünschte der Redner als Ergebnis des heutigen Besuches manchen bleibenden Erfolg. „Noch reckt der Nordturm seinen verstümmelten Arm zum Himmel empor, man hört fast sein Klagen: Miserere mei!“ Ihn wieder aufzurichten und manche andere Wunde und Krankheiterscheinung zu heilen, sei dringende Aufgabe und der tatkräftigen Unterstützung aller Beteiligten wert.

Unter der äußerst lebendigen Führung des kunstbegeisterten Kloster-Archivars P. Nicolaus v. Lutterotti O.S.B., der in den kurzen Jahren, die er an dieser Stätte weilte, schon viel zur Klärung der sein Kloster betreffenden Fragen beigetragen hat, wurde alsdann die Abteikirche, die Fürstengruft und die ehemalige Pfarrkirche besichtigt. P. Nicolaus gab dabei auf Grund der neuesten Forschungen etwa folgende Darstellung:

Das Kloster Grüssau wurde i. J. 1292 durch Herzog Bolko I. von Schweidnitz und Jauer gestiftet und mit Zisterziensern von Heinrichau besiedelt. Durch die Huld der Landesfürsten und die sprichwörtliche Tüchtigkeit der Aebte wuchs das Stiftsland bis zur Säkularisation (1810) auf 297 Quadratkilometer mit zwei Städten und 41 Dorfschaften. Dieser reiche Besitz setzte die Aebte in die Lage, in Grüssau und dem Klosterlande künstlerisch Wertvolles, ja Monumentales zu schaffen. So entstand hier im Barockzeitalter eine Kleinwelt des Schönen, die niemand in einem abgelegenen Bergtal des Riesengebirges vermuten würde.

Von der ursprünglichen Anlage hat sich nichts erhalten. Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt der schlichte, gotische Remter im Mitteltrakt. Die übrigen Bauten sind im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert entstanden. Kriegsschäden, Brände und das Bestreben, stets Größeres zu erstellen, sind die Gründe für diese bauliche Entwicklung.

Die Abteikirche zu U. L. Frau ist eines der bedeutendsten Werke des Spätbarock im deutschen Osten. (Abb. 89.) Sie wurde in den Jahren 1727 bis 1733 durch Abt Innozenz Fritsch erbaut, in einer erstaunlich kurzen Frist, wenn wir ihre Größe (Innenlänge 77 m, Innenbreite des Querschiffes 47,5 m) und die Stärke der Mauern (5,20 m im Fundament) bedenken. Wer den Plan entwarf, ist noch nicht ermittelt; sicher war der Meister von den Dientzenhofern und Prandauer geistig befruchtet. (Abb. 90.) Ausführer Baumeister war Anton Joseph Jentsch aus Hirschberg i. Schl. († 1757). Die Fassade hat wohl Ferdinand Maximilian Brockoff entworfen; die gewaltigen Portalstatuen Moses und Gregorius d. Gr. sind sein letztes Werk († 1731). Den überreichen plastischen Schmuck der scharf vertikal gegliederten, hochgesteigerten, bewegten Fassade schufen Brockoffs Schüler nach den Modellen des Meisters. (Abb. 91.) Die herrliche Giebelgruppe lehnt sich stark an die Dreifaltigkeitsgruppe der Münchner Asamkirche an. Die Kupferhauben der Türme — der Nordturm fiel 1913 einem Brande zum Opfer und harret des Wiederaufbaues — erinnern an die Stiftskirche zu Melk, doch sind sie schwerer und wuchtiger gestaltet.

Das Innere ist von überraschender Raumwirkung. (Abb. 92.) Je vier stark zurücktretende Kapellen und Emporen mit hochgezogenem Abschall begleiten das weite Langhaus. Daran schließt sich eine von mächtigen Pilasterbündeln gebildete Vierung mit Flachkuppel und das Querhaus. Das Presbyterium weist wieder je eine begleitende Kapelle mit Empore auf und schließt mit einer flachen Apside. Die Decke zeigt bereits die Auflösung des nahenden Rokoko. Böhmisches Kappen werden durch auffallend breite Gurten getrennt, in denen wir einen Rest des barocken Tonnengewölbes

erkennen. Die böhmischen Kappen bedingen die Schrägstellung der Pilaster, welche, stark mit der Wand verbunden, die Raumwirkung vertiefen, die Lichtfülle steigern.

Die mit perspektivischem Raffinement ausgeführten Fresken von Georg Wilhelm Neunhertz steigern das Weite und Jubelnde. Aehnlich dem Bandornament des Zeitstiles ist in ihnen eine fünffache Gedankenreihe zu einem komplizierten Ideenteppich verflochten. Simse und Profile sind stärker betont als bei den übrigen Kirchen Schlesiens, doch läßt die überaus anmutige Schwingung der Linien keine Härte aufkommen.

Die plastische Innenausstattung schuf Brockoffs begabtester Schüler Anton Dorasil († 1759), der in den Bahnen Berninis sich bewegte. Drei Jahrzehnte arbeitete er in Grüssau. Infolgedessen macht die Kirche einen so einheitlichen Eindruck. Wie ein harmonischer Dreiklang wirken Hochaltar, Chorgestühl und Orgelprospekt, zumal letzterer der Kirche einen wundervollen Gegenpol gibt, der wohlthuend von der oft schmucklosen Westseite so mancher, sonst prunkvollen Barockkirche absticht. Auch das Orgelwerk, von Michael Engler aus Brieg 1729—1732 erbaut, gehört mit seinen 52 Registern, sieben Bälgen und 2606 Pfeifen zu den bedeutendsten deutschen Orgeln. Die teils in Holz, teils in Stucco lustro ausgeführten Altäre bergen Gemälde von Peter Brandel († 1739), dem Asamschüler Felix Anton Scheffler aus München († 1760) und Michael Willmann († 1706). Letzterer malte den großen Stammbaum Christi, wohl das bedeutendste Blatt der Kirche. Es zeigt Willmann als hochbegabten Nachempfinder Rembrandts.

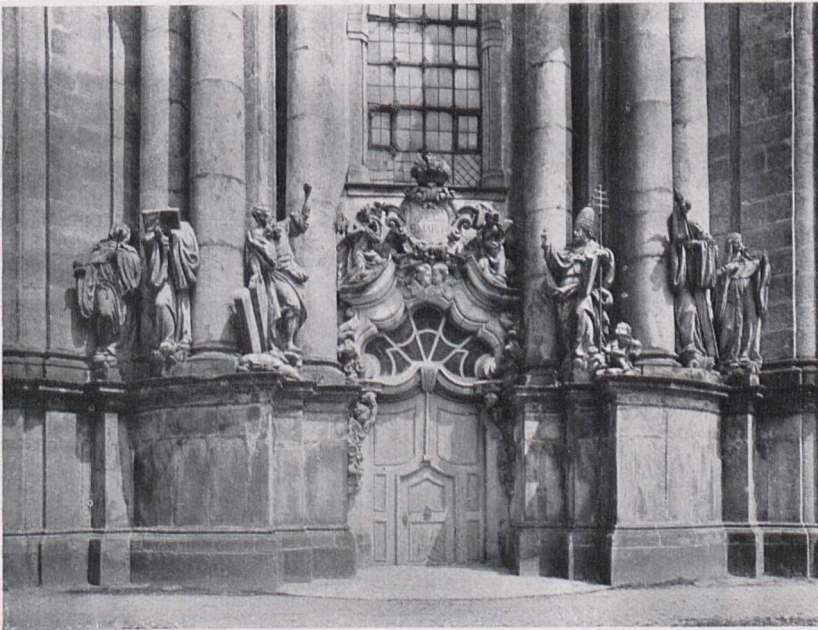


Abb. 91. Grüssau. Klosterkirche, Westportal

Die Fürstengruft, 1736—1738 gleichfalls von Jentsch erbaut, schließt sich an die Apside der Abteikirche an. (Abb. 93.) Neben der Schönborn-Kapelle des Würzburger Doms ist sie das schönste Barockmausoleum Deutschlands. Zwei mit Kuppeln abgeschlossene Rotunden werden durch einschneidende Säulengruppen zu einem einheitlichen Raum verbunden. Die Wände sind durch Säulen und Statuen reich belebt. An Farbwirkung und Linienschwung hat der Stuckmeister Ignaz Provisor Hervorragendes geleistet. Die Sandsteintumben der herzoglichen Stifter (14. Jahrh.) fügen sich harmonisch dem barocken Unterbau ein. Farbenfrohe Fresken von Neunhertz verkünden den Ruhm der freigebigen Fürsten und baugewaltigen Aebte. In den drei Altarblättern hat F. A. Scheffler den Höhepunkt seines Schaffens erreicht.

Neben der Abteikirche erhebt sich ein dritter bedeutender kirchlicher Bau: die nach Norden orientierte ehemalige Pfarrkirche St. Joseph. Sie wurde in den Jahren 1692—1694 von dem Grüssauer Stiftsbaumeister Martin Urban begonnen und vom Neißer Stadtbaumeister Michael Klein aus Ungarn vollendet. Bei der Anlage war auch der Maler M. Willmann entscheidend beteiligt. Es galt für seinen großen Freskenzyklus möglichst günstige Flächen zu schaffen. Die Ideen dazu lieferte Abt Bernhard Rosa, gleichbedeutend als Mystiker wie als Kunstmäzen. Willmann hat hier sein bedeutendstes Werk geschaffen. An den Niederländern gebildet, geht er in



Abb. 92. Grüssau. Klosterkirche, Blick auf den Hochaltar

Farbgebung und Zeichnung einen seiner Zeit weit vorausseilenden Weg. Manches seiner Bilder mutet geradezu modern an. Unterstützt von seinem Sohne Michael und seinem Stiefsohn Lischka schilderte er in fünfzehn großen und zahlreichen kleinen Fresken das Leben des hl. Joseph. Das große Apsidenfresko ist ein Meisterwerk der Gruppierung. Die Decke zeigt in den Stichkappen und Gewölbbesiegeln die Ahnherren des hl. Joseph unter bewußter Anlehnung an die Prophetenzwickel der Sixtina. Hochaltar, Kanzel und Orgelprospekt zeigen, welche Höhe das Kunsthandwerk in der vom Abte Bernhard Rosa ins Leben gerufenen Grüssauer Schnitzschule erreichte.

Die Klostergebäude wurden nicht vollendet. Es war ein großes Doppelquadratum mit Eckpavillons geplant, das ein brückenartiger Trakt mit der Kirche verbinden sollte. Nur die Südseite ist ausgeführt. Zwei Flügel des alten Baues wurden 1871 durch Pioniere gesprengt, um dem Staate die Unterhaltungskosten zu sparen. Schöne gotische Räume wurden dabei vernichtet. Der neue Südflügel wurde 1774—1789 durch die Architekten Gott-



Abb. 93. Grüssau. Fürstengruft hinter der Klosterkirche



Abb. 94. Hirschberg nach *Scenographia Urbium Silesiae*. Nürnberg 1739

lieb Fellner aus Sagan und Rudolph aus Oppeln erbaut. Die Fassade stellt eine reizvolle Mischung von ernstem Klassizismus und heiterem Rokoko vor; sie ist wohl eine der gelungensten Schöpfungen dieser Uebergangsperiode.

Im Jahre 1923 wurden die Abteikirche sowie das Klostergebäude, die namentlich während der Kriegsjahre stark gelitten hatten, den Beuroner Benediktinern anvertraut. Zunächst wurden die Kirchen einer sorgfältigen Entstaubung unterzogen und die schwer vernachlässigten Dächer wiederhergestellt. Mitglieder des Klosters lernen in Breslau die fachmännische Konservierung und Auffrischung von Oel- und Wandgemälden. Bei dem bekannten historischen Sinn des Ordens ist eine pietätvolle Pflege der Kunstdenkmäler zu erhoffen. Die Erschließung des alten Klosterarchives durch die Mönche bringt neues Licht in Grüssaus künstlerische Vergangenheit, wie manche neuere Literatur-Erscheinung zeigt³⁾. —

Schwer fiel die Trennung von dieser Stätte des Friedens und hoher künstlerischer Kultur. Zur Jause führen wir nach „Bethlehem“, einem idyllisch im Walde gelegenen Gasthaus, dessen höchst eigenartig im Wasser gelegener Pavillon mit Willmannschen Gemälden geschmückt ist. Fast dämmerte es schon, als die Autos sich von hier aus in Bewegung setzten. In herrlicher Fahrt ging es über Landeshut, den Mittelpunkt der schlesischen Leinwand-Industrie, und Schmiedeberg durch die Vorberge des Riesengebirges nach Hirschberg, wo die Ankunft bei völliger Dunkelheit erfolgte. (Abb. 94.)

Im Hotel „Drei Berge“ bot die Stadt einen Empfang mit Abendessen. Stadttrat Elger fand herzliche Worte der Begrüßung, auf die namens der Gäste Dr. Lindner dankbar erwiderte. Im Laufe des Abends, der durch den Vortrag alter deutscher Lieder — Madrigale und Chöre des 16. Jahrhunderts — aufs reizvollste belebt wurde, sprach Museumsdirektor Professor Feyerabend (Görlitz) sehr humorvoll auf die Damen, und

³⁾ An neuerer Literatur: N. v. Lutterotti, *Die Heiligtümer der Abtei Grüssau*, Verlag Benediktinerkonvent Grüssau, 1922. — Derselbe, *Der Grüssauer Bildhauer Anton Dorasil*. „Der Wanderer im Riesengebirge“ 1925, Nr. 5. — Derselbe, *Der Maler Peter Brandel in Grüssau*. „Der Wanderer im Riesengebirge“ 1925, Nr. 10. — P. Brieger, *Die Fürstengruft von Grüssau*. „Der Wanderer im Riesengebirge“ 1925, Nr. 5. — E. Dubowy, *Felix Anton Scheffler*, Verlag für christliche Kunst, München 1927. — *Die Kunst in Schlesien*, Deutscher Kunstverlag, Berlin 1927, S. 99 ff.

Dr. Grundmann, der Direktor des Hausfließes in Warmbrunn, hielt folgenden, durch Lichtbilder belebten Vortrag über

„Die Hausindustrie des Riesengebirges“.

„Meine sehr verehrten Damen und Herren! Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen, die Sie auf Ihrer Studienfahrt Stadt und Kreis Hirschberg die Ehre Ihres Besuches geben, einen kurzen Ueberblick über die kunsthandwerklichen und kunstindustriellen Erzeugnisse des Riesengebirges zu geben. Es handelt sich hierbei um diejenigen Industriezweige, die in ihrer Produktion entweder eine ausgesprochene hausindustrielle und kunsthandwerkliche Produktionsgrundlage aufweisen, oder eine rein industrielle. An erster Stelle stehen die Gebiete der textilen Veredlung, soweit sie sich auf die Kunst des Webens, des Spitzennähens und des Stickens beziehen, hinzu kommt das Gebiet des Holzes und teilweise des Glases. Im zweiten Falle handelt es sich lediglich um die industrielle Herstellung und Veredlung des Glases. Die Produktionsgrundlage der textilen Künste ist ausschließlich auf Heimarbeit gegründet. Holz- und Glasveredlung beschränkt sich in der Hauptsache auf kleinere kunsthandwerkliche Betriebe, Herstellung und Veredlung des Glases im großen auf die Industrie.

Die größte Bedeutung hatte in der Vergangenheit die Leinwandweberei, die ihre Entwicklung der Volksdichte einer landwirtschaftlich wenig ertragreichen Gebirgsgegend verdankt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde der Inlandsmarkt durch ausländische Verbindungen erweitert, wodurch die Blütezeit des 17. und 18. Jahrhunderts herbeigeführt wurde. Die ländliche, nicht zünftige Arbeit erfuhr dabei um ihrer größeren Billigkeit willen eine immer stärkere Zunahme, wobei das Hirschberger Tal mit seinen Spezialwebern deshalb von besonderer Bedeutung wurde, weil die Spezialtechnik des Schleierleins einen besonders großen Absatz ermöglichte. Die Wirtschaftsform der ländlichen Hausweberei beruhte auf der Tatsache, daß der Weber aus eigenen Mitteln den Rohstoff erwerben mußte und die Fertigware an die städtischen Leinenkaufleute zum Bleichen und Appretieren verkaufen ließ. Erst mit dem Augenblick, als Spinnerei und Weberei getrennt wurden, schaltete sich zwischen den Weber und den Spinner der Garnhändler ein. Bekannt ist, welche große Bedeutung im 18. Jahrhundert die schlesischen Garnmärkte gehabt haben. Auf der anderen Seite war diese Wirtschaftsform dazu geeignet, zu einer großen finanziellen Ausnutzung der in Heimarbeit tätigen Weber zu führen. Als die rückläufige Konjunktur des 19. Jahrhunderts, beginnend mit der Kontinental Sperre, vor allen Dingen aber durch die Konkurrenz, die die Maschine dem Handwebstuhl machte, die Hausweberei zu einer ausgesprochenen Hungerarbeit herabwürdigte, setzte ein Niedergang ein, der heutigen Tages den Handwebstuhl fast völlig außer Betrieb gesetzt hat.

In der Gegenwart wird durch den Hausfließverein für das Riesengebirge der Versuch gemacht, in bescheidenem Umfange statt Leinwand farbige Beiderwand als Kleidstoffe auf alten, noch vorhandenen Webstühlen herzustellen. Wenn man sich auch nicht der Hoffnung hingeben kann, damit eine neue Blütezeit der Hausweberei herbeizuführen, so besteht doch immerhin die Möglichkeit, die alte Technik des Handwebens im Riesengebirge unter besonderer Berücksichtigung des künstlerischen Einschlages zu fördern.

Das zweite große Gebiet textiler Heimarbeit ist das des Spitzennähens. Es hängt insofern mit der Weberei zusammen, als die durch die rückläufige Konjunktur brotlos werdenden Frauen und Kinder der Weber,

die bis dahin mit Spinnen, Scheren, Spulen beschäftigt waren, auf Anregung des preußischen Staates hin durch Spitzennähen einen Verdienstaugleich erhalten sollten. Es wurde deshalb im Jahre 1885 einem Berliner Händler Wechselmann ein Staatszuschuß gegeben, um die Technik des Spitzennähens im Riesengebirge einzuführen. Wenn auch dieses Unternehmen nach Entziehung der Staatszuschüsse einging, so ist doch der Arbeit von Wechselmann zu verdanken, daß etwa 1600 Frauen und Mädchen als Spitzennäherinnen ausgebildet wurden. Das System war das der Landschulen, die an eine in Hirschberg stationierte Manufaktur angeschlossen waren, und in denen geübte Näherinnen den übrigen Dorfbewohnern die Technik beibrachten und die fertigen Arbeiten an die Manufaktur ablieferten, um von dort Lohn und neues Material zu entnehmen. Die Spitzenindustrie des Riesengebirges hat im Laufe von 70 Jahren vielfache Wandlungen durchgemacht. Heutigen Tages bestehen nebeneinander die schlesischen Spitzenschulen Marie Hoppe-Margarete Siegert in Hirschberg und die Spitzenschulen der Fürstin von Pleß-Hirschberg-Warmbrunn, die beide aus dem ursprünglichen Wechselmannschen Unternehmen durch Uebernahme von Arbeiterinnen, durch Kauf, Zusammenschluß und Vererbung hervorgegangen sind. Die hauptsächlich hergestellte Spitze ist die genähte Nadelspitze in Brüsseler Art, die ursprünglich auf der Nachahmung historischer Muster aufbaute, um in den letzten Jahrzehnten des wiedererstehenden Kunstgewerbes auch neuen Mustereinflüssen zugänglich gemacht zu werden. Auf dem Gebiete der Spitzenindustrie sind es eigentlich erst die letzten Jahre, die einen ausgesprochenen Niedergang infolge der abnehmenden Kaufkraft vieler Bevölkerungsschichten und der der Spitze feindlichen Moderichtung zu verzeichnen haben.

Als drittes textiles Gebiet auf dem Gebiete der Heimarbeit kann das des Stickens genannt werden, dessen ursprüngliche Verwendung in der Tracht auf der Hand liegt. Gerade die bäuerliche Tracht des Riesengebirges mit den reich in dünnes Leinen gestickten Schürzen und Brusttüchern ließ Frauen und Mädchen der Gebirgsdörfer eine besondere Fähigkeit für alle Arten der Sticktechnik erwerben. Auf dieser Tatsache aufbauend, haben verschiedene Unternehmen, Frau Langer-Schlafke, Breslau, Fräulein Klapper, Hermsdorf, Bernhard Wilm, Saalberg, und der Hausfleißverein in Warmbrunn, den Versuch gemacht, durch Ausgabe von Stickereiarbeit diese ursprünglich vorhandene Fähigkeit auszunutzen. Zum Teil wurden die Arbeiten in den Dienst moderner kunstgewerblicher Bestrebungen gestellt, zum Teil galten sie der Wiederbelebung der schlesischen Volkstracht, die ursprünglich von Bernhard Wilm ausging und in der Gegenwart besonders durch den Hausfleißverein und die Werkstatt von Hase-Mladeck gefördert wird.

Anders als auf dem Gebiete der Textilien liegen die Verhältnisse auf den Gebieten der Holzverarbeitung und der Glasveredlung. Um letzteres voranzunehmen: Die Glasveredlung des Riesengebirges hängt aufs engste zusammen mit der Tradition der bis ins 14. Jahrhundert im Riesengebirge nachweisbaren Glashütten und bezieht sich hauptsächlich auf die Kunst des Schleifens, Gravierens und Malens. Orte wie Warmbrunn sind besonders auf dem Gebiete des Glasschnittes im 18. Jahrhundert führend gewesen und haben eine große Zahl von Kleinbetrieben beherbergt. Ein Sondergebiet war das des Siegelsteinschnittes, der ebenfalls in Warmbrunn beheimatet war und bis ins 19. Jahrhundert ganz hervorragende Techniker ausgebildet hat. Erst der industrielle Zusammenschluß, der in

der Glasindustrie allenthalben die letzten Jahrzehnte kennzeichnet, führte zu einem immer größeren Abbau der hausindustriellen Glasveredlung und zur Zentralisierung in den Hüttenbetrieben.

Hausindustrielle Beschäftigung, soweit sie sich auf Holzschnitzerei bezieht, wird man in allen Gebirgsgegenden finden. Die langen Winterabende führten von selbst dazu, daß zum Zeitvertreib das Schnitzmesser in die Hand genommen wurde, und der eigentümliche Charakter der Gebirgsbewohner bedeutet die Grundlage für eine seltsame Phantastik und eine auffallende Freude an merkwürdig gestalteten Gebilden dieser Art. Von einer Industrie kann man dann reden, wenn diese Fähigkeit wirtschaftlich ausgenutzt wurde, wie das im 18. Jahrhundert durch die beiden Brüder Kahl und die sogenannten Vogelmacher in Steinseifen der Fall war. Handelte es sich hier nur um einen kleinen Kreis von Hausgewerbetreibenden, so wurde dieser im 19. Jahrhundert durch die mehr und mehr aufblühende Andenkenindustrie gewaltig vergrößert, wobei vor allen Dingen die Arbeiten der Waldsachenfabrikanten sowie die beschrifteten kleinen Drechseleien eine besondere Bedeutung hatten. Auch hier kann von einem ausgesprochenen wirtschaftlichen Niedergang in den neunziger Jahren gesprochen werden, an dem vielleicht auch die Geschmackswendung Anteil hatte, ein Niedergang, der besonders beim Vergleich der heutigen Verhältnisse in Böhmen augenfällig ist, wo noch eine ausgesprochene Hausindustrie, die im Geschmack des 19. Jahrhunderts arbeitet, beobachtet werden kann. Wahrscheinlich beruht das Beibehalten dieser Hausindustrie in Böhmen auf der Verbindung mit der Gablonzer Bijouterieindustrie, zum mindesten können geschmacklich gewisse Zusammenhänge hier festgestellt werden. Im Riesengebirge führte jedoch das Bestreben, die Andenkenindustrie zu erhalten, zur Gründung der Holzschnitzschule in Warmbrunn. Die Geschichte der Holzschnitzschule ist zugleich die Geschichte der Riesengebirghausindustrie. Ebenso wie diese Hausindustrie in ihrem Verfall nicht mehr aufzuhalten war, ließ sich die Holzschnitzschule als Industriefachschule nicht durchführen. Sie wurde zu einer handwerklichen Lehrwerkstätte, die heute nach ganz anderen handwerklichen und künstlerischen Gesichtspunkten arbeitet. Der neben der Holzschnitzschule gegründete Hausfließverein hat sich ebenfalls von der Andenkenindustrie abgewendet und beschäftigt statt einer großen Zahl von Hausindustriellen eine geringe Zahl von Kunsthandwerkern, auch hier bemüht, Quantität durch Qualität zu ersetzen.

Es zeigt sich also bei einer Betrachtung der Hausindustrie des Riesengebirges, daß sich ebenso sehr die ursprüngliche Wirtschaftsform wie die künstlerische Einstellung geändert haben. Die Zahl der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen ist außerordentlich stark zusammengeschmolzen, so daß man heutigen Tages nicht, wie im Erzgebirge, von einer wirtschaftlich überaus beachtenswerten Hausindustrie reden darf.

Das große Gebiet des Glases konnte unter dem Sammelbegriff „Hausindustrie“ nicht Platz finden, da die Herstellung als solche von jeher in Hütten, d. h. in fabrikartigen Betrieben vor sich ging. Nur die Veredlung war eine Angelegenheit der Hausarbeit. Diese zweifache Produktionsweise drängte um einer immer größeren Wirtschaftlichkeit willen zum reinen Fabrikbetrieb, der heut mehr oder minder erreicht ist.

Die Bedeutung der Glasindustrie im Riesengebirge in wirtschaftlicher und kunstgewerblicher Hinsicht läßt die Frage berechtigt erscheinen, welchen Umständen sie ihre Entstehung verdankt und wie ihre Entwicklung

verlief. Die Tatsache, daß Qualitätsarbeit niemals von heute auf morgen entstehen kann, sondern daß es einer stetigen und langen Entwicklung bedarf, ehe sie erzielt wird, läßt den Blick in die Vergangenheit zurückschweifen, und im Geiste jenen mühsamen und dornenvollen Pfad überblicken, den die Hohlglasindustrie des Riesengebirges seit ihrer ersten geschichtlichen Belegung bis auf den heutigen Tag durchmessen hat. Dieser Weg ist kulturgeschichtlich von allergrößtem Interesse, denn er ist aufs engste verbunden mit der wirtschaftlichen und politischen Geschichte Schlesiens; er ist aber weiterhin deshalb von Bedeutung, weil er zeigt, wie es immer wieder einzelne Persönlichkeiten gewesen sind, die den entscheidenden Anstoß zur Weiterentwicklung gegeben haben. Von großer Bedeutung ist weiterhin die Landschaft mit ihren geographischen Gegebenheiten für die Ausbreitung und Vervollkommnung der Kunstglasindustrie, so daß alle diese Umstände zusammengenommen uns allein erst in die Lage versetzen, eben jenen langen Weg von fast 600 Jahren restlos zu überblicken.

1368 wird die erste Glashütte im Weichbilde des heutigen Schreiberhau erwähnt, die Hohlglas hervorbrachte. Die zweite Erwähnung stammt aus dem Jahre 1371, als sie das zweitemal verkauft wurde. Das Eigentümliche an dieser Glashütte war, daß sie mit dem schwindenden Holz, das sie zur Verarbeitung benötigte, ihren Standort wechselte und immer tiefer in das Gebirge sich hineinfraß. Die Bedingungen für die Entwicklung der Glasindustrie lieferte das Gebirge selbst mit seinem reinen weißen Quarzsand und die Kraft zum Schmelzen der Glasmasse durch seinen Holzreichtum. Wie die Kenntnis des Glasmachens ins Riesengebirge kam, ist unbekannt, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Italiener, die sogenannten Valen, die im Gebirge nach Erzen und Edelsteinen suchten, das Bekanntwerden der Technik zwischen Italien und dem Riesengebirge vermittelten. Von der Produktion dieser ersten Glashütte wissen wir nicht viel mehr, als daß das sogenannte Waldglas durch böhmische Glashändler außer in Böhmen, in Sachsen, Brandenburg und Pommern vertrieben wurde. Erst allmählich mag eine Veredlung des Glases, d. h. Reinheit und Durchsichtigkeit, dazu Veranlassung gegeben haben, den Schritt weiter zu seiner Dekorierung in verschiedenartigen Ziertechniken zu tun, so daß sich im 17. Jahrhundert die Möglichkeit bot, daß ein aus Böhmen eingewanderter Fachmann, Wolfgang Preußler, der Glasveredlung eine feste Basis im Riesengebirge schaffen konnte und den Grafen Hans Ulrich Schaffgotsch zu veranlassen wußte, den Bau einer Hütte auf dem Schreiberhauer Gebiet zu gestatten. Er sowie seine Nachkommen sind dann die Träger der Glasveredlung innerhalb des Riesengebirges geworden, die nicht nur bis ins 19. Jahrhundert den Ruf der Riesengebirgsglasindustrie durch das Hervorbringen des reinen weißen Kreideglases immer mehr verbreiteten, sondern denen es vor allen Dingen gelang, ein selten schönes und leuchtendes Rubinglas zu erzielen sowie das vielbegehrte Porzellannglas.

Kann man bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts einen direkten Aufstieg der Glasindustrie des Riesengebirges beobachten, so tritt mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen und seine merkantilen und zollpolitischen Maßnahmen ein entscheidender Wendepunkt ein. Die historische Verbindung mit der böhmischen Glasindustrie wurde nämlich durch diese Maßnahmen unterbrochen, und umsonst versuchte Siegmund Preußler bei dem Minister Münchow wenigstens die Einfuhr böhmischen Glases zu niedrigen Zöllen zu erhalten. Als dieser Mann 1751 starb, ver-



Abb. 95. Hirschberg. Damastdecke mit Ansicht der Stadt

langte die Herrschaft Schaffgotsch von seiner Witwe das Fortrücken der Hütte von der Weißbach und veranlaßte die Gründung der Karlstaler Hütte, die infolge der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse und der Absperrung von jeglichem Verkehr einen stetigen Rückgang in bezug auf Qualität wie auch Produktion zu verzeichnen hatte. Der Mangel an Produktion bedingte als notwendige Folge einen Rückgang der Glasveredlung im Kreise Hirschberg, der immer weitere Ausmaße annahm. Erst als 1775 der Sohn der Witwe, Karl Christian Preußler, die Hütte übernahm und auf seinem Grundstück an der Weißbach ein Schleifwerk anlegte und 1796 die Hoffnungstaler Hütte als zweiten Betrieb aufnahm, begannen sich die Verhältnisse etwas zu bessern, ohne sich des böhmischen Wettbewerbes restlos erwehren zu können. Dieser Rückgang dauerte bis zum Jahre 1845, obwohl der letzte Preußler als Besitzer der Karlstaler und Hoffnungstaler Hütte ein für die Glasindustrie hochbegeisterter Mann war und seine Vorschläge zur Hebung der Industrie durch Verkaufsorganisationen und die Einrichtung einer Zeichenschule historisch außerordentlich beachtenswert waren. Als er 1848 starb, erstand in seinem genialen Schwiegersohn, Franz Pohl, ein Nachfolger, der es vor allen Dingen verstand, das Interesse der Grundherrschaft für die Notwendigkeit der Glasindustrie zu erwecken, so daß ihm der Graf Leopold Schaffgotsch 1841 den Bau der Josephinenhütte in Schreiberhau übertrug. Der Tätigkeit Franz Pohls ist vor allen Dingen die Wiederherstellung des Netz- und retikulierten Glases, des Millefioriglases und des Glasmosaikes zu danken und weitere Verbesserungen des Rubin- und Porzellan-glases. Die Ziertechniken des Malens, Schleifens und

Gravierens wurden reichlich im Geschmack der Zeit verwendet. So gelang es ihm mit kaufmännischem Geschick, die bisher für unerreichbar gehaltenen böhmischen Hütten sowie die französische und englische Konkurrenz mehr und mehr auszuschalten. Sein Sohn, der in den Bahnen des Vaters fortschritt, versuchte weiterhin den Ruf der Josephinenhütte neu zu befestigen. Als dieser letztere jedoch starb, war es vorerst nicht möglich, die künstlerische Produktion auf der alten Höhe zu erhalten.

Es ist begreiflich, daß der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung dieser Jahre, der mit dem künstlerischen in keiner Weise Schritt hielt, der Glasindustrie des Riesengebirges zu weiterer Ausdehnung verhalf. So entstand im Jahre 1866 die Glashütte Fritz Heckert in Petersdorf, die in kurzer Zeit ihre Erzeugnisse mit denen der Josephinenhütte in Wettbewerb stellen konnte, so entstand weiter im Jahre 1906 die Firma Neumann & Staebe in Hermsdorf, die aus der schon seit 1832 bestehenden Firma A. Neumann (Schreiberhau, später Petersdorf) hervorging. Sie widmete sich vor allem der Glasveredlung durch Schliff und war ebenfalls geeignet, den Ruf der Riesengebirgsglasindustrie neu zu befestigen. Eine ganze Reihe von Künstlern und Fachleuten auf dem Gebiete der Glasveredlung wurde von den einzelnen Werken gewonnen, die ihr Hauptaugenmerk darauf richteten, erneut den Anschluß an die Hüttentradition der vergangenen Jahrhunderte zu finden. Es seien vor allen Dingen die Arbeiten und Formen von Siegfried Härtel für Josephinenhütte genannt, die Arbeiten Ehrings für Fritz Heckert und schließlich die Entwürfe von Alexander Fohl, wiederum für Josephinenhütte. Allenthalben konnte man bemerken, wie emsig gearbeitet wurde, die künstlerische Qualität zu heben, wie andererseits aber die wirtschaftliche Entwicklung mit diesem künstlerischen Formwillen nicht in Einklang stand. Die Not des Krieges und der Nachkriegszeit mußte erst eintreten, um den Gedanken ausreifen zu lassen, durch Zentralisation und Zusammenschluß eine breite, wirtschaftliche Basis herzustellen. Erst diese konnte geeignet sein, die künstlerische Arbeit in den wirtschaftlichen Produktionsgang einzubinden. Dieser Zusammenschluß erfolgte im Jahre 1923, indem die drei Werke Josephinenhütte, Oberschreiberhau, Fritz Heckert, Petersdorf, Neumann & Staebe, Hermsdorf, sich zu der Firma „Jo-He-Ky“ Aktiengesellschaft, Petersdorf, vereinigten und im Jahre 1925 den guten Namen „Josephinenhütte“ als Symbol einer Jahrhunderte alten Tradition und eines künstlerisch und wirtschaftlich eingestellten Arbeitsprogramms erneut aufleben ließen in ihrer neuen Firmenbezeichnung „Josephinenhütte Aktiengesellschaft Petersdorf“.

Die Vielgestaltigkeit der einzelnen Arbeitsgebiete entspricht durchaus der Vielgestaltigkeit des landschaftlichen Bildes des Riesengebirges. Sie haben leider nicht die Zeit, diese Landschaft in ihrer ganzen Schönheit in sich aufzunehmen und selbst zu beobachten, wie sich dieses landschaftliche Bild in der Formgestaltung des künstlerisch veranlagten Menschen äußert. Aber ich hoffe, daß meine Ausführungen nicht nur dazu beigetragen haben, durch Wort und Bild Ihr Interesse für das Riesengebirge und unsere schlesische Heimat zu vertiefen, sondern daß Sie auch die an vielen Stellen gezeichnete Notlage der Hausindustrie und des Kunsthandwerkes im Riesengebirge als eine ernste Mahnung in sich aufgenommen haben. Gerade in unserem abseits liegenden schlesisch-deutschen Kulturgebiet ist die Erhaltung handwerklicher Geschicklichkeit und künstlerischen Gestaltens von so außerordentlicher Bedeutung, und es kann nicht genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Arbeit in Gefahr ist, der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse zum Opfer zu fallen. Unter-



Abb. 96. Hirschberg. Gnadencirche, Aeußeres

nehmen, wie die beiden Spitzenschulen, wie der Hausfleißverein, leiden Not, und es bedarf nicht nur des Interesses, sondern auch der direkten staatlichen Unterstützungen. Des weiteren brauchen wir ebenso wie die Holzschnitzschule eine Schule für Glasveredlung und Glastechnik, und auch hierfür sich einzusetzen, erscheint mir als eine ernste Pflicht aller derjenigen, die ihre Arbeit in den Dienst der Heimatpflege stellen. Wenn von dieser Tagung neben den ideellen Wirkungen auch derartige materielle Wirkungen ausgehen, wird für Schlesien zu dem Gefühl der Freude, Sie hier begrüßt zu haben, das Gefühl der Dankbarkeit hinzutreten.“ —

Im Anschluß an diese Ausführungen zeigte Verkehrsdirektor Dreßler Lichtbilder des Gebirges.

Am Sonnabend vormittag wurde in Gruppen, deren Führung Regierungs- und Baurat Stolterfoth, Stadtbaurat Latzke und Schriftsteller Dreßler übernommen hatten, die Stadt besichtigt. Leider standen nur knapp zwei Stunden zur Verfügung, da bereits gegen 10 Uhr die Abfahrt nach Görlitz stattfand.

Stärkstes Interesse fand — in Erinnerung an die tags zuvor gesehene Friedenskirche in Schweidnitz — vor allem die evangelische Gnadencirche (Abb. 96). In Anlehnung an das Vorbild der Katharinenkirche in Stockholm wurde sie in den Jahren 1709—18 von dem Liegnitzer Baumeister Martin Franz, einem aus Reval gebürtigen Schweden, erbaut. Sie ist die größte und künstlerisch bedeutendste der sechs schlesischen Gnadencirchen, die in Verfolg der zwischen Kaiser Joseph I. und Karl XII. im Jahre 1707 abgeschlossenen Altranstädter Konvention entstanden. Der

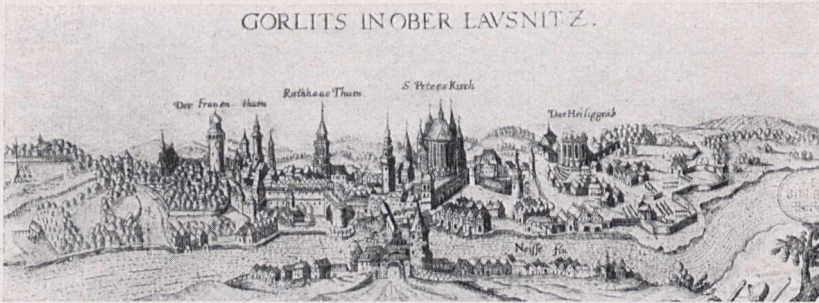


Abb. 97. Görlitz nach einem alten Stich

mächtige, viertausend Sitzplätze umfassende Innenraum baut sich auf dem Grundriß eines griechischen Kreuzes auf, dessen Ostflügel für Altarraum und Sakristei verlängert ist. Die in die vier Winkel fallenden Vorsprünge sind als Treppenhäuser für die zweigeschossigen Emporen ausgebildet. Eine flache Kuppel, die von Franz Hoffmann, einem Schüler Willmanns, ausgemalt ist, überwölbt den Raum. Die äußere Ansicht ist durch Wandstreifen mit Gebälk schlicht gegliedert. Die Dächer sind sehr lebendig und wirkungsvoll behandelt ⁴⁾.

Auf dem die Gnadenkirche umschließenden stimmungsvollen Friedhof fesselten zahlreiche längs der Mauer erbaute Grabkapellen des 18. Jahrhunderts mit vorzüglichen schmiedeeisernen Gittertüren sowie freistehende Denkmäler der neoklassizistischen Zeit.

Die den Heiligen Pankratius und Erasmus geweihte katholische Stadt-Pfarrkirche steht auf der höchsten Stelle der alten Stadt. Sie stammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und hat die großen Brände von 1579 und 1634 überdauert. Der Westturm öffnet sich im Erdgeschoß nach drei Seiten, der hohe, achteckige Oberbau trägt eine barocke Haube (1736). Beachtenswert sind ein vortreffliches Renaissancegestühl mit Rückwand und Ueberbau vom Jahre 1565 sowie am Chor außen zwei offene Gruft-hallen (1609).

Den Markt, auf dem sich das in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstandene, von stattlichem Turm bekrönte Rathaus befindet, umgeben durchgehende Lauben, im Volksmund Leeben genannt. Die Häuser, deren Erdgeschoß sie bilden, sind sämtlich Bauten des 17. Jahrhunderts, jedoch in den Fassaden dem Geschmack des späten Barock angepaßt.

Einige Eifrige eilten trotz Kürze der Zeit zu dem am Fuße des Kavalierberges gelegenen Heimatmuseum des Riesengebirgsvereins, von dem sie sehr befriedigt berichteten (Abb. 95).

Nach zweistündiger Fahrt trafen die Teilnehmer, die inzwischen auf etwa dreißig zusammengeschmolzen waren, in Görlitz ein. Man begab sich umgehend nach der Stadthalle, wohin die Stadtverwaltung zu einem Frühstück eingeladen hatte. Bürgermeister Dr. Wiesner begrüßte die Erschienenen namens der Stadt aufs herzlichste, und Geheimrat Clemen sprach angeregt und anregend den Dank der Tagung aus. Professor Feyerabend gab alsdann an Hand einer übersichtlich gezeichneten

⁴⁾ Vgl. das oben bei Schweidnitz angeführte Werk von Wiesenhütter.

Karte einen Ueberblick über Geschichte und Baugeschichte der Stadt (Abb 97).

In Anlehnung an ein bereits bestehendes Dorf Görlitz, das zum erstenmal in einer Urkunde vom Jahre 1071 erwähnt wird, die von Heinrich IV. unterzeichnet ist, wurde die Stadt etwa um 1200 oder wenig später erbaut. Bei der Betrachtung der Eigenart ihrer Bauten muß man den Punkt berücksichtigen, von dem aus wichtige Einflüsse hierher kamen. Dieser Punkt ist je nach der Zugehörigkeit der Oberlausitz zu einer größeren Herrschaft verschieden. Die ursprüngliche Abhängigkeit vom Bistum Meißen wurde durch die Einverleibung in böhmischen Besitz, der nur vorübergehend durch die Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen Hause und Heinrich von Jauer unterbrochen wurde, abgelöst. Im Jahre 1635 kam dann die Oberlausitz an das kursächsische Haus unter



Abb. 98. Görlitz. Stadtbild, Peterskirche vom Rathausturm



Abb. 99. Görlitz. Westfront der Peterskirche vor Ausbau der Türme 1889

Kurfürst Johann Georg I. und im Frieden von Wien 1815 ihr östlicher Teil mit Görlitz an Preußen. Dieser Wechsel in der Oberherrschaft hat auch auf den Charakter der Bauten weitreichenden Einfluß ausgeübt.

Drei große Bauperioden lassen sich hier unterscheiden. Die Altstadt liegt, entgegen wohl allen sonstigen Stadtplänen, nicht in der Mitte der heutigen Gesamtstadt, sondern in ihrer Nordostecke, wo die ursprüngliche Anlage durch den Burgberg, der im Osten von der Neiße, im Süden von der Lunitz gesichert war, eine natürliche Befestigung fand. Drei Tore öffneten den alten Mauerring: das Neißtor, das Nicolaitor und das Brüdertor. Bereits unter der Herrschaft der brandenburgischen Askanier erwies sich der Mauerring als zu klein. Die im Westen liegende Viehweide, an der außerhalb der ältesten Stadtmauern schon im Jahre 1234 das Franziskanerkloster gegründet worden war, wurde durch eine neue Mauer mit Rondellen und Bastionen in die Stadt einbezogen, und eine große, die sogenannte Neue Bastei, die freilich erst 1490 fertiggestellt war, schloß die Westseite mit ihren Flanken, die durch das Gelände am wenigsten Schutz bot, wirksam ab. Die Hussitenkriege, die in der ganzen Oberlausitz entsetzliche Spuren hinterließen, machten eine mächtige Befestigungsanlage um Görlitz nötig, die aus einer ringsum laufenden Doppelmauer und gewaltigen Wehrtürmen neben anderen Verteidigungsbauten bestand. Der Reichenbacher Turm mit seinen Pechnasen gilt heute noch als einer der

schönsten Türme in Ostdeutschland. Die Neue Bastei erhielt später den Namen Kaisertrutz, weil in ihr die Schweden, die im Jahre 1641 in Görlitz lagen und von Kaiserlichen und den Sachsen belagert wurden, lange dem Kaiser Trutz geboten hatten.

Dieser letzte Mauerring bezeichnet die zweite Bauperiode der Stadt. Das Brüdertor wurde abgetragen, und an seine Stelle trat im Westen das Reichenbacher Tor, im Südwesten in Anlehnung an den Dicken- oder Elisabethturm das Frauentor, das zur Frauenkirche hinausführte. Der genannte Turm war zuvor der Schloßturm des Schlosses gewesen, in dem Herzog Hans von Görlitz, der jüngste Sohn Kaiser Karls IV., residiert hatte.

Die Entwicklung der Stadt um die Mitte des 19. Jahrhunderts sprengte Mauern und Tore, und der von ihren Fesseln befreite Organismus streckte seine Arme der neu erstandenen Eisenbahn und ihrem Bahnhof entgegen, der, ganz entgegengesetzt der Altstadt, weit vor dem Frauentor im Süden lag. Dieser dritten Bauperiode folgte die Neuzeit mit ihren Bauten rings um die Stadt herum, ja, nach Ueberbrückung der Neiße außerhalb der alten Stadt zur Entwicklung der Oststadt auf dem rechten Neißeufer. —

Im Anschluß an diesen Vortrag brach man zur Besichtigung des Museums und der wichtigsten Baudenkmäler auf.

Zunächst ging es über die Neiße zu der auf hohem Ufer thronenden Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum. Seit ihrer Gründung im Jahre 1902 steht sie unter der Leitung von Professor Feyerabend. Die nicht sehr große, aber in eindrucksvoller Weise der Würdigung Oberlausitzer Künstler im Rahmen der deutschen Kunst seit etwa 1800 dienende Gemäldegalerie, die reichhaltige keramische Sammlung — ebenfalls unter besonderer Betonung der Oberlausitzer Keramik —, die kulturgeschichtliche und volkskundliche Abteilung fanden neben der vorgeschichtlichen Sammlung, die einen vollkommenen Ueberblick über die Vorgeschichte der Oberlausitz gewährt, reiche Anerkennung.

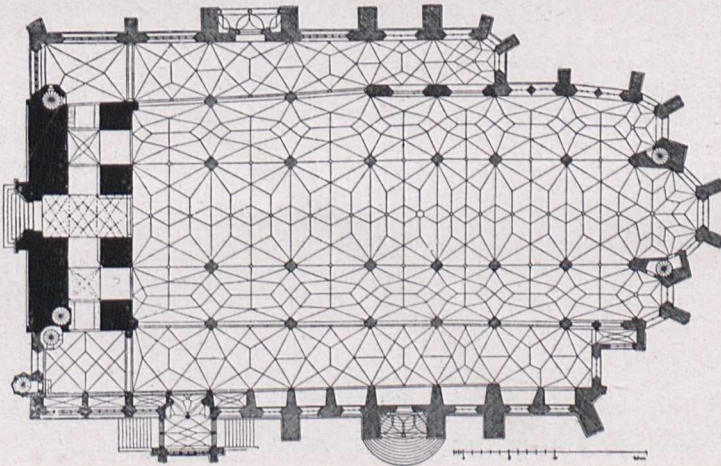


Abb. 100. Görlitz. Peterskirche, Grundriß

Alsdann eilte man zur Altstadt, zunächst zum Rathaus. Weiterühmt ist seine Freitreppe mit geschwungenem Lauf. Rechts berührt sie die spätgotische Pforte des Turmes, erweitert sich am oberen Ende links zu einer Verkündigungskanzel, die das Datum 1537 zeigt, und leitet mit einem prachtvollen Portal in das Obergeschoß ein. Am Turm über der Pforte lockt das aus dem Jahre 1488 stammende, höchst dekorative Wappen des Ungarnkönigs Matthias Corvinus. „Das ganze Architekturgebilde eine der glücklichsten Leistungen des Zeitalters, eigenartig und frisch entworfen, wie ebenso die von der Oertlichkeit gestellten Bedingungen geschickt erfüllend.“ Im Inneren fanden Beachtung der Magistratssitzungssaal mit einem gotischen und einem Renaissanceportal, das Standesamt mit seiner entzückenden Kassettendecke aus dem Jahre 1568, die Dehio als „eines der schönsten Werke dieser Art im Deutschen Osten“ bezeichnet, und das Zimmer des Oberbürgermeisters, die „Königsstube“ vom Anfang des 18. Jahrhunderts.

Die St.-Peter-und-Paul-Kirche, der man sich nunmehr zuwandte, ist „durch Größe und Raumwirkung eine der bedeutendsten mittelalterlichen Kirchen im östlichen Deutschland“ (Abb. 98—100). Der jetzige Bau wurde im Jahre 1423 begonnen, von seinem Vorgänger hat sich der mittlere Teil

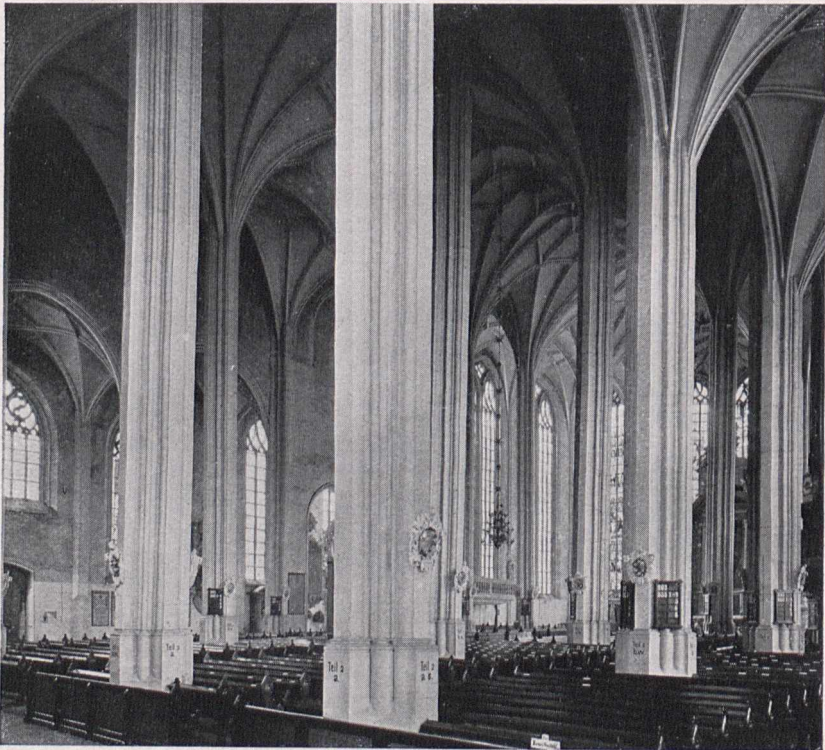


Abb. 101. Görlitz. Peterskirche

des Westbaues mit einem wichtigen Portal erhalten. Die sehr schlanken Pfeiler des Inneren sind fein und lebendig gegliedert, die Bögen und Netzgewölbe setzen ohne Kämpfer an (Abb. 101). Da der jetzige Bau gegen Osten zu länger als der ursprüngliche ist, machte sich auf dem abschüssigen Gelände die Anlage einer lichten Unterkirche nötig, die, in vier Schiffe geteilt, sehr stattlich wirkt (Abb. 102). Von Einzelkunstwerken fesselten vor allem der Taufkessel aus Rotguß aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Von weiteren Kirchen wurde im Inneren noch besichtigt die Dreifaltigkeitskirche, die bis zum Jahre 1565 als Franziskanerkirche gedient hatte. Sie besitzt heute noch ein Chorgestühl aus dem Jahre 1484 für 64 Mönche, von dem Breslauer Maler und Bildhauer Hans Olmnützer befindet sich hier ein schöner, doppelflügeliger Schnitzaltar, die sogenannte Goldene Maria (1487) und eine Beweinung Christi in Sandstein (1492).

Nur von außen konnten infolge der beschränkten Zeit gewürdigt werden die auf dünnen Spinnssäulen stehenden Heiligenstandbilder der Annenkapelle, die im Jahre 1512 geweiht wurde, sowie das für die Spätgotik ungewöhnlich kräftig und klar gegliederte Doppelportal der Frauenkirche mit der darüber befindlichen Verkündigungsgruppe.

Der dem Rathaus gegenüberliegende Schönhof, ein trefflicher Bau mit bemerkenswertem Portal aus dem Jahre 1526, leitete zu den Renais-



Abb. 102. Görlitz. Peterskirche, Krypta



Abb. 103. Görlitz
Heiliges Grab, Kapelle zum hl. Kreuz

essantesten Denkmäler — nicht nur der Stadt, sondern der ganzen Studienfahrt —: das Heilige Grab⁵⁾.

Diese merkwürdige Anlage ist in folgender Weise entstanden: Der Großkaufmann Georg Emerich, später Bürgermeister seiner Vaterstadt und von Luther der König von Görlitz genannt, unternahm im Jahre 1465 eine Reise nach Jerusalem. Der Anblick des Heiligen Grabes in Jerusalem fesselte ihn derartig, daß er beschloß, es in genauer Nachbildung nach seiner Rückkehr in Görlitz erstehen zu lassen — auch hinsichtlich der ganzen örtlichen Situation. Emerich suchte sich für diesen Zweck einen Platz vor den Toren von Görlitz aus, der von der Peterskirche etwa ebenso weit entfernt war wie das Richthaus des Landpflegers Pilatus von Golgatha, ein Bächlein, die (jetzt überbaute) Lumitz, sollte den Bach Kidron, der gegenüberliegende Hügel den Garten Gethsemane darstellen. Im Jahre 1480 erfolgte seitens des Bistums Meißens die Erlaubnis zum Bau, der wahrscheinlich von Blasius Börner ausgeführt und 1489 vollendet wurde.

⁵⁾ G. Dalman, Das Heilige Grab in Görlitz und sein Verhältnis zum Original in Jerusalem. S. 198—244 des Neuen Lausitzischen Magazins, Bd. 91. Görlitz 1915. Nachträge desselben Verfassers im folgenden Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 210—214.

sancehäusern über, durch die Görlitz „wie keine andere Stadt in Deutschland ausgezeichnet“ ist. Nur einige derselben haben einen Giebel, die meisten breite, wagrecht abgeschlossene Fronten. Das reichste und schönste Beispiel dieser Gattung ist das aus dem Jahre 1570 stammende Haus Neißstraße 29, das an zwei Stockwerken Szenen aus dem Alten und Neuen Testament zur Darstellung bringt. Die Alte Wage am Untermarkt führte zu den Barockhäusern über, unter denen Neißstraße 30, das Heim der Oberlausitzer Gesellschaft für Wissenschaften, das ehemalige Gerichtsgebäude am Untermarkt, die Löwenapotheke und das Nostizsche Haus hervorragen.

Auch an alten Wehrbauten hat die Stadt mancherlei zu bieten: das Wichhaus an der Stadtmauer hinter der Peterskirche, den Kaisertrutz mit dem durch wirkungsvollen Umbau ausgezeichneten Reichenbacher Torturm und den Dicken Turm mit dem alten, in Sandstein im Jahre 1477 gefertigten Wappen, das Kaiser Sigismund im Jahre 1433 der Stadt verliehen hatte.

Den Abschluß dieses Tages und der Tagung bildete eines der inter-

Die Anlage, zu der in früheren Zeiten vielfach Prozessionen von der Peterskirche aus veranstaltet wurden, besteht außer zwei Bildstöcken, die an diesem Wege liegen, aus drei Bauten: der Heiligen-Kreuz-Kapelle, der Salbungskapelle und dem eigentlichen Heiligen Grab, von denen der erstere und letztere aus Quadersandstein ausgeführt sind. Die Kreuzkapelle besteht aus zwei Stockwerken, deren jedes der Erinnerung an die Leidenszeit Christi gewidmet ist, aber auch ein Denkmal für den Stifter enthält (Abb. 103).

Die Salbungskapelle wurde im 18. Jahrhundert an ihrer offenen Südseite durch ein vorzüglich gearbeitetes, schmiedeeisernes Gitter abgeschlossen, hinter dem sich eine Figurengruppe aus Sandstein befindet:



Abb. 104. Görlitz. Heiliges Grab, Grabkapelle

der tote Heiland und Maria in trefflichem Aufbau und ausgezeichneter Ausführung. Man hat sie Hans Olmnützer zugeschrieben, dem wir schon in der Dreifaltigkeitskirche begegnet waren.

Am wichtigsten ist die eigentliche Grabkapelle, die heute in Görlitz noch so steht, wie sie einst Emerich in Jerusalem angetroffen hat⁶⁾ (Abb. 104). —

Mit dem Ausdruck herzlichsten Dankes, der dem unermüdetlich für uns tätigen Professor Feyerabend bei einem Abschiedstrunk im „Habsburger Hof“ von allen Seiten ausgesprochen wurde, fand die zweite Studienfahrt des Denkmaltages ihren Ausklang. Sie bot den meisten Teilnehmern Neuland — wie oft konnte man Äußerungen höchsten Erstaunens vernehmen! — und trug dazu bei, dem allzu stark vernachlässigten Osten warme Freunde und Bewunderer seiner Kunst zu gewinnen.

Erwin Hensler.

⁶⁾ Vgl. hierzu neuerdings den Aufsatz von Cornelius Gurlitt, Das Grab Christi in der Grabeskirche in Jerusalem, S. 189 ff. der Festschrift zum 60. Geburtstag von Paul Clemen, Düsseldorf.

Anlage I

Berlin, den 19. 10. 1925.

Der Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz hat sich bei seiner Versammlung in Freiburg i. Br. am 21. September d. J. mit dem Problem der Gefährdung des Privatbesitzes an historischen Denkmälern und Kunstsammlungen in Deutschland durch Steuergesetze befaßt. Es wurden darüber zwei Referate erstattet, das erste von dem Hessischen Gesandten in Berlin, Dr.-Ing. h. c. Freiherrn von Biegeleben, das Korreferat von dem a. o. Professor an der Universität Bonn Dr. Hensel. Dem Reichsministerium der Finanzen beehren sich die Unterzeichneten namens des Ausschusses des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz, zugleich im Einverständnis mit Herrn Professor Dr. Hensel-Bonn, auf Grund der in diesen Referaten gemachten Darlegungen folgende Vorschläge ergebenst zu unterbreiten:

I. Für Richtlinien auf Grund des § 37 des Reichsbewertungsgesetzes zur Durchführung des § 35 dieses Gesetzes.

A. Für die Bewertung von bebauten Grundstücken, die nicht in ortsüblicher Weise bebaut sind und nicht gewerblichen Zwecken dienen, und deren Gebäude als Baudenkmäler, das heißt als Gebäude von künstlerischem, geschichtlichem oder wissenschaftlichem Wert anzusehen sind, mit dem gemeinen Wert, sollen folgende Grundsätze gelten:

1. Ein gewöhnlicher Verkaufswert ist in der Regel nicht vorhanden; ein außergewöhnlicher Verkauf eines Baudenkmal, etwa an einen Ausländer oder sonst sehr bemittelten Käufer, darf zum Vergleich nicht herangezogen werden.
2. Eine höhere Bewertung mit Rücksicht auf den besonderen Kunstwert ist nicht angezeigt; steht das Gebäude unter Denkmalschutz, so ist in der Regel eine Wertminderung anzunehmen.
3. Regelmäßig ist es nicht zulässig, den Bauwert oder den Brandversicherungswert zugrunde zu legen.
4. Ist das Baudenkmal tatsächlich vermietet, so kann der kapitalisierte jährliche Mietwert, sofern er nicht als ein außergewöhnlich hoher anzusehen ist, zugrunde gelegt werden, wovon aber die kapitalisierten durchschnittlichen jährlichen Unterhaltungskosten und ein gewisser Betrag für Abnutzung abzuziehen sind.
5. Ist das Baudenkmal nicht vermietet, sondern von dem Besitzer bewohnt, so ist von dem jährlichen Mietwert einer den Lebens- und Vermögensverhältnissen des Besitzers entsprechenden normalen Wohnung auszugehen, wobei aber bei der Festsetzung des Mietwertes etwaige verminderte Gebrauchsfähigkeit, wie Mangel an Wasserleitung, Beleuchtungsanlagen u. dgl. sowie die Lage und die Art der Zugänglichkeit (Lage auf einer Höhe, Entfernung von einer Bahnstation, schwierige Verbindungswege besonders im Winter) zu berücksichtigen sind. Von dem hiernach festgesetzten und kapitalisierten jährlichen Mietwert sind die kapitalisierten durchschnittlichen jährlichen Unterhaltungskosten nebst einem Betrag für Abnutzung abzuziehen. Endlich ist darauf zu achten, ob der Besitzer das Baudenkmal dauernd oder nur zeitweise bewohnt.
6. Ist das Gebäude unbewohnt, aber doch bewohnbar, so ist zunächst nach Ziffer 5 zu verfahren, dann aber besondere Rücksicht walten zu lassen, wenn seine Vermietbarkeit nach den gegebenen Verhältnissen ausgeschlossen oder sehr erschwert ist.

7. Selbstverständlich darf in keinem Falle bei der Bewertung die Möglichkeit, durch bauliche Veränderung, Umbauten oder Anbauten oder weitere Bebauung das Grundstück nutzbarer zu machen, werterhöhend berücksichtigt werden.
8. Eine besondere Beachtung hat der Umstand zu finden, daß die Unterhaltungskosten und die Abnutzung bei den Baudenkmalern zumeist weit höher sind als bei sonstigen Gebäuden. Dies gilt besonders von den alten, aus früheren Jahrhunderten stammenden Gebäuden, die vielfach auch Bauteile ohne jeden Nutzwert, wie Wehranlagen u dgl. enthalten, sowie bei künstlerisch reich ausgestatteten Gebäuden. Die Zugrundelegung dieser kapitalisierten erhöhten Unterhaltungskosten und Abnutzungsbeträge bei der Bewertung muß aber zugelassen werden, auch um deswillen, weil im allgemeinen Interesse von dem Besitzer erwartet werden muß, daß er das Baudenkmal im Äußeren und im Inneren in seinem Bestande und in seiner künstlerischen Ausgestaltung erhält.
9. Bei unbewohnten Burgen, Ruinen u. dgl. ist das vorher Gesagte ganz besonders zu beachten. Ihr gemeiner Wert ist, da ihr Besitz wirtschaftlich nur eine Last bedeutet, sehr mäßig zu bemessen, wenn überhaupt ein Wert angenommen werden kann.
10. Wertmindernd können auch Veräußerungsbeschränkungen, wie sie bei gebundenen Vermögen bestehen, in Betracht kommen.
11. Eine besondere Rücksicht bei der Wertbemessung ist dann zu nehmen, wenn der Besitzer sich bereit erklärt, das Baudenkmal oder die zugehörigen Park- und Gartenanlagen nach näherer behördlicher Anweisung den Zwecken der Forschung oder Volksbildung nutzbar zu machen. (Vergl. hierzu die analog anzuwendende Vorschrift des § 44 Abs. 2 des Gesetzes.)

B. Für die Bewertung von bebauten Grundstücken, die in ortsüblicher Weise bebaut sind und nicht gewerblichen Zwecken dienen und deren Gebäude als Baudenkmäler anzusehen sind, mit dem Ertragswert sollen die unter A, Ziffer 2—8 und 11 aufgestellten Grundsätze gelten.

C. Falls ausnahmsweise Baudenkmäler gewerblichen Zwecken dienen, würden für deren Bewertung nach dem Ertragswert die unter A, Ziffer 2, 3, 4, 7, 8 aufgestellten Grundsätze Anwendung zu finden haben.

II. Für Richtlinien auf Grund des § 44 Abs. 1 des Reichsbewertungsgesetzes zur Durchführung des § 38, Abs. 1, Ziffer 9 und 10 des Reichsbewertungsgesetzes.

Bei der Ermittlung des gemeinen Wertes soll eine möglichst schonende Behandlung obwalten. Dabei ist auch auf den Anschaffungspreis, wenigstens soweit es sich um Anschaffungen vor und nach der Inflationszeit handelt, wesentlich Rücksicht zu nehmen. Jedenfalls sind nicht Liebhaberpreise, sondern Händlerpreise als Bewertungsmaßstäbe zu benutzen. Außergewöhnliche Erlöse, besonders bei Verkäufen an Ausländer, haben außer Betracht zu bleiben. Handelt es sich um die Bewertung einer ganzen Sammlung, so ist der Preis zu ermitteln, der von einem Händler bei einem Gesamtverkauf der ganzen Sammlung bezahlt werden würde. Endlich ist bei der Bewertung auch auf etwaige Veräußerungsbeschränkungen, wie beim gebundenen Besitz und bei den der Ausführbeschränkung des Reichsrechts unterliegenden Gegenständen, Rücksicht zu nehmen.

Ueber die Frage, ob ein Gegenstand als Kunstgegenstand anzusehen ist und über die Bewertung der in § 38, Abs. 1, Ziffer 9 und 10 genannten Gegenstände ist auf Verlangen des Besitzers oder einer an der Erhaltung des Besitzes interessierten öffentlichen Behörde oder auf Anordnung der Finanzbehörde das Gutachten einer von der obersten Landesbehörde zu bestimmenden sachverständigen Stelle einzuholen. Bezüglich der Frage, ob ein Gegenstand als Kunstgegenstand anzusehen ist, ist dieses Gutachten für die Finanzbehörde bindend.

III. Für Bestimmungen auf Grund des § 44 Abs. 2 des Reichsbewertungsgesetzes.

Für die Anwendung der Vorschrift des § 44, Abs. 2 wird die Uebnahme einer rechtlichen Verpflichtung seitens des Besitzers des Gegenstandes nicht vorausgesetzt; die Vermögenssteuerbegünstigung kann vielmehr so lange fortbestehen, als der Besitzer bereit ist, den Gegenstand nach näherer behördlicher Anweisung den Zwecken der Forschung oder Volksbildung nutzbar zu machen.

Darüber, ob die Voraussetzungen des § 44 Abs. 2 gegeben sind, entscheidet ausschließlich eine von der obersten Landesbehörde zu bestimmende sachverständige Stelle.

Sind die Voraussetzungen des § 44 Abs. 2 gegeben, so kann für die daraus entstehende Last eine angemessene Herabsetzung oder auch völlige Freilassung des Wertes von der Steuer erfolgen. Dies gilt besonders für Leihgaben an öffentlichen Sammlungen und für Sammlungen, die dem Besuch oder der Forschung zugänglich sind. Ueber das Maß der Steuerbegünstigung hat sich die vorerwähnte, sachverständige Stelle gutachtlich zu äußern.

IV. Für Ausführungsbestimmungen auf Grund des § 116 des Einkommensteuergesetzes.

1. Für die Festsetzung des Mietwerts der Wohnung im eigenen Hause (§ 6 Ziffer 6, § 14 und § 27 des Gesetzes) haben bei Baudenkmalern die auf Grund des § 37 des Reichsbewertungsgesetzes zur Durchführung des § 35 dieses Gesetzes aufgestellten Richtlinien unter I A Ziffer 2, 3, 5, 8, 11 entsprechende Anwendung zu finden.
2. Bei Vermietung des Baudenkmalers sind die Unterhaltungskosten und die Abnutzung als Werbungskosten (§ 26 des Gesetzes) in vollem Umfange abzuziehen. Hierbei ist das unter Ziffer 8 der unter 1 erwähnten Richtlinien Gesagte zu beachten.

Die in dem Schreiben erwähnten Referate sind in Druck gegeben und werden sofort nach Fertigstellung des Druckes nachgesandt werden.

Berlin, den 19. Oktober 1925.

Im Auftrage des Geschäftsführenden Ausschusses
des Tages für Denkmalpflege und Heimatschutz:

gez. Freiherr von Stein
Wirkl. Geh. Rat, Staatssekretär a. D.
gez. Freiherr von Biegeleben
Hessischer Gesandter, Dr.-Ing. h. c.

An

das Reichsministerium der Finanzen,

Berlin.

Anlage II

Auszug

aus den Durchführungsbestimmungen zum Reichsbewertungsgesetz für die erste Feststellung der Einheitswerte und zum Vermögensteuergesetz für die Veranlagung 1925 und 1926 vom 14. Mai 1926 (R. G. Bl. I, S. 227).

§ 28 (im ersten Teil Reichsbewertungsgesetz, Abschnitt D Grundvermögen, 1. Bebaute Grundstücke: a) Zwangsbewirtschaftete Grundstücke) Abs. 1 und 2 lautet:

„§ 28.

Grundstücke, deren Erhaltung im öffentlichen Interesse liegt.

(1) Grundstücke, deren Erhaltung wegen ihrer Bedeutung für die Kunst, Geschichte oder Wissenschaft im öffentlichen Interesse liegt, sind, wenn sie ungenutzt sind, mit 20 vom Hundert des Wehrbeitragswerts (§§ 21 bis 23) zu

bewerten. Grundstücke der in Satz 1 bezeichneten Art sind, wenn sie genutzt sind, mit 25 vom Hundert des Wehrbeitragswerts zu bewerten, sofern die Kosten der Erhaltung des Grundstücks die Vorteile der Nutzung dauernd erheblich übersteigen.

(2) Sind die im Abs. 1 bezeichneten Grundstücke in einem den Verhältnissen entsprechenden Umfang dem Zwecke der Forschung oder Volksbildung nutzbar gemacht, so sind sie mit 5 vom Hundert des Wehrbeitragswerts zu bewerten. Dasselbe gilt für Grundstücke, in deren Gebäuden Gegenstände von künstlerischer, geschichtlicher oder wissenschaftlicher Bedeutung in der im Satz 1 bezeichneten Weise nutzbar gemacht werden. Ein Grundstück, das gegen Entgelt zugänglich gemacht ist (z. B. gegen Zahlung eines Eintrittspreises), gilt nur dann als nutzbar gemacht, wenn die jährlichen Einnahmen an Entgelt die jährlichen Kosten der Erhaltung und Beaufsichtigung dauernd nicht übersteigen.“

Zu § 28 (früher § 10 der Verordnung vom 31. März 1926) hat der Reichsfinanzminister in einem Runderlaß vom 31. März 1926 an die Präsidenten der Landesfinanzämter — III v 1666 —, betreffend Vermögenssteuer und Feststellung der Einheitswerte nach dem Reichsbewertungsgesetz, folgende Erläuterung gegeben:

„Hier handelt es sich — abgesehen von den Fällen des Abs. 2 Satz 2 — nur um Grundstücke mit Gebäuden, die als solche von künstlerischer, geschichtlicher oder wissenschaftlicher Bedeutung sind und deren Erhaltung deswegen im öffentlichen Interesse liegt (Baudenkmäler). Im Abs. 1 wird die Bewertung solcher Baudenkmäler geregelt, die ungenutzt sind (Satz 1) oder die zwar genutzt sind, bei denen aber die Kosten der Erhaltung die Vorteile der Nutzung dauernd erheblich übersteigen (Satz 2). Der Umstand, daß ein kleiner Teil eines solchen Grundstücks von einem Verwalter (Kastellan o. dgl.) bewohnt wird, schließt die Anwendung des Abs. 1 Satz 1 nicht aus. Andererseits ist z. B. ein Grundstück, das zu Wohnzwecken eingerichtet ist, aber nur während eines Sommermonats zu diesem Zweck benutzt wird, als genutzt anzusehen; auch in diesem Falle ist zur Beurteilung, ob die Voraussetzungen des Abs. 1 Satz 2 vorliegen, der jährliche Mietwert den durchschnittlichen jährlichen Unterhaltungskosten des Grundstücks gegenüberzustellen.

Abs. 2 schreibt in seinem ersten Satz für Baudenkmäler und in seinem zweiten Satz für bebaute Grundstücke jeder Art eine besonders niedrige Bewertung für den Fall vor, daß im Falle des Satz 1 das Grundstück selbst, im Falle des Satz 2 die in ihm aufgestellten Gegenstände in einem den Verhältnissen entsprechenden Umfang den Zwecken der Forschung oder Volksbildung nutzbar gemacht werden. Was diese Nutzbarmachung anlangt, so ist es nicht erforderlich, daß sich der Eigentümer hierzu rechtlich verpflichtet hat; es genügt, daß das Grundstück tatsächlich für die vorbezeichneten Zwecke — also im allgemeinen zur Besichtigung — zugänglich ist. Selbstverständlich genügt eine nur vorübergehende Oeffnung in der Zeit des Stichtags nicht; man muß mit Sicherheit damit rechnen dürfen, daß das Grundstück wenigstens während des Hauptfeststellungszeitraums zugänglich ist. Für die Frage, ob der Umfang der Nutzbarmachung „den Verhältnissen entspricht“, ist es von besonderer Bedeutung, ob und gegebenenfalls in welcher Höhe ein Entgelt für die Besichtigung erhoben wird sowie ferner wieviel Stunden am Tage oder in der Woche das Grundstück zur Besichtigung zugänglich gemacht ist.

Ueber die Voraussetzungen des Paragraphen ist gegebenenfalls im Rechtsmittelverfahren zu entscheiden.

Darüber, ob die Erhaltung eines Bauwerks oder der in ihm zugänglich gemachten Gegenstände wegen ihrer Bedeutung für die Kunst, Geschichte oder Wissenschaft im öffentlichen Interesse liegt, sowie darüber, ob im Falle des Abs. 2 die Nutzbarmachung den Verhältnissen entspricht, ist ein Gutachten der Landesregierung oder der von ihr beauftragten Behörde einzuholen. (N. B. Diese Vorschrift gilt allgemein, nicht nur für das Rechtsmittel-

verfahren.) Sollten Bedenken bestehen, sich dem Gutachten anzuschließen, ist hierher zu berichten. Die Landesfinanzämter haben den Finanzämtern die Landesbehörden mitzuteilen, die für die Erteilung des Gutachtens zuständig sind.“

§ 34 (im Abschnitt D I, b. Nicht zwangsbewirtschaftete Grundstücke) (Begriffsbestimmung der nicht zwangsbewirtschafteten Grundstücke siehe § 30 der Durchführungsbestimmungen) lautet:

„§ 34.

Grundstücke, deren Erhaltung im öffentlichen Interesse liegt.

Für Grundstücke, auf die die Voraussetzungen des § 28 zutreffen, findet § 28 mit der Maßgabe Anwendung, daß die dort bezeichneten Hundertsätze anstatt vom Wehrbeitragswerte von dem für die Bewertung an sich maßgebenden Werte (Ertragswert oder gemeinen Wert) zu berechnen sind.“

§ 37 (in Abschnitt D, II. Unbebaute Grundstücke) (N. B. Die zu eng gefaßte Ueberschrift darf nicht beirren) lautet:

„§ 37.

Grundstücke, die der Volkswohlfahrt dienen.

Unbebaute Grundstücke, auf die die Voraussetzungen des § 28 zutreffen, sind mit 5 vom Hundert des an sich maßgebenden gemeinen Wertes zu bewerten.“

Auch bei Betriebsgrundstücken, d. h. solchen, die zu einem gewerblichen Betriebe gehören, können die Bestimmungen der §§ 28, 34, 37 anwendbar sein (vergl. § 13 der Durchführungsbestimmungen).

§ 52 (in Abschnitt E, Sonstiges Vermögen, III. Bewegliche Gegenstände, deren Erhaltung im öffentlichen Interesse liegt) lautet:

„§ 52.

(1) Bewegliche Gegenstände, deren Erhaltung wegen ihrer Bedeutung für die Kunst, Geschichte oder Wissenschaft im öffentlichen Interesse liegt, sind, sofern sie gemäß §§ 38, 39 des Gesetzes überhaupt zum sonstigen Vermögen gehören, mit 30 vom Hundert des an sich für sie maßgebenden Wertes zu bewerten.

(2) Gegenstände der im Abs. 1 bezeichneten Art sind, wenn sie in einem den Verhältnissen entsprechenden Umfang den Zwecken der Forschung oder Volksbildung nutzbar gemacht werden, mit 5 vom Hundert des an sich für sie maßgebenden Wertes anzusetzen.“

Anmerkung zu Seite 62 des Berichts

Die Ausführungen der Redner Dr. Demmler und Prof. Schmüderer fanden eine willkommene Illustration in der reichhaltigen Ausstellung kirchlicher Kunstwerke des Mittelalters aus Schlesien. Ein Rundgang in ihren Räumen ließ ebenso die unmachtmliche Schönheit alter, auch ländlich-naiver Bemalungen von Holzkulpturen hervortreten, wie andererseits die Mißgriffe falscher und vor-eiliger Restaurierungen. Aiterserscheinungen aller Art machen dem Kunstwerk noch keine Unehre. Ja, es gibt Fälle, wo sie seiner Schönheit noch neue Züge aufprägen. Unsere Aufgabe ist es, der Zerstörung des Werkstoffs (durch Feuchtigkeit, Wurmfraß) rechtzeitig zu begegnen, lockere Farbteile zu festigen, Fehlstellen nicht neu zu bemalen, sondern höchstens mit vorsichtigen Lasuren so zu decken, daß der besondere Charakter der Farben und die alte Harmonie des Ganzen bewahrt bleibt.

Anmerkung zu den Abbildungen:

Die Vorlagen für die Abbildungen wurden von verschiedenen Stellen, so z. B. der Staatlichen Bildstelle in Berlin, der Staatsbibliothek in Berlin, dem Denkmalarhiv der Provinz Niederschlesien und anderen freundlichst zur Verfügung gestellt. Allen diesen Stellen und denen, die nicht ausdrücklich genannt sind, sei auch an dieser Stelle verbindlicher Dank gesagt.

Literatur zur schlesischen Bau- und Kunstgeschichte

Es wird hier nur die wichtigere Literatur genannt. Von ihr aus
ist alles übrige Material leicht zu ermitteln.

Allgemeines:

Geschichte:

Grünhagen, Colmar: Geschichte Schlesiens. Gotha 1884 und 1888.
2 Bde.

Derselbe: Wegweiser durch die schlesischen Geschichtsquellen bis zum
Jahre 1550. 2. Aufl. Breslau 1889.

Heyne, Johann: Dokumentierte Geschichte des Bisthums und Hoch-
stiftes Breslau. Breslau 1860—68. 3 Bde.

Kunstgeschichte:

Die Kunst in Schlesien. Berlin 1927. Darin:

Seger, Vorgeschichtliche Zeit

Laubert, Schlesiens geschichtliche Entwicklung

Grisebach, Zur Baugeschichte

Wiese, Die Plastik

Landsberger, Ein Kapitel schlesischer Malerei (ca. 1350—1450)

Masner, Das Kunstgewerbe

Grundmann, Die Volkskunst

(Nach jedem Aufsatz Literaturangaben über das
betr. Gebiet!)

Burgemeister, Ludwig: Schlesische Kunst. (In: „Schlesische
Landeskunde“ II. 1913.)

Derselbe: Das Bürgerhaus in Schlesien (Das Bürgerhaus in Deutsch-
land, Heft 1). Berlin 1921.

Konwiarz, R., und Goetz, H.: Alt-Schlesien. Mit 478 Abb.
Stuttgart, o. J.

Schlesische Schlösser, herausgegeben von Rob. Weber.
3 Tafelbde. 1903—13.

Inventar:

Lutsch, Hans: Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien.
Breslau. Seit 1886. (Gibt zahlreiche Literatur, auch geschichtliche
und kulturgeschichtliche. Das Werk ist im übrigen veraltet. Die
Neubearbeitung der Denkmäler ist im Gange und be-
ginnt mit Breslau.)

Derselbe: Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler. Breslau 1903.
3 Mappen, ein Textheft und eine Kartenmappe.

Berichte des Provinzial-Konservators der Kunstdenkmäler der
Provinz Schlesien I—XI. Berichte usw. der Provinz Nieder-
schlesien I (1919—24).

Dehio, Georg: Handbuch, Bd. II, Nordostdeutschland, 2. Aufl.
1922 und 3. Aufl. 1926, bearbeitet von Kothe, fußt für Schlesien
vor allem auf dem Inventar von Lutsch und schleppt noch immer,
selbst für Breslau, zahlreiche alte Fehler weiter.

Breslau:

- Landsberger, Franz: Breslau. (Berühmte Kunststätten.) Leipzig 1926.
- Dubowy, E.: Breslauer Kirchen. Kunsthist. Führer. Breslau 1922.
- Konwiarz u. Stephan: Die Baukunst Breslaus, ein architektonischer Führer. Breslau 1926.
- (Wendt, Heinrich): Katalog der Druckschriften über die Stadt Breslau. Herausgegeben von der Verwaltung der Stadtbibliothek. Breslau 1903.

Görlitz:

- Dittmann, W.: Das kunstgeschichtliche Görlitz. Görlitz 1925.

Zeitschriften:

- Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens. Breslau. Seit 1855. (Darin und auch sonst die Arbeiten von Alw. Schultz, Wernicke und Luchs besonders wertvoll.)
- Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau. Alte Folge I—VII (1870—99). Neue Folge (Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, herausgegeben von Karl Masner und Hans Seger) I—VIII (1900—1924).
- Schlesien. Illustrierte Zeitschrift für die Pflege heimatlicher Kultur, herausgegeben von Conrad Buchwald. I—VII. Breslau—Kattowitz 1907—14.
- Schlesische Monatshefte, herausgegeben von Ernst Boehlich und Franz Landsberger seit 1924, von letzterem allein seit 1927.

Auswahl zu den einzelnen Epochen.**Vorgeschichte.**

- Seger, Hans: Vorgeschichtliche Zeit (in „Die Kunst in Schlesien“, s. o.). S. macht in diesem Aufsatz zum erstenmal den Versuch, die vorgeschichtliche „Kunst“ Schlesiens zusammenhängend zu behandeln.

Romanik.**Baugeschichte und Plastik:**

- Buchwald, Conrad: Reste des Vinzenzklosters bei Breslau. Schles. Vorzeit. N. F. I, S. 61 ff.
- Derselbe: Romanische Skulpturenreste der Pfarrkirche in Trebnitz. Schles. Vorzeit. N. F. III, S. 65 ff.
- Semrau, Max: Zu den Resten des Vinzenzklosters bei Breslau. Schles. Vorzeit. N. F. II, S. 70 ff.
- Lustig, Georg: Die Rätsel des Zobtenberges. Schles. Monatshefte, 1925, S. 14 ff.
- Derselbe: Zur Frage der Zobtenaltertümer. Ebenda, 1926, S. 55 ff.
- Derselbe: Der Peterstein am Zobtenberge. Ebenda, 1926, S. 84 ff.
- Zum Winkel, A.: Romanik im Katzbachtale (Schles. Monatshefte, 1925, S. 353 ff.)

Gotik.**Baukunst** (s. o.).**Plastik:**

- Buchwald, Conrad: Einige Hauptwerke der kirchlichen Malerei und Bildhauerei des Mittelalters (im Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer). 2. Aufl. Breslau 1925.
- Gündel, Christian: Das schlesische Tumbengrab im XIII. Jahrhundert. Straßburg 1926.
- Mayer, Wilhelm: Breslauer Holzplastik der Spätgotik im ausgehenden XV. Jahrhundert. Breslauer Dissertation. 1920. (Nicht gedruckt.)
- Semrau, Max: Der Altar der Breslauer Goldschmiede. Schles. Vorzeit. N.F. IV, S. 71 ff.
- Derselbe: Zwei mittelrheinische Madonnenstatuen im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Ebenda. N.F. VII, S. 185 ff.
- Simon, Alfred: Die figürliche Plastik der Oberlausitz von ihren Anfänger bis 1530. Reichenau i. Sa. 1925.
- Wiese, Erich: Die Breslauer Holzplastik von ihren Anfängen bis zum Ausgang des weichen Stils. Breslauer Dissertation. 1920. (Nicht gedruckt.)
- Derselbe: Schlesische Plastik vom Beginn des XIV. bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts. Leipzig 1923.

Malerei.

- Buchwald, C.: Einige Hauptwerke usw. (s. o.).
- Derselbe: Aus dem Nachlaß des Kanonikus Helentreuter. Schles. Vorzeit. N.F. VIII, S. 74 ff.
- Burgemeister, L.: Mittelalterliche Wandmalereien in Schlesien. Die Denkmalpflege VI (1904), S. 4 ff.
- Chytil, K.: Das Madonnenbild des Prager Erzbischofs Ernst im Kaiser-Friedrich-Museum. (Sog. Glatzer Madonna!) Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen XXVIII (1907) S. 131 ff.
- Ernst, Rich.: Beiträge zur Kenntnis der Tafelmalerei Böhmens im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Prag 1912.
- Luchs, Hermann: Ueber die Bilder der Hedwigslegende. Breslau 1861.
- Salomon, H.: Der Breslauer Barbara-Altar. Breslauer Dissertation. 1925.
- Schultz, Alwin: Urkundliche Geschichte der Breslauer Malerinnung in den Jahren 1345—1523. Breslau 1866.
- Vergleiche ferner zur Plastik und Malerei die betr. Angaben im Katalog des Schlesischen Museums der bildenden Künste, neue Auflage 1926, und den kleinen Katalog der Ausstellung schlesischer Malerei und Plastik des Mittelalters in Breslau, Herbst 1926. Ein ausführlicher wissenschaftlicher Katalog der Ausstellung ist in Vorbereitung.

Renaissance bis Klassizismus.**Baukunst:**

- Borowski, F.: Die kurfürstliche Kapelle am Dom in Breslau. Zeitschrift für Bauwesen 1918.

- Burgemeister, Ludwig: Die Hochbergkapelle bei der Vincenz-Kirche. Schles. Vorzeit. N.F. VI., S. 165 ff.
- Grundmann, Günther: Gruftkapellen des 18. Jahrhunderts in Niederschlesien und der Oberlausitz. Straßburg 1916.
- Derselbe: Die Bethäuser und Bethauskirchen des Kreises Hirschberg. Breslau, o. J.
- Klimpel, Georg: Kollegienbauten der Jesuiten in Schlesien. Breslauer Dissertation. 1923. (Nicht gedruckt.)
- Patzak, Bernhard: Die Jesuitenbauten in Breslau. Straßburg 1918.
- Derselbe: Die Jesuitenkirche zu Glogau und die Kirche zu Seitsch. Glogau 1922.
- Derselbe: Die Elisabethkapelle des Breslauer Domes. Breslau 1922.
- Wiesenhütter, Alfred: Der evangelische Kirchenbau Schlesiens. Breslau 1926.
-
- Brieger, Peter: Carl Gotthard Langhans. Schles. Lebensbilder II. Breslau 1926.

Plastik:

- Recke-Volmerstein, Graf v. d.: Die Steinepitaphien der Renaissance in Breslau. Dissertation. Halle 1912.
-
- Becker, Robert: Die Walfischkanzel in der kath. Pfarrkirche zu Reinerz. Glatz 1925.
- Buchwald, Conrad: Schloßportal und Grabdenkmäler der Kirche in Mondschütz. Schles. Vorzeit. N.F. III, S. 100 ff.
- Haendcke, B.: Zur Geschichte der Plastik Schlesiens von 1550 bis 1720. Rep. für Kunstwissenschaft XXVI, S. 223 ff. (1903).
- Nickel, Walther: Die Breslauer Steinepitaphien aus Renaissance und Barock. Straßburg 1924.
- Derselbe: Das Werk Ferdinand Maximilian Brokoffs im Breslauer Dom. Schles. Vorzeit. N.F. VIII. S. 111 ff.
- Derselbe: Ein Breslauer Epitaph des 18. Jahrhunderts von dem Bildhauer Reßl. Schles. Monatshefte 1925, S. 530 ff.
- Uhlhorn, Annelise: Die Breslauer Plastik des Spätbarocks. Breslauer Dissertation. 1926. (Noch nicht gedruckt.)
- Wiese, Erich: Die sieben Weisen aus der Maria Magdalenen-Bibliothek. (Von David Psolimar etwa 1643 gemacht.) Schles. Vorzeit. N.F. VIII. S. 95 ff.
-
- Bimler, Kurt: Modelleure und Plastik der Königl Eisengießerei bei Gleiwitz. Kattowitz 1914.
- Derselbe: August Kiß. Kattowitz 1915.
- Nickel, Walther: Die Porträtbüste Landolt. Ein Werk von August Kiß. Schles. Monatshefte 1925, S. 170.
- Derselbe: Joseph Mattersberger, ein schlesischer Bildhauer (1754 bis 1825). Schles. Monatshefte 1926, S. 181 ff.

Teilnehmerliste

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
1.	<i>Aucke</i> , Ministerialrat, <i>Dresden</i>	Sächsisches Finanzministerium
2.	<i>Bachmann</i> , Dr., Regierungsrat, <i>Dresden</i> ..	Landesamt für Denkmalpflege; Ministerium des Innern, Dresden.
3.	<i>Baethcke</i> , Pfarrer, <i>Georgenthal i. Th.</i>	Verein für gothaische Ge- schichte und Heimatschutz.
4.	<i>Bartning</i> , Geheimrat, <i>Karlsruhe</i> .	
5.	<i>Bartsch</i> , Dr. phil., <i>Breslau</i>	Evangel. Presseverband für Schlesien.
6.	<i>Baum</i> , Prof., Museumsdirektor, <i>Dortmund</i>	Stadt Dortmund.
7.	<i>Baum</i> , Frau, <i>Dortmund</i>	
8.	<i>Baum</i> , Professor, Dr., Museumsdirektor, <i>Ulm</i>	Stadtgemeinde Ulm.
9.	<i>Becker</i> , Dr.-Ing., Regierungsbaurat, <i>Bad Homburg</i> .	
10.	<i>Behme</i> , <i>Theda</i> , <i>Goslar-Berlin</i> .	
11.	<i>Behrendt</i> , Stadtbaudirektor, <i>Breslau</i> .	
12.	<i>Behrendt</i> , Frau, <i>Breslau</i> .	
13.	<i>Behrend</i> , Direktor, <i>Breslau</i> .	
14.	<i>Behrend</i> , Frau, <i>Breslau</i>	
15.	<i>Beilscher</i> , Architekt, <i>Breslau</i>	Architekten-Verein, Berlin.
16.	<i>Bender</i> , Konsistorialpräsident, <i>Breslau</i>	Konsistorium.
17.	<i>Berger</i> , Magistrats-Oberbaurat, <i>Breslau</i> .	
18.	<i>Berger-Schäfer</i> , Dr.-Ing., Regierungsbaue- meister, <i>Frankfurt a. O.</i>	Regierung Frankfurt a O.
19.	<i>Berschdorf</i> , Orgelbaumeister, <i>Neisse</i> .	
20.	<i>Bertram</i> , Kardinal, Fürstbischof, <i>Breslau</i> .	
21.	<i>Bertram</i> , Postbaurat, <i>Breslau</i>	Oberpostdirektion.
22.	<i>Biegeleben</i> , <i>Freiherr von</i> , Dr.-Ing. h. c., Hessischer Gesandter, <i>Berlin</i>	Hessische Staatsregierung.
23.	<i>Biehl</i> , Dr. phil., Museumsdirektor, <i>Bautzen</i>	Stadtrat Bautzen.
24.	<i>Biehle</i> , Kirchenmusikdirektor, Professor, a. o. Professor an der Technischen Hoch- schule Berlin, <i>Bautzen</i> .	
25.	<i>Bientz</i> , Magistrats-Oberbaurat, <i>Berlin</i> .	
26.	<i>Blaeschke</i> , Prälat, <i>Breslau</i> .	
27.	<i>Bleibaum</i> , Dr., <i>Cassel</i>	Bezirkskonservator in Cassel.
28.	<i>Blunck</i> , Regierungsrat, Professor an der Techn. Hochschule, Provinzialkonservator, <i>Berlin- Steglitz</i>	Provinzial-Verwaltung Bran- denburg.
29.	<i>Blümel</i> , Dr., Pastor, <i>Breslau</i>	Schlesischer Verein für reli- giöse Kunst in der evange- lischen Kirche.

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
30.	<i>Bogenhard</i> , Oberamtsrichter, <i>Weimar</i>	Bundesvorstand und Landesverein Reuß.
31.	<i>Bonte</i> , Dr., Marine-Obergeneralarzt, <i>Potsdam</i>	Heimatschutz, Potsdam.
32.	<i>Borchers</i> , Oberregierungs- und Baurat, <i>Münster i. W.</i>	Regierung Münster.
33.	<i>Borowski</i> , Oberregierungsbaurat, <i>Neisse</i> .	
34.	<i>Braune</i> , Professor, Dr., Museumsdirektor, <i>Breslau</i>	Schlesisches Museum der bildenden Künste.
35.	<i>Brettschneider</i> , Pfarrer, <i>Neualtmannsdorf</i> .	
36.	<i>Brieger</i> , Dr., <i>Breslau</i> .	
37.	<i>Bruck</i> , Geh. Reg.-Rat, Professor, Dr., <i>Dresden</i>	
38.	<i>Buchkremer</i> , Professor, <i>Aachen</i>	Karlsverein Aachen.
39.	<i>Buchwald</i> , Professor, Dr., <i>Breslau</i>	Schlesische Zeitung.
40.	<i>Burgemeister</i> , Dr., Landesbaurat, Provinzialkonservator, <i>Breslau</i> .	
41.	<i>Clemen</i> , Geh. Reg.-Rat, Professor, Dr. und Dr.-Ing. h. c., <i>Bonn</i> .	
42.	<i>Clemenz</i> , Rektor, <i>Liegnitz</i> .	
43.	<i>Curman</i> , Reichsantiquar Schwedens, <i>Stockholm</i> .	
44.	<i>Dahms</i> , Parlamentsstenograph, <i>Berlin</i> .	
45.	<i>Dansch</i> , Pastor, <i>Rückersdorf, Kr. Sprottau</i>	Kreis-Synode Sprottau
46.	<i>Dannenberg</i> , Gartenbaudirektor, <i>Breslau</i> .	
47.	<i>Degenfeld</i> , Graf von, <i>Stuttgart</i>	Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern.
48.	<i>Demmler</i> , Dr., Museumsdirektor, <i>Berlin</i> .	
49.	<i>Deneke</i> , Dr., Museumsdirektor, <i>Wernigerode</i>	
50.	<i>Dethlefsen</i> , Professor, Dr., Baurat, Provinzialkonservator, <i>Königsberg i. Pr.</i>	Provinzialdenkmalkommission. Altertumsgesellschaft Prussia,
51.	<i>Deutschmann</i> , stud. arch., <i>Mallnitz, Kr. Sprottau</i> ,	
52.	<i>Dittrich</i> , Geh. Justizrat, <i>Neisse</i>	Neisser Kunst- und Altertumsverein.
53.	<i>Ebert</i> , Dr., Landgerichtsrat, <i>Detmold</i>	Land Lippe und Lippischer Bund Heimatschutz.
54.	<i>Eckert</i> , Redakteur, <i>Breslau</i>	Schlesische Volkszeitung.
55.	<i>Effenberger</i> , Architekt, <i>Breslau</i> .	
56.	<i>Ehrlich</i> , Regierungsbaumeister, <i>Breslau</i>	
57.	<i>Epstein</i> , Dr., <i>Breslau</i> .	
58.	<i>Erbe</i> , Gartenbaudirektor, <i>Breslau</i> .	
59.	<i>Ermisch</i> , Dr.-Ing., Regierungsbaurat, <i>Dresden</i>	Zwingerbauhütte Dresden.
60.	<i>Fey</i> , Kunstmaler, <i>Berlin-Lichterfelde</i> .	
61.	<i>Feyerabend</i> , Professor, Museumsdirektor, <i>Görlitz</i>	Stadt Görlitz.
62.	<i>Fischer</i> , Ober- und Geh. Baurat i. R., <i>Schreiberhau</i>	
63.	<i>Franz</i> , Professor, <i>Charlottenburg</i>	
64.	<i>Frey</i> , Professor, Dr., Vorstand des kunsthistorischen Instituts des Bundesdenkmalamts, <i>Wien</i>	Bundesdenkmalamt Wien.
65.	<i>Friedländer</i> , Dr., Magistratsrat, <i>Breslau</i>	Siedlungsgesellschaft A.-G.
66.	<i>Fuchs</i> , Frau Stadtrat, <i>Breslau</i> .	

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
67.	<i>Gall</i> , Dr., Ministerialrat, <i>Berlin</i>	Preußisches Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.
68.	<i>Garleff</i> , Baurat, <i>Bordesholm</i> .	
69.	<i>Gensel</i> , Oberregierungs- und Oberbaurat, <i>Hildesheim</i>	Regierung Hildesheim.
70.	<i>Gerlach</i> , Regierungsbaurat, <i>Worms</i> .	
71.	<i>Giesau</i> , Dr., Provinzialbaurat, <i>Halle a. S.</i> . .	Provinzialkonservator der Pro- vinz Sachsen.
72.	<i>Glaeser</i> , Hüttdirektor, <i>Neusalz a. d. Oder</i>	Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt, Heimatmuseum Neusalz/Oder.
73.	<i>Goebel</i> , Bürgermeister, <i>Glatz</i>	Stadt Glatz.
74.	<i>Goeschel</i> , Bildhauer, Konservator für histor. Bauwerke, <i>Nürnberg</i> .	
75.	<i>Goldhardt</i> , Dr., Regierungsbaurat, <i>Dresden</i>	Landesverein Sächsischer Heimatschutz.
76.	<i>Gortsitza</i> , Oberregierungsbaurat, <i>Breslau</i> . .	Baugruppe des Landesfinanz- amts Breslau.
77.	<i>Gosen, von</i> , Bildhauer, Professor, <i>Breslau</i> .	
78.	<i>Grill</i> , Dr., Museumsdirektor, <i>Worms</i>	Stadt Worms.
79.	<i>Grisebach</i> , Professor, Dr., <i>Breslau</i>	
80.	<i>Gröning, von</i> , Universitätskurator, Regie- rungspräsident z. D., <i>Breslau</i>	Universität Breslau.
81.	<i>Grote</i> , Anhaltischer Landeskonservator, <i>Dessau</i>	Anhaltisches Staatsministe- rium.
82.	<i>Grotte</i> , Professor, Dr.-Ing., Pfleger der Kunst- denkmäler Schlesiens, <i>Breslau</i> .	
83.	<i>Grundmann</i> , Dr. phil., Direktor des Haus- fleiß, <i>Warmbrunn</i> .	
84.	<i>Grundmann</i> , Frau, <i>Warmbrunn</i> .	
85.	<i>Günther</i> , akadem. Zeichenlehrer, Denkmäl- pfleger, <i>Brieg</i>	Stadtmuseum Brieg.
86.	<i>Gurlitt, Cornelius</i> , Geh. Rat, Dr., Dr. D. Professor, <i>Dresden</i>	Bund Deutscher Architekten.
87.	<i>Gurlitt, Wilibald</i> , Professor, Dr., <i>Frei- burg i. Br.</i>	
88.	<i>Gutschwager</i> , Pfarrer, <i>Metschlau, Kr. Sprottau</i> .	
89.	<i>Güttel</i> , Dr.-Ing., <i>Breslau</i> .	
90.	<i>Güttel</i> , Frau, <i>Breslau</i> .	
91.	<i>Hadelt</i> , Pfarrer, Provinzialkonservator von Oberschlesien, <i>Altwette</i>	Provinzialverwaltung von Oberschlesien.
92.	<i>Haesler</i> , Dr. phil., Kunsthistoriker, <i>Berlin</i> . .	Preußisches Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.
93.	<i>Hahn, von</i> , Geh. Reg.-Rat, <i>Darmstadt</i> .	
94.	<i>Halfpaap</i> , Architekt und Ratsbaumeister, <i>Breslau</i> .	
95.	<i>Hasche</i> , Regierungsbaurat, <i>Breslau</i> .	
96.	<i>Hasche</i> , Frau, <i>Breslau</i> .	
97.	<i>Haupt</i> , Gebrauchsgraphiker, <i>Breslau</i> .	

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
98.	<i>Hellmich</i> , Oberlandmesser, <i>Liegnitz</i> .	Baupflegekommission Hamburg.
99.	<i>Hellweg</i> , Dr.-Ing., Oberbaurat, <i>Hamburg</i> ..	
100.	<i>Hempel</i> , Universitätsdozent, <i>Graz</i> .	Vorstand des Verbands Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine.
101.	<i>Hensler</i> , Dr. phil., Museumsdirektor, <i>Dresden</i> .	
102.	<i>Hentschel</i> , Dr. phil., Museumsassistent, <i>Dresden</i> .	
103.	<i>Herrmann</i> , Regierungsbaurat, <i>Breslau</i>	
104.	<i>Herrmann</i> , Regierungsrat, <i>Stuttgart</i>	Württemberg. Kultusministerium
105.	<i>Herrmann</i> , Dechant, <i>Aub (Unterfranken)</i> .	Staatliche Dombauverwaltung Köln.
106.	<i>Hertel</i> , Geheimer und Oberbaurat, Dombaumeister, <i>Köln</i>	
107.	<i>Hespeler</i> , Oberbaurat, <i>Lübeck</i>	
108.	<i>Heß</i> , Bankier, <i>Hildesheim</i>	Baupolizeibehörde Lübeck. Verein zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in Hildesheim.
109.	<i>Heymann</i> , Regierungsbaurat, <i>Breslau</i>	Vorstand des preußischen Hochbauamts II Breslau.
110.	<i>Heyn</i> , Dr., Geheimrat, <i>Dresden</i>	Sächsisches Ministerium für Volksbildung.
111.	<i>Hiecke</i> , Ministerialrat, Konservator der Kunst- denkmäler Preußens, <i>Berlin</i>	Preußisches Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.
112.	<i>Hildebrand</i> , Dr., Kustos der preußischen Kron- gutsverwaltung, Direktor des Hohenzollern- museums, <i>Berlin</i> .	
113.	<i>Hintze</i> , Professor, Dr., <i>Breslau</i> .	
114.	<i>Hippe</i> , Professor, Dr., Direktor der Stadt- bibliothek, <i>Breslau</i>	
115.	<i>Hirt</i> , Regierungsbauführer, <i>Breslau</i> .	
116.	<i>Hoffmann</i> , Amtsgerichtsrat, <i>Berlin</i> .	
117.	<i>Hofman</i> , Dr., Referent des Staatsdenkmal- amts, <i>Preßburg</i> .	
118.	<i>John</i> , Professor, Studienrat, <i>Breslau</i> .	
119.	<i>Jung</i> , Dr. phil., Baurat, <i>Berlin-Grunewald</i> .	
120.	<i>Jüssen</i> , Oberbaurat, <i>Magdeburg</i>	Deutsche Reichsbahn Magdeburg.
121.	<i>Kabierske</i> , Dr., <i>Breslau</i> .	
122.	<i>Keil</i> , Diplom-Ingenieur, Pfleger der Kunst- denkmäler Schlesiens, <i>Neumarkt (Schles.)</i> .	
123.	<i>Kempf, Anna</i> , <i>Freiburg i. Br.</i>	
124.	<i>Kickton</i> , Geheimer Oberbaurat, <i>Potsdam</i> ..	Preußisches Finanzministe- rium.
125.	<i>Kinne</i> , <i>Aenny</i> , <i>Halle a. S.</i>	
126.	<i>Kiock</i> , Pastor, <i>Wustebriese (Kr. Ohlau)</i> .	
127.	<i>Kirstein</i> , Dr., Verlagsbuchhändler, <i>Leipzig</i> .	
128.	<i>Kleemann</i> , Architekt, <i>Breslau</i>	Volkswacht, Bauhütte, Deut- sche Bauzeitung.
129.	<i>Klehr</i> , Stadtbaumeister, <i>Leobschütz</i>	Stadtbauamt Leobschütz.
130.	<i>Kloppel</i> , Professor, <i>Danzig</i>	Deutscher Heimatbund Danzig.
131.	<i>Kloß</i> , Dr. phil., <i>Breslau</i> .	

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
132.	<i>Knötel</i> , Professor, Dr., Studienrat a. D., <i>Breslau</i> .	
133.	<i>Koch</i> , Oberregierungsbaurat, <i>Dresden</i>	Landesverein Sächsischer Heimatschutz.
134.	<i>Köhler</i> , Schriftsteller, <i>Berlin-Neukölln</i> .	
135.	<i>Köhler</i> , Frau, <i>Berlin-Neukölln</i> .	
136.	<i>Kohte</i> , Regierungs- und Baurat, Provinzialkonservator für Pommern, <i>Berlin-Charlottenburg</i>	
137.	<i>Konwiarz</i> , Magistratsbaurat, <i>Breslau</i> .	
138.	<i>Körner</i> , Landesbaurat, Provinzialkonservator, <i>Münster i. W.</i>	Provinz Westfalen.
139.	<i>Kowalski</i> , Maler, <i>Breslau</i> .	
140.	<i>Krasa</i> , Pastor, <i>Markersdorf b. Görlitz</i>	Diözese Görlitz II.
141.	<i>Kreuz</i> , Vorstand der Vereinigten Bauunternehmung, <i>Breslau</i> .	
142.	<i>Krug</i> , Reichsbahnrat, <i>Breslau</i>	Reichsbahndirektion.
143.	<i>Krüger</i> , Oberkirchenrat, <i>Neustrelitz</i>	Staatliche Denkmalkommission Mecklenburg-Strelitz.
144.	<i>Kuhn</i> , Bankdirektor, <i>Breslau</i> .	
145.	<i>Kühn</i> , Dr., Privatdozent, Baurat, Landeskonservator für Böhmen, <i>Prag</i>	Staatsdenkmalamt für Böhmen; Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
146.	<i>Küntzel</i> , Regierungs- und Baurat, <i>Breslau</i> .	
147.	<i>Kunze</i> , Dr., Museumsdirektor, <i>Erfurt</i>	Stadt Erfurt.
148.	<i>Landsberg</i> , Kunsthistoriker, <i>Breslau</i> .	
149.	<i>Landsberger</i> , Professor, Dr., <i>Breslau</i> .	
150.	<i>Langer-Schläffke</i> , <i>Maria</i> , Kunstgewerblerin, <i>Breslau</i> .	
151.	<i>Laur</i> , Professor, Landeskonservator für Hohenzollern, <i>Friedrichshafen</i>	Hohenzollerischer Landeskommunal-Verband.
152.	<i>Ledermann</i> , <i>Ida</i> , Dr. phil., <i>Hannover</i> .	
153.	<i>Leitgeb</i> , Schriftsteller, <i>Breslau</i> .	
154.	<i>Lindner</i> , Dr.-Ing., Architekt, <i>Berlin</i>	Deutscher Bund Heimatschutz; Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz.
155.	<i>Loch</i> , Maler und Kustos am Museum, <i>Breslau</i>	
156.	<i>Loch</i> , Frau, <i>Breslau</i> .	
157.	<i>Loescher</i> , Frau Dr. phil., <i>Berlin</i>	Deutscher Bund Heimatschutz.
158.	<i>Loewe</i> , Regierungs- und Baurat, <i>Liegnitz</i>	
159.	<i>Lüpke, von</i> , Regierungsrat und Vorsteher der Staatlichen Bildstelle, <i>Berlin</i>	Staatliche Bildstelle Berlin.
160.	<i>Maetzel</i> , Oberbaurat, <i>Hamburg</i>	Baudeputation Hamburg.
161.	<i>Masner</i> , Professor, Dr., Museumsdirektor a. D., <i>Breslau</i> .	
162.	<i>Masur</i> , Oberregierungs- und Baurat, <i>Liegnitz</i>	Regierungspräsident, Liegnitz.
163.	<i>Matske</i> , Dr. phil., Lektor an der Technischen Hochschule, <i>Breslau</i>	Reichszentrale für Heimatdienst, Landesabteilung Schlesien.
164.	<i>Menzel</i> , Regierungsbaurat, <i>Neisse (O.-S.)</i> .	
165.	<i>Meier</i> , Dr. phil., geschäftlicher Leiter der Staatlichen Bildstelle, <i>Berlin</i>	Staatliche Bildstelle Berlin.

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
166.	<i>Merwart</i> , Gymnasial-Zeichenlehrer, <i>Schwedt a. O.</i>	Gymnasium Schwedt.
167.	<i>Metternich, Graf</i> , Dr. phil., <i>Bonn</i>	Provinzialkonservator der Rheinprovinz.
168.	<i>Müller</i> , Dr., Ministerialrat, <i>Dresden</i>	Sächsisches Ministerium.
169.	<i>Müller</i> , Landesoberbaurat, <i>Wiesbaden</i>	Landeshauptmann in Nassau.
170.	<i>Müller</i> , Dr., Museumsdirektor, <i>Zittau</i>	Stadttrat Zittau (Sa.)
171.	<i>Müller</i> , Regierungs- und Baurat, <i>Breslau</i> ..	Regierungspräsident Breslau.
172.	<i>Müller</i> , Regierungs-Bauinspektor, <i>Berlin</i> .	
173.	<i>Müller-Breslau</i> , Professor, Dr., <i>Breslau</i> ..	Technische Hochschule Breslau.
174.	<i>Müller</i> , Magistrats-Baurat, <i>Breslau</i> .	
175.	<i>Müller</i> , Mittelschulrektor, <i>Breslau</i> .	
176.	<i>Nedelkovits</i> , Professor, Studienrat i. R., <i>Breslau</i> .	
177.	<i>Nentwig</i> , Ministerialdirektor, <i>Berlin</i>	Preußisches Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.
178.	<i>Neumann</i> , Regierungsbaurat, <i>Glatz</i>	Preußisches Hochbauamt Glatz.
179.	<i>Neumann</i> , Regierungsbaumeister, <i>Breslau</i>	Oberpostdirektion Breslau.
180.	<i>Nickel</i> , Dr. phil., <i>Breslau</i> .	
181.	<i>Niemeyer</i> , Regierungsbaumeister, <i>Oppeln</i> ..	Wohnungsfürsorgegesellschaft für Oberschlesien.
182.	<i>Nitschke</i> , Dr., Geheimer Regierungsrat, <i>Merseburg a. d. S.</i>	Provinz Sachsen.
183.	<i>Noack</i> , Dr., Museumsdirektor, <i>Freiburg i. Br.</i>	Stadt Freiburg i. Br.
184.	<i>Nonn</i> , Dr.-Ing., Oberregierungs- und Baurat, <i>Berlin</i>	Preußisches Finanzministerium.
185.	<i>Nonn</i> , Frau, <i>Berlin</i> .	
186.	<i>Noth</i> , Lic. Pfarrer, <i>Breslau</i>	Elisabethkirche.
187.	<i>Ohle</i> , Landesbaurat, Konservator der Denkmale der Provinz Sachsen, <i>Halle a. S.</i>	
188.	<i>Ohle</i> , Frau, <i>Halle a. S.</i>	
189.	<i>Pabst</i> , Oberregierungs- und Baurat, <i>Breslau</i>	Regierung Breslau.
190.	<i>Peschke</i> , Regierungsbaumeister, <i>Berlin</i>	Provinzial-Verband Brandenburg.
191.	<i>Pick</i> , Regierungsbaumeister, <i>Köln</i> .	
192.	<i>Piecha</i> , Direktor, <i>Breslau</i>	Siedlungsgesellschaft A.-G.
193.	<i>Pischel</i> , Dr., Staats-Archivar, <i>Weimar</i> .	
194.	<i>Pniower</i> , Professor, Dr., Museumsdirektor i. R., Konservator, <i>Berlin</i> .	
195.	<i>Prinz Johann Georg</i> , Herzog zu Sachsen, <i>Freiburg i. Br.</i>	
196.	<i>Rathe</i> , Dr. phil., Kunsthistoriker, <i>Wien</i> .	
197.	<i>Rauch</i> , Professor, Dr., <i>Gießen</i>	Universität Gießen.
198.	<i>Reck</i> , Regierungs- und Baurat, <i>Oppeln</i> .	
199.	<i>Redlich</i> , Konsistorialrat, <i>Breslau</i>	Konsistorium Breslau.
200.	<i>Redslob</i> , Dr., Reichskunstwart, <i>Berlin</i>	Reichsministerium des Innern.
201.	<i>Reincke-Bloch</i> , Professor, Dr., <i>Breslau</i>	
202.	<i>Reinhardt</i> , Amtshauptmann, <i>Schwerin</i>	Heimatbund Mecklenburg.
203.	<i>Reißer</i> , Dr., <i>Wien</i>	Verlag Anton Schroll & Co., Wien.
204.	<i>Rennebaum</i> , Frau Sanitätsrat Dr., <i>Halberstadt</i> .	
205.	<i>Ritter</i> , Stadtbaurat, <i>Leipzig</i>	Rat der Stadt Leipzig.

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
206.	<i>Röching</i> , Pastor, <i>Pilgramsdorf (Schl.)</i> .	
207.	<i>Roder</i> , Architekt B. D. A., <i>Breslau</i> .	
208.	<i>Rödiger</i> , Frau Dr., <i>Breslau</i> .	
209.	<i>Romeltsch</i> , Architekt, <i>Dresden</i> .	
210.	<i>Sauer</i> , Professor, Dr., Konservator für Baden, <i>Freiburg i. Br.</i>	Ministerium des Kultus und Unterrichts von Baden.
211.	<i>Sauermann</i> , Dr., Museumsdirektor, Provinzialkonservator, <i>Kiel</i>	Denkmalamt Schleswig-Holstein.
212.	<i>Schaberg</i> , <i>Laura</i> , Kunstmalerin, <i>Halberstadt</i> .	
213.	<i>Scheele</i> , Dr.-Ing., <i>Preetz i. Holst.</i>	
214.	<i>Schellenberg</i> , Dr. phil., Schriftsteller, <i>Breslau</i> .	
215.	<i>Schettler</i> , Regierungsbaurat, <i>Eisenach</i> .	
216.	<i>Scheyer</i> , Dr. phil., Dr. rer. pol., <i>Köln</i> .	
217.	<i>Schian</i> , Generalsuperintendent, <i>Breslau</i>	Konsistorium Breslau.
218.	<i>Schickfus, von</i> , Regierungsrat a. D., <i>Breslau</i> .	
219.	<i>Schmid</i> , Dr., Oberbaurat, Provinzialkonservator, <i>Marienburg (Westpr.)</i> .	
220.	<i>Schmidt-Ott</i> , Dr., Staatsminister, <i>Berlin</i> .	
221.	<i>Schmidt</i> , Dr., Konservator, <i>Stuttgart</i>	Württembergisches Landesamt für Denkmalpflege.
222.	<i>Schmidt, Marie-Luise</i> , Dr. phil., <i>Dessau</i> .	
223.	<i>Schmitt</i> , Abt, <i>Grüssau</i> .	
224.	<i>Schmits</i> , Dr. Ing. e. h., Professor, Geheimer Baurat, Dombaumeister, <i>Nürnberg</i> .	
225.	<i>Schmuderer</i> , Professor, Hauptkonservator am Landesamt für Denkmalpflege, <i>München</i> .	
226.	<i>Schneider</i> , Professor. Dr., <i>Breslau</i> .	
227.	<i>Schneider</i> , Kunstmaler, <i>Breslau</i> .	
228.	<i>Schoenaich</i> , Professor, Dr., Oberstudienrat, <i>Breslau</i> .	
229.	<i>Schoenichen</i> , Professor, Dr., Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, <i>Berlin</i>	Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.
230.	<i>Schollen</i> , Dr., Oberlandesgerichtspräsident, <i>Düsseldorf</i>	Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz.
231.	<i>Scholz</i> , Architekt, <i>Breslau</i>	
232.	<i>Schubert-Soldern, von</i> , Dr., Hofrat, Direktor des Bundesdenkmalamts, <i>Wien</i>	Bundesdenkmalamt, Wien.
233.	<i>Schulz</i> , Bildhauer, <i>Breslau</i> .	
234.	<i>Schulze</i> , Dr., Ministerialdirektor, <i>Dresden</i>	Sächsische Regierung.
235.	<i>Schumann</i> , Professor, Dr. phil., <i>Dresden</i> ..	Landesverein Sächsischer Heimatschutz u. Dürerbund
236.	<i>Schumann</i> , Schriftsteller, <i>Dresden</i>	Dürerbund.
237.	<i>Schuster</i> , Dr.-Ing., Regierungsbaumeister, <i>Halle a. S.</i>	Provinzialkonservator der Provinz Sachsen.
238.	<i>Schuster</i> , Professor, <i>Stuttgart</i> .	
239.	<i>Seger</i> , Professor, Dr., Museumsdirektor, <i>Breslau</i> .	
240.	<i>Siebelt</i> , Sanitätsrat, Dr., <i>Bad Flinsberg</i> .	

Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
241.	<i>Siebern</i> , Professor, Landesoberbaurat, Provinzialkonservator, <i>Hannover</i> .	
242.	<i>Sinning</i> , Stadtbaurat, <i>Halberstadt</i>	Magistrat Halberstadt.
243.	<i>Sinning</i> , Frau, <i>Halberstadt</i> .	
244.	<i>Skrobotz</i> , Chefredakteur, <i>Oppeln</i> .	
245.	<i>Slawik</i> , Oberingenieur, <i>Breslau</i> .	
246.	<i>Sobeck</i> , Obertelegraphensekretär, <i>Breslau</i> . .	Schlesische Volkszeitung.
247.	<i>Sperlich</i> , Dr., Dr. h. c., Oberbürgermeister, <i>Münster i. W.</i>	Stadt Münster i. W.
248.	<i>Stav</i> , Architekt, D. W. B., <i>Kiel</i>	Schleswig-Holsteinischer Landesverein für Heimatschutz
249.	<i>Stegemann</i> , Schriftsteller, <i>Breslau</i>	Presseverkehr Hippe.
250.	<i>Stein</i> , <i>Freiherr von</i> , Wirkl. Geh. Rat, Staatssekretär a. D., <i>Berlin</i> .	
251.	<i>Stein</i> , Architekt, <i>Breslau</i> .	
252.	<i>Steinbeck</i> , Professor. Dr., <i>Breslau</i>	Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, <i>Breslau</i> .
253.	<i>Steinberg</i> , Frau Dr., <i>Breslau</i>	Breslauer Neueste Nachrichten.
254.	<i>Stephan</i> , Kunsthistoriker, <i>Breslau</i>	Schlesischer Bund für Heimatschutz.
255.	<i>Stephan</i> , Frau, <i>Breslau</i> .	
256.	<i>Stettiner</i> , Professor, Dr., Denkmalspflieger für das Hamburgische Staatsgebiet, <i>Hamburg</i>	Hamburgische Regierung.
257.	<i>Straßburg</i> , Architekt B. D. A., <i>Breslau</i> .	
258.	<i>Sucksdorff</i> , Ministerialrat, <i>Berlin-Grünwald</i>	Reichspostminister.
259.	<i>Suida</i> , Professor, Dr., Konservator des Bundesdenkmalamts, <i>Graz</i> .	
260.	<i>Szönyi</i> , Dr., Päpstlich. Geheimekammerer. Referent der ungarischen Landeskommission für Denkmalspflege, <i>Budapest</i>	Ungarische Landeskommission für Denkmalspflege.
261.	<i>Thaer, von</i> , Landeshauptmann von Niederschlesien, <i>Breslau</i>	Provinz Niederschlesien.
262.	<i>Thomas</i> , Architekt B. D. A., <i>Breslau</i>	
263.	<i>Thurau</i> , Orgelbaumeister, <i>Bautzen</i> .	
264.	<i>Tietze</i> , Professor, Dr., <i>Wien</i>	
265.	<i>Trauer</i> , Dr.-Ing., Stadtbaurat, <i>Breslau</i>	
266.	<i>Trinks</i> , Dr., <i>Linz</i>	Ober-Oesterreichisches Landesarchiv.
267.	<i>Tschierschky</i> , Reichsbahnrat, <i>Breslau</i> .	
268.	<i>Tucholsky</i> , Regierungsbaurat, <i>Torgau</i> .	
269.	<i>Verres</i> , Dr. phil., <i>Charlottenburg</i> .	
270.	<i>Vogts</i> , Dr., Stadtbaumeister, <i>Köln</i>	Stadtverwaltung Köln.
271.	<i>Wagner</i> , Dr., Regierungsdirektor, <i>Breslau</i> .	
272.	<i>Wahlich</i> , Architekt B. D. A., <i>Breslau</i> .	
273.	<i>Walcker</i> , Dr., Orgelbaumeister, <i>Ludwigsburg</i>	Verband der Orgelbaumeister Deutschlands.
274.	<i>Weiß</i> , Architekt, <i>Breslau</i> .	
275.	<i>Werner</i> , Landeskammerer, <i>Breslau</i>	Provinzial-Verwaltung Niederschlesien.
276.	<i>Weyrauch</i> , Regierungsbaurat, <i>Beuthen</i>	Preußisches Hochbauamt.
277.	<i>Wichert</i> , Professor, Dr., Direktor der Kunstgewerbeschule, <i>Frankfurt a. M.</i>	

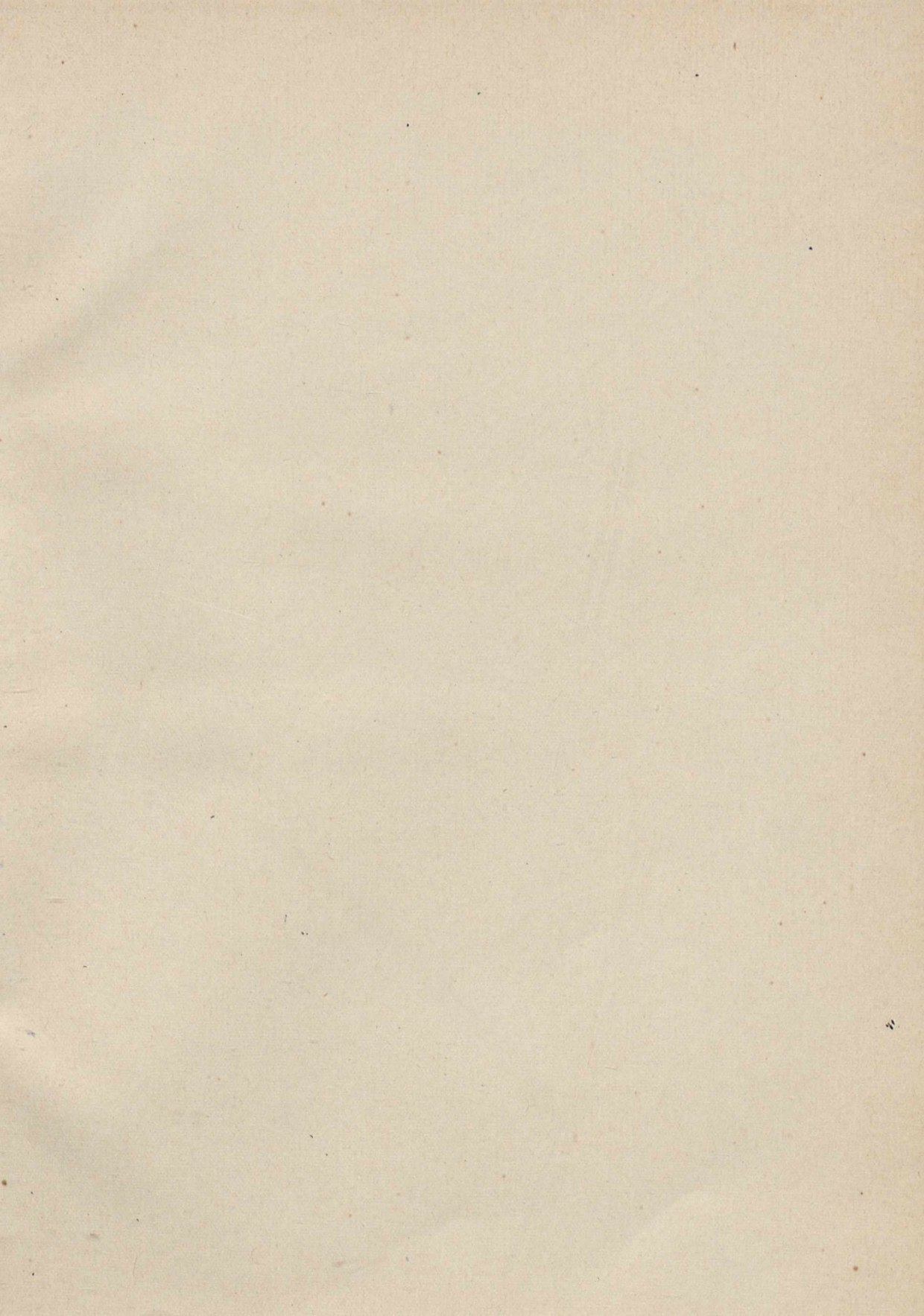
Lfd. Nr.	Name und Titel	In Vertretung von
278.	<i>Wiedermann</i> , Innenarchitekt, <i>Breslau</i> .	
279.	<i>Wiegand</i> , Dr., Geh. Regierungsrat, Museumsdirektor, <i>Berlin</i> .	
280.	<i>Wiese</i> , Dr. phil., <i>Breslau</i> .	
281.	<i>Wiesner</i> , Maurermeister und Denkmalpfleger, <i>Münsterberg i. Schl.</i>	
282.	<i>Winkel</i> , zum, Professor, <i>Liegnitz</i>	Museum- und Altertumsverein Liegnitz.
283.	<i>Winkler</i> , Professor, Dr. phil., <i>Berlin</i>	Staatliche Museen.
284.	<i>Wittler</i> , Oberregierungs- und Oberbaurat, <i>Oppeln</i>	Regierung Oppeln.
285.	<i>Wohler</i> , Regierungsbaumeister, <i>Berlin-Charlottenburg</i> .	
286.	<i>Wulzinger</i> , Professor, Dr., <i>Karlsruhe</i> .	
287.	<i>Zänker</i> , D., Generalsuperintendent, <i>Breslau</i> .	
288.	<i>Zeidler</i> , Professor, Dr., Bibliothekar der Staatlichen Akademie, <i>Leipzig</i> .	
289.	<i>Zeller</i> , Professor. Dr.-Ing., <i>Berlin-Charlottenburg</i> .	
290.	<i>Zeller</i> , Frau, <i>Berlin-Charlottenburg</i> .	
291.	<i>Zillikens</i> , Landesrat, <i>Düsseldorf</i>	Rheinische Provinzial-Verwaltung.
292.	<i>Zinke</i> , Lehrer und Organist, <i>Frankfurt a. O.</i>	

Außer den in vorstehender Liste Genannten hat noch eine größere Zahl von Damen und Herren aus Breslau und den beiden schlesischen Provinzen an Einzelsitzungen und Veranstaltungen des Tages teilgenommen, deren Namen im Büro nicht angemerkt werden konnten.

Inhaltsübersicht

	Seite
Vorbemerkung	7
Programm für die Tagung	8—12
„Zur Einführung in die Bau- und Kunstgeschichte Breslaus“:	
Von Erich Wiese, Breslau	13—24
Begrüßungsabend:	
Begrüßungen	25—36
Erste Sitzung:	
Geschäftsbericht	37—49
„Denkmalpflege und kirchliche Holzskulptur“:	
Bericht: Museumsdirektor Dr. Demmler	50—62
Mitbericht: Professor Schmuderer	63—70
Aussprache: Geheimer Rat Prof. Dr. D. Gurlitt	70—72
„Der Orgelprospekt, seine Einfügung in den Kirchenraum und seine Erhaltung“:	
Bericht: Provinzialkonservator, Landesbaurat Dr. Burge- meister	73—89
„Der musikalische Denkmalwert der alten Musikinstrumente, insbesondere der Or- geln“:	
Bericht: Professor Dr. W. Gurlitt	89—94
„Die bauliche Behandlung der Orgel als Denk- malwert und als Einbauegegenstand in Denk- mälerkirchen“:	
Bericht: Kirchenmusikdirektor Professor Biehle	94—101
Orgelresolutionen	101—102
Zweite Sitzung:	
Begrüßungen	103—104
„Siedlung und Stadtplanung im deutschen Osten“:	
Bericht: Professor Kloeppeel	105—145
Mitberichterstatter: Stadtbaudirektor Behrendt	146—163

Aussprache: Reg.-Baum. a. D. Langen	163—168
Reg.-Baum. Niemeyer	169—179
Prof. Dr.-Ing. Sieder	179—181
Geheimer Rat Dr. Dr. D. Gurlitt	181—183
Professor Kloeppel	183—184
Stadtbaudirektor Behrendt	184
Wahl des Ortes für die nächste Tagung	184—188
„Kunstoffahrt durch Schlesien“:	
Von Erwin Hensler, Dresden	189—223
Anmerkungen	224—228
Literatur zur schlesischen Bau- und Kunst- geschichte	229—232
Teilnehmerliste	233—241



12.5V

360



BIBLIOTEKA GŁÓWNA

4/4

224136/1

18/4